

Indianer-
Märchen
aus
Nordamerika

Revízió 2024
9.

HFM Könyvtár
20250828

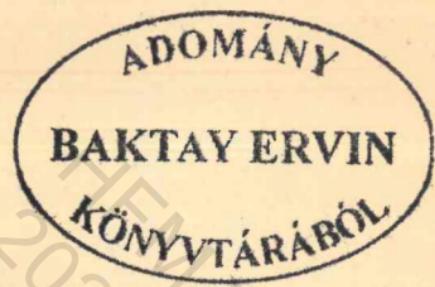
HFM Könyvtár
20250828

HFM Könyvtár
20250828

Herrero Bélelynek

1942. kerácoszra

Herrero Bélelynek



20250828
Herrero Bélelynek
Könyvtár

HFM Könyvtár
20250828

Die Märchen der Weltliteratur



Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zunert

HFM Könyvtár
20250828

HFM Könyvtár
20250828



Sioux-Häuptling

(Nach einer Photographie von F. A. Rinehart, Omaha)

BE 635 (31.749)

Indianermärchen aus Nordamerika

HFM Könyvtár
20250828

Herausgegeben von W. Krickeberg
Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1924

Buchausstattung von Elisabeth Weber
Erstes bis sechstes Tausend / Mit
36 Abbildungen im Text / 8 Tafeln
und einer Karte

HFM Könyvtár
20250828

BE 635
(31.749)



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten. Copyright
1924 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Dem Andenken
meines hochverehrten Lehrers
Paul Ehrenreich

20250828
Könyvtár

HFM Könyvtár
20250828

Einleitung

Nordamerikanische Märchen wurden in Europa allgemeiner zuerst in der freien poetischen Bearbeitung bekannt, die ihnen Longfellow in seinem Epos „Hiawatha“ (1855) gegeben hatte. Seine Hauptquelle war das 1839 erschienene Buch „Algic Researches“ des Henry Rowe Schoolcraft, die erste größere, von einem Kenner indianischer Sprachen nach den Erzählungen der Odschibwa-Indianer des Oberen Sees niedergeschriebene Sammlung nordamerikanischer Mythen und Märchen. Es hat noch heute seinen Wert, wenn man von der dem Geschmack der Zeit entsprechenden literarischen Überarbeitung der Märchen absieht.

Bis in die achtziger Jahre hinein blieb dies 1856 unter anderem Titel neu aufgelegte Buch neben einem ähnlichen Werk von H. Rink über grönländische Eskimomärchen (1875) im wesentlichen die Hauptquelle für die nordamerikanische Märchenforschung. Dann aber hat, vor allem unter der Führung des Deutschamerikaners Franz Boas, eine Sammeltätigkeit eingesetzt, die selbst angesichts der regen europäischen Märchenforschung beispiellos genannt zu werden verdient und uns einen Reichtum an ungeschriebener Literatur beschert hat, der alles in den Schatten stellt, was bisher in anderen Erdteilen unter primitiven Völkern an Märchenschäkeln gehoben wurde. Noch immer ist in der Hochflut der nordamerikanischen Märchenpublikationen, an denen sich die Gelehrten aller großen ethnologischen Forschungsinstitute der Vereinigten Staaten und Kanadas beteiligen, anscheinend kein Stillstand eingetreten, und noch jeder neue Band des hauptsächlich zu diesem Zweck begründeten Journal of American Folk-Lore bringt neue Märchen und Mythen oder wenigstens neue Fassungen bereits bekannter ans Tageslicht, oft von Stämmen, die gegenwärtig auf wenige Individuen zusammengeschmolzen sind. Bei dieser Fülle wäre es ein aussichtsloses Unterfangen, im Rahmen des vorliegenden Bandes eine annähernd vollständige Übersicht über die Märchenliteratur der nordamerikanischen Indianer geben

zu wollen. Während diese Vollständigkeit in dem südamerikanischen Bande dieser Serie nahezu erreicht ist, mußte ich von vornherein darauf verzichten, von den Märchen aller Stämme, von denen Sammlungen vorliegen, auch nur Proben zu bringen. Ich habe mich darauf beschränkt, eine Anzahl der für die nordamerikanische Weltanschauung typischen Erzählungen herauszugreifen, und zwar einmal solche, die mehr oder weniger lückenlos über den ganzen Erdteil verbreitet sind, sodann Märchen oder Märchengruppen, in denen sich die Eigenart bestimmter größerer Kulturgebiete innerhalb des Erdteils mit derselben Deutlichkeit spiegelt, wie in den sonstigen Formen des geistigen Kulturbesitzes. Solcher „mythologischen Provinzen“, die sich gut gegeneinander abgrenzen lassen, unterscheidet die nordamerikanische Märchenforschung bereits eine ganze Anzahl. Ich lasse hier eine kurze Charakteristik folgen.

In der Märchenwelt der Eskimo bewegen wir uns fast immer in einem gleichsam alltäglichen Milieu. Die meisten Geschichten spielen sich auf der Erde ab; die Helden sind Menschen wie wir, und ihre außergewöhnlichen Erlebnisse beschränken sich auf Abenteuer mit irdischen Dämonen, denen sie mit Mitteln begegnen, wie sie in der Alltagspraxis des arktischen Schamanen ganz geläufig sind. Daher fehlen Himmelsmythen fast ganz, ebenso phantastische Tiergeschichten, und das „explanatorische“ Bedürfnis — die Erklärung des Bestehenden aus mythischen Begebenheiten — ist gering entwickelt. — Der menschliche Held steht auch in den Erzählungen der Indianer des Ostens (einschließlich der Prärien) im Vordergrunde, wenn auch der Tierheld (z. B. das „große Kaninchen“ der Algonkinsagen) hier bereits eine wichtige Rolle spielt. Beide vereinen nicht selten die Eigenschaften des Heilbringers und des verschlagenen Ränkeschmiedes („Trickster“) in sich. Ihre Erlebnisse sind (abgesehen von der Einleitungsgeschichte) lose und zusammenhanglos aneinander gezeigte Abenteuer. Die großen zusammenhängenden Mythenzyklen der Irokesen sind ebenso wie die Wandersagen und

Schöpfungsmythen der Caddo-Stämme von Süden oder Südwesten (dem Pueblogebiet) her eingedrungene Elemente. — Verwandt ist die Mythologie der Plateauvölker (Schönen, Kutenä). Der Tierheld vom „Trickster“-Typus überwiegt; es ist hier überall der Präriewolf (Koyote). Fast jedes Märchen hat einen „explanatorischen“ Schluß, der meist die Entstehung irgendwelcher Eigenschaften von Tieren behandelt. — Bei den Nordwestamerikanern nehmen Rabe, Nerz oder Blauhäher die Stelle des Präriewolfs ein. Daneben steht hier wieder ein menschlich gedachtes Wesen, ein echter Kulturheros — bisweilen auch eine Mehrzahl solcher (zwei oder vier) —, der die Welt durchwandert und den Dingen ihre heutige Gestalt und Ordnung gibt. Bemerkenswerterweise spielt das reiche Pantheon, das z. B. die Wilchula entwickelt haben, fast gar keine Rolle in der Märchenwelt der Nordwestamerikaner, doch ist der Schauplatz der Märchen öfter, als bei den bisher erwähnten Völkergruppen, in den Himmel oder in ferne Fabelländer verlegt. Das explanatorische Bedürfnis der Nordwestamerikaner richtet sich in erster Linie auf die Erklärung ihrer merkwürdig verwickelten sozialen Einrichtungen durch Märchen, die den Erwerb von Abzeichen oder Privilegien einer sozialen Gruppe (eines Clans oder Geheimbundes) durch mythische Ahnherren schildern.

Allen bisher betrachteten Völkergruppen gemeinsam ist, wie Boas betont hat, daß die Idee einer Schöpfung fehlt. Die großen Himmelskörper und Naturphänomene, alle irdischen Dinge, Tiere und Menschen, selbst menschliche Einrichtungen (z. B. Ceremonien) gelten als bereits vorhanden, nur besitzen sie entweder noch nicht ihre gegenwärtige Form, oder sie werden an einer unzugänglichen Stelle der Welt von Wesen gehütet, die den Menschen unhold gesonnen sind. Die Schöpfertat der Kulturheroen oder tierischen Helden läuft also lediglich auf eine Umwandlung jener Dinge oder auf ihre Herbeischaffung mit List oder Gewalt hinaus. Ein völlig anderes Bild zeigt die Mythologie der Kalifornier und der südwestlichen (Pueblo-)Völker. Sie allein von allen

Nordamerikanern besitzen eine echte Schöpfungssage. Die Schöpfung der Welt ist hier der Willensakt eines mächtigen Wesens, das durch sein „Denken“ Himmel und Erde aus dem Nichts entstehen läßt, den Menschen hervorbringt und der Urheber seiner Kultur wird. Neben diesem weisen und gütigen, meist durchaus altruistisch handelnden Wesen steht in Kalifornien der Coyote als Urheber alles Schlechten und Unvollkommenen auf dieser Welt (z. B. des Todes). Am folgerichtigsten ist der große Mythos bei den zentralkalifornischen Maidu ausgebildet. Bei den Pueblo-Völkern ist er in die lange, systematisch aufgebaute Stammesgeschichte verwoben, die in der Form einer zusammenhängenden Wandersage auftritt und ganz abseits von den zahlreichen Tiermärchen steht, in denen wiederum der Coyote als Schaf oder Lunichtgut den Mittelpunkt bildet. — Diese Mythologie ist bereits der amerikanischen nahe verwandt; daß sie durch die Wanderungen der Caddo- und Frokesen-Stämme weit nach Norden getragen wurde, habe ich schon bemerkt.

Das Stoffgebiet der nordamerikanischen Märchen umfaßt demnach kosmogonische Mythen, Heldenlegenden und Tierfabeln, Kultlegenden und ganz alltägliche, bald unheimlich, bald humoristisch gefärbte Geschichten von novellistischem Charakter. Eine klare Scheidung zwischen den einzelnen Arten ist nicht möglich, weil der Charakter der Erzählungen sehr gleichartig ist und dieselben Motive in den verschiedenartigsten Fassungen wiederkehren. Auch der scharfe Trennungsstrich, den der nordamerikanische Indianer selbst zwischen „mythischen“ und „historischen“ Erzählungen zieht, verwischt sich für uns, wenn wir sehen, wie die letzteren nicht selten die gleichen übernatürlichen Dinge behandeln wie die ersten. Erzählungen von Ereignissen natürlicher oder übernatürlicher Art sind fast sämtliche von mir ausgewählten Märchen; daher paßt vielleicht die Schilderung des Wilchula-Pantheons S. 181—188 nicht recht in den Rahmen des Bandes. Ich glaubte aber, dies geschlossene Weltbild eines nordamerikanischen Volkes dem Leser nicht vorenthalten zu dürfen.

Die Entstehung der nordamerikanischen Märchen, ihr allmähliches Zusammenwachsen aus oft ganz verschiedenartigen Elementen, ihre besondere Färbung je nach der Kulturhöhe oder Geistesrichtung des betreffenden Stammes, ihre Anpassung an bestehende religiöse Kulte und ihre Ausgestaltung durch einzelne dichterisch veranlagte Individuen, besonders bei Stämmen mit höheren kultischen Organisationen, sind von amerikanischen Gelehrten (Boas, Lowie, Waterman u. a.) in gründlicher, kritisch und methodisch vorbildlicher Weise behandelt worden. In ihrer Auffassung von der Grundbedeutung der Mythen und Märchen stehen diese Forscher in sehr scharfem Gegensatz zu deutschen Mythologen, von denen sich vor allem Paul Ehrenreich eingehend mit der nordamerikanischen Märchenwelt beschäftigt hat. Während Ehrenreich die meisten, auch die scheinbar rein menschlich-irdischen Erzählungen als naturerklärend auffaßt und dabei treffend auf den im Charakter des nordamerikanischen Indianers begründeten Hang zu grüblerischer Spekulation hinweist, vertreten die amerikanischen Forscher den Standpunkt, das nordamerikanische Märchen sei ein rein literarisches Erzeugnis; d. h. es sei fast niemals aus der Beobachtung eines Naturphänomens entstanden als ein Versuch, dies Phänomen nach irdischen Vorbildern zu erklären, sondern eine ursprünglich stets in der menschlich-irdischen Sphäre spielende, aus Lust am Fabulieren erfundene Geschichte, der man jene „exploratorischen“ Züge erst nachträglich hinzugefügt habe.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß ein großer Teil der Märchen (z. B. die schwankartigen Liergeschichten, wie 23 d) tatsächlich Literatur in unserem Sinne ist, daß rein poetische Züge überall auftreten und daß auch formal viele Märchen (vor allem die der Pueblovölker) den Ansprüchen, die an poetische Schöpfungen zu stellen sind, in hohem Maße genügen (vgl. 44 b und 47, besonders die Partien S. 347 f.). So wenig aber die bildende Kunst der Naturvölker allein dem ästhetischen Bedürfnis entspringt, so wenig auch ihre Literatur. Ehrenreich hat mit Recht hervorgehoben, daß die einfache

Schilderung irdischer Vorgänge noch kein Mythus und kein Märchen sei, daß sie dies vielmehr erst durch Einführung des Außergewöhnlichen, des Übernatürlichen werde. Diese Elemente aber lieferten dem Naturmenschenv kaum Erfahrungstatsachen des irdischen Alltagslebens, sondern teils Traum- und Halluzinationszustände (damit hängen besonders Zauber- und Dämonenvorstellungen zusammen), teils der Beobachtung sich aufdrängende Lust- und Himmelserscheinungen. Die Wichtigkeit dieser letzteren für die Mythenbildung wird schon durch die häufige Verlegung der Handlung in den Himmel und das nicht minder häufige Auftreten von ausdrücklich als solche bezeichneten Sonnen- und Mondwesen in den Märchen bewiesen. Aber auch bei mythischen Motiven, deren Himmelsbeziehung nicht ausdrücklich angegeben ist, läßt sich diese durch Vergleich mit Varianten nicht selten nachweisen. Wenn z. B. an Stelle der Klapptüren, zusammenschlagenden Felsen usw., die der Held passieren muß, in manchen Märchen der Spalt zwischen Himmel und Erde erscheint (S. 79/80, 197); wenn für eine Person, die von einem Ungeheuer verschlungen wird und unversehrt wieder auftaucht, in einem Märchen die Sonne eintritt, die nach und nach, ganz wie nach einer Finsternis, aus dem Nachen des verschlingenden Mondungeheurens wieder hervorkommt (S. 288); wenn der Strick, an dem sich ein Himmelsbesucher auf die Erde herabläßt, in einem Falle durch den Sonnenstrahl (S. 224), in andern durch den Blitz ersetzt ist (S. 124/5, 342/3); oder wenn endlich die „magische Empfängnis“ so vieler Märchenhelden, die sonst durch einen Pfeil, ein paar Haare, eine Fichtennadel u. dgl. erfolgt (S. 104, 127/8, 200), in zwei Märchen tatsächlich durch Sonnenstrahlen bewirkt wird (S. 317, 333), wobei die Empfängende natürlich nur die Erde sein kann, deren von Strahlen geschwängertem Schoß am Morgen die junge Sonne und am Abend der Mond entsteigt: — so fällt es schwer, diese doch unmittelbar aus der Naturanschauung gewonnenen mythischen Umschreibungen als nachträglich hineingelegt aufzufassen. Selbstverständlich wird man in allen Fällen, wo man die

Naturbedeutung eines Motivs vermuten darf, sehr vorsichtig vorgehen und in umfangreichem Maße auch das Märchenmaterial aus anderen Erdteilen zum Vergleich heranziehen müssen.

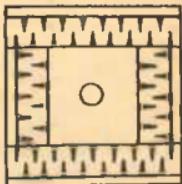
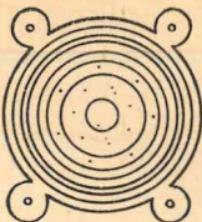
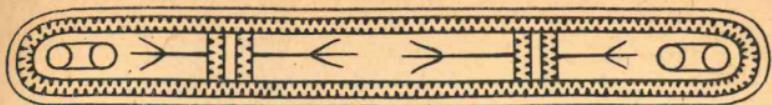
Den weitreichenden südamerikanischen, asiatisch-europäischen und ozeanischen Beziehungen der nordamerikanischen Märchen nachzugehen, verbot leider der knappe Raum der Annmerkungen. Ich habe mich darauf beschränkt, dort nur die Hauptmotive und ihre Verbreitung innerhalb des Erdteils zu streifen. An vielen Stellen sind bedeutsame, für das Verständnis der Motive wichtige Varianten einzelner Märchen aufgenommen worden. — Zur Übersetzung wäre zu bemerken, daß der Zweck des Buches mir in manchen Fällen zu verbieten schien, mich allzu streng an die Vorlagen zu halten. Zusammenziehungen und Kürzungen waren an Stellen nicht zu vermeiden, wo in ermüdender Wiederholung immer wieder das selbe Ereignis berichtet wird — eine Eigentümlichkeit, die sich vielfach aus der Rolle, welche die Märchenerzählung im Rahmen des Kultus spielt, erklärt. Nur so war es überhaupt möglich, manche der großen, typischen Märchenzyklen in die Auswahl aufzunehmen.

Die Schreibung der Eigennamen ist nach Möglichkeit der deutschen Aussprache angepaßt worden. Davon wurde nur in zwei Fällen abgewichen: der für amerikanische Sprachen charakteristische, velare K-Laut ist durch ein q und das weiche und harte englische Th der Navaho-Sprache (Märchen 47) durch ein dh bzw. th wiedergegeben worden.

Berlin-Wilmersdorf, im September 1924

Walter Kriegerberg

HFM Könyvtár
20250828



1. Sonne und Mond

Sn alten Zeiten lebte ein Bruder mit seiner Schwester in einem großen Dorfe, in dem es ein Tanzhaus gab; jeden Abend vergnügte sich die Schwester mit ihren Gespielinnen in diesem Hause. Als einmal alle Lampen in dem Tanzhause ausgelöschten waren, kam ein Unbekannter hinein und tat ihr Gewalt an. Sie vermochte ihn nicht zu erkennen, also schwärzte sie ihre Hände mit Lampenruß und beschmierte, als sich der Vorfall wiederholte, den Rücken des Mannes damit. Sobald die Lampen wieder angezündet waren, sah sie, daß der Vergewaltiger ihr Bruder war. In heftigem Zorn ergriff sie ein Messer, schärfte es und schnitt sich die Brüste ab, die sie ihm mit den Worten darbot: „Iß das, da du ja Geschmack an mir zu finden scheinst!“ Dies erweckte sinnlose Wut in dem Bruder, so daß sie, vor ihm entfliehend, in dem Tanzhause umherrannte. Plötzlich ergriff sie ein Stück Holz, das als Lampenpußer diente und lichterloh brannte, und stürzte aus dem Hause. Der Bruder ergriff ein anderes, fiel aber bei der Verfolgung hin, so daß sein Feuerbrand fast verlöschte und nur noch schwach weiterglomm. Immer höher stiegen die beiden empor und setzten schließlich ihren Lauf am Himmel fort, wobei sich die Schwester in die Sonne, der Bruder in den Mond verwandelte.

2. Der Flug zum Monde



in mächtiger Angakoq, der einen Bären als Tornaq besaß, beschloß einst den Mond zu besuchen. Er setzte sich in den Hintergrund seiner Hütte, den Lampen, die ausgelöscht waren, den Rücken zukehrend; seine Hände waren zusammengebunden, und ein Strick ließ ihm um Knie und Hals. So vorbereitet, rief er seinen Tornaq herbei, der ihn rasch durch die Lüfte trug und zum Mond brachte. Er sah, daß der Mond ein Haus war, sauber bedeckt mit weißen Renntierfellen, die der Mann im Monde in der Nähe zu trocknen pflegte. Zu jeder Seite des Eingangs bemerkte er ferner den Oberkörper eines riesigen Walrosses, das den Kühen, der hier einzudringen wagte, in Stücke zu reißen drohte. Obgleich es also recht gefährlich war, an den wilden Tieren vorbeizukommen, gelang es dem Angakoq doch, unter dem Schutz seines Tornaq ins Haus einzutreten.

Im Türgange erblickte er den einzigen Hund des Mannes im Monde, der Cirietiang hieß und weiß und rot gefleckt war. Als er den Hauptraum betrat, wurde er eines kleinen Unbaues zu seiner Linken gewahr, in dem eine schöne Frau, die Sonne, vor ihrer Lampe saß. Sobald sie den Angakoq eintraten sah, blies sie ihr Feuer aus und verbarg sich hinter dem aufsteigenden Qualm. Der Mann im Monde kam freundlich auf den Angakoq zu, nachdem er sich von seinem Sitz auf der Schlafbank erhoben hatte, und hieß ihn willkommen. Hinter den Lampen waren hohe Haufen von Wildpret und See-hundsfleisch aufgestapelt, doch bot ihm der Mann im Monde vorerst noch nichts davon an, sagte vielmehr: „Mein Weib Ululiernang wird bald hereinkommen, und wir werden dann einen Tanz aufführen. Gib acht, daß du nicht lachst, sonst schlägt sie dir den Bauch mit ihrem Messer auf, nimmt dir die Eingeweide heraus und wirft sie meinem Hermelin vor, das draußen, in jenem kleinen Haus dort lebt.“

Nicht lange danach trat eine Frau ein, die einen länglich-

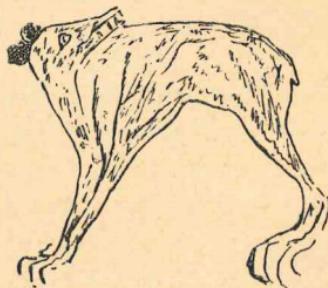
rechteckigen Kessel trug, in dem ihr Ulo lag. Sie stellte ihn auf den Boden und beugte sich vornüber, wobei sie den Kessel wie einen Kreisel herumwirbelte. Dann begann sie zu tanzen. Als sie dem Angakoq ihren Rücken zuwandte, stellte es sich heraus, daß sie hinten hohl war. Rücken, Rückgrat und Eingeweide fehlten ihr ganz, sie besaß nur Herz und Lunge. Der Mann im Monde begann nun mitzutanzen; ihre Körper- und Gesichtsverrenkungen sahen so komisch aus, daß sich der Angakoq nur mit Mühe das Lachen verbeißen konnte. Über gerade im richtigen Augenblick rief er sich die Warnung des Mannes im Monde ins Gedächtnis zurück und sprang aus dem Hause hinaus. Der Mann rief hinter ihm her: „Versieh dich mit deinem großen Eisbären-Tornaq!“ So entkam er unverletzt.

Bei einem erneuten Besuch gelang es ihm, seiner Lachlust Herr zu werden, und er wurde, nachdem die Vorführung zu Ende war, gästfreudlich von dem Mann im Monde aufgenommen. Dieser zeigte ihm das ganze Haus und ließ ihn auch einen Blick in einen kleinen Anbau nahe dem Eingang tun. Da sah er große Herden von Rentieren, die dem Anschein nach über weite Ebenen schweiften. Der Mann im Monde gestattete ihm, sich ein Tier auszusuchen, das sogleich durch eine Öffnung auf die Erde hinabfiel. In einem anderen Gebäude sah er eine Unmenge von Seehunden, die in einem Ozean umherschwammen, und wieder durfte er sich einen von diesen herausgreifen. Schließlich entließ der Mann im Monde ihn, und sein Tornaq trug ihn mit derselben Schnelligkeit, mit der er zum Himmel aufgestiegen war, wieder zu seiner Hütte zurück. Während seines Besuches beim Monde hatte sein Körper unbeweglich und unbeseelt dagelegen, nun aber erwachte er wieder zum Leben. Die Stricke, mit denen seine Hände gebunden waren, fielen zu Boden, obwohl sie zu festen Knoten geschürzt waren. Der Angakoq war völlig erschöpft; erst als die Lampen wieder angezündet waren, konnte er den aufmerksam lauschenden Männern von seinen Abenteuern beim Flug zum Monde berichten.

3. Die drei himmlischen Schwestern



an sagt, daß drei Schwestern Blitz, Donner und Regen verursachen. Die Namen von zweien sind Ingñirtung („die, welche Feuer schlägt“) und Udluqtung („die, welche Felle walzt“) oder Kadlu („Donner“). Sie leben in einem großen Hause, dessen Wände Walfischrippen bilden. Es steht fern im Westen, weit ab vom Meere, denn die Schwestern lieben seine Nähe nicht. Wenn ein Eskimo zufällig in ihr Haus gerät, muß er davoneilen, sonst wird er sofort von Ingñirtungs Blitz getötet. Selbst die Steine fürchten sie, denn sie springen die Hügel hinab, wenn sie es blitzen sehen oder donnern hören. Die Gesichter der Schwestern sind ganz schwarz; Kleidung fehlt ihnen ganz. Ingñirtung läßt es blitzen, indem sie zwei rote Steine aneinanderschlägt. Kadlu donnert, indem sie Robbenfelle walzt und dabei singt. Die dritte Schwestern läßt ihr Wasser, damit es regne. Sie verschaffen sich ihre Nahrung, indem sie Rentiere durch einen Blitzschlag töten, der zugleich das Fell der Tiere singt und ihr Fleisch röstet. Die Akudnirmiut berichten, daß jenseits Iglulik, auf dem amerikanischen Festlande, ein großer Eskimo-Stamm wohne, den sie Kafijoq nennen. Die Weiber dieses Stammes sollen sich Ringe um die Augen tatauieren; diese Eskimo bringen die trockenen Häute einer kleinen Robbenart Kadlu dar, die sie dann zum Donnern gebraucht.



4. Sedna, die Herrin der Seetiere

a) Sedna und Savirqong



inst lebte an einem einsamen Gestade ein
Jung, namens Savirqong (Anguta), mit
seiner Tochter Sedna. Sein Weib war
vor einiger Zeit gestorben, und beide
führten ein stilles Leben. Sedna wuchs
zu einem hübschen Mädchen heran, und
die Jünglinge ringsumher kamen und
hielten um ihre Hand an, aber keiner ver-
mochte, ihr stolzes Herz zu rühren. Endlich flog, als das Eis im
Frühjahr aufbrach, eine Eismöve herbei, die mit lockendem
Gesang um Sednas Gunst warb. „Komm zu mir,“ sprach sie,
„begleite mich ins Land der Vögel, wo es keine Hungersnot
gibt. Dort steht mein Zelt, das aus den schönsten Fellen be-
reitet ist und in dem du auf weichen Bärenfellen ruhen sollst.
Meine Genossen, die Eismöwen, werden dir alles bringen,
wonach dein Herz begehrt; ihr Gefieder soll deine Kleidung
bilden; deine Lampe wird immer mit Tran, dein Löffel immer
mit Fleisch gefüllt sein.“

Sedna widerstand nicht lange dieser Werbung, und beide fuh-
ren über das weite Meer. Als sie endlich nach einer langen
und beschwerlichen Reise das Land der Eismöwen erreichten,
entdeckte Sedna, daß ihr Gatte sie schandbar betrogen hatte.
Ihr neues Heim war nicht aus kostbaren Pelzen erbaut, son-
dern mit erbärmlichen, löcherigen Fischhäuten bedeckt, durch
die Winde und Schnee ungehindert Einlaß fanden; ihr Bett
bestand anstatt aus weichen Fellen aus harten Walrosshäuten
und ihr Lebensunterhalt aus armseligen Fischen, die ihr die
Vögel brachten. Nur zu bald sah sie ein, daß sie sich aller Vor-
teile begeben hatte, als sie in ihrem törichten Stolze die Wer-
bungen der Inuitjünglinge zurückwies. Und sie sang in ihrem
Gram: „Aja! O Vater, wußtest du, wie elend ich bin, so wür-
dest du kommen, und wir würden zusammen in deinem Boot
übers Meer entfliehen. Mit unfreundlichen Blicken sehen die
Vögel auf mich, die Fremde; kalte Winde heulen um mein

Lager, und erbärmlich ist das Essen, das man mir gibt. Komm und nimm mich wieder mit dir nach Haus! Aja!" Als ein Jahr um war und wieder wärmere Winde über das Meer wehten, verließ Sednas Vater sein Land, um seine Tochter zu besuchen. Freudig begrüßte sie ihn und flehte ihn an, sie mit nach Haus zu nehmen. Sobald er von dem Schimpf hörte, der seiner Tochter angetan war, sann er auf Rache. Er tötete die Eismöwe, nahm Sedna in sein Boot, und beide verließen sogleich das Gestade, das Sedna soviel Leid gebracht hatte. Als die anderen Eismöwen zurückkehrten und sahen, daß ihr Genosse tot und sein Weib auf und davon gegangen war, flogen sie alle von dannen, um die Flüchtlinge zu suchen. Sie waren sehr betrübt über den Tod ihres gemordeten



Kameraden und jammern und weinen noch bis zum heutigen Tage um ihn. Nach kurzem

Fluge sichteten sie das Boot und erregten einen heftigen Sturm. Das Meer hob sich in gewaltigen Wogen, die das Paar zu verschlingen drohten. Da beschloß der Vater in der Gefahr des Todes, Sedna den Vögeln zu opfern, und warf sie über Bord. Sie flammerte sich mit verzweifeltem Griff an den Rand des Bootes. Der Grausame ergriff sein Messer und schnitt ihr die ersten Fingerglieder ab, die sich, als sie ins Wasser fielen, in Wale verwandelten, wobei die Fingernägel Fischbein wurden. Noch dichter schmiegte sich Sedna an das Boot, da fielen auch die zweiten Fingerglieder unter dem scharfen Messer und schwammen als Ringelrobben davon, und als der Vater die letzten Fingerstummel abschnitt, wurden sie zu Bartrobben. Mittlerweile hatte der Sturm nachgelassen, denn die Eismöwen dachten, daß Sedna nunmehr ertrunken sei. Da ließ der Vater Sedna wieder ins Boot kommen. Doch von nun an hegte sie einen tödlichen Haß gegen ihn und schwor ihm bittere Rache. Als sie gelandet waren und er sich zum Schlafen niedergelegt hatte, rief sie ihre Hunde herbei und ließ ihm Hände und Füße abfressen. Da verfluchte er sich, seine Tochter und die Hunde, die ihn

verstümmelt hatten. Die Erde tat sich auf und verschlang die Hütte samt dem Vater, der Tochter und den Hunden.

Variante

Savirqong, ein alter Mann, lebte allein mit seiner Tochter; Ihr Name war eigentlich Niviarsiang („Mädchen“), sie wurde aber, da sie niemand zum Gatten nehmen wollte, Uningumissuitung („die keinen Gatten haben will“) genannt. Sie wies alle Bewerber ab; schließlich gewann aber ein weiß- und rotgefleckter Hund, namens Tjirqang, ihre Zuneigung und wurde von ihr zum Gatten genommen. Sie hatten zehn Kinder, von denen fünf Adlet und fünf Hunde waren. Die untere Körperhälfte der Adlet war die von Hunden und daher bis auf die Sohlen ganz behaart, die obere Hälfte die von Menschen. Als die Kinder heranwuchsen, wurden sie sehr gefräßig, und da der Hund Tjirqang durch nichts zu bewegen war, auf die Jagd zu gehen, vielmehr seinen Schwiegervater für die ganze Familie sorgen ließ, war es schwer für Savirqong, sie zu unterhalten. Zudem waren die Kinder schreckliche Schreihälse, so daß es dem Großvater schließlich zuviel wurde und er die ganze Familie in sein Boot packte und nach einer kleinen Insel schaffte. Er hieß den Hund Tjirqang jeden Tag zu ihm hinüberkommen, um Fleisch zu holen.

Niviarsiang hing ein Paar Stiefeln um den Hals ihres Gatten; so ausgerüstet schwamm er über den schmalen Meeresarm hinüber. Savirqong aber füllte, anstatt mit Fleisch, die Stiefeln mit schweren Steinen, die Tjirqang in die Tiefe zogen, als er versuchte, nach der Insel zurückzuschwimmen. Die Tochter sann auf Rache für den Tod ihres Gatten. Sie sandte die jungen Hunde nach der Hütte des Großvaters und ließ ihm Hände und Füße abfressen. Dafür warf Savirqong, als Niviarsiang sich einmal in seinem Boote befand, die Tochter über Bord und schnitt ihr die Finger ab, als sie sich am Bootsrand festzuklammern suchte. Sowie die Finger ins Meer fielen, wurden sie in Robben und Wale verwandelt. Schließlich ließ der Vater sie jedoch wieder ins Boot steigen.

Da sie befürchtete, der Vater würde darauf ausgehen, ihre Kinder zu töten oder zu verstümmeln, befahl sie den Adlet, ins Innere des Landes zu ziehen, wo sie in der Folgezeit die Ahnen einer zahlreichen Bevölkerung wurden. Für die jungen Hunde aber machte sie Boote aus ihren Stiefelsohlen, versah diese mit zwei Stöcken als Masten und schickte die Tierchen über das Meer. Sie stimmte dabei folgenden Gesang an: „Ungnaijaja! Wenn ihr drüben überm Meer ankommt, werdet ihr vieles schaffen, was euch Freude bereitet. Ungnaijaja!“ Sie gelangten in das Land jenseits des Meeres und wurden die Ahnen der Qadlunait (Europäer).

b) Sednas Reich

Sedna und ihr Vater leben, seit sie von der Erde verschlungen wurden, im Lande Adlivun, dessen Herrin Sedna ist, in einem großen Hause, von dem Sedna die eine, ihr Vater die andere Seite inne hat und in dem es keine Renntierfelle gibt. Der Vater, unfähig sich zu bewegen, ruht, bedeckt mit alten Fellen, auf seiner Schlafbank; im Hauseingang liegt quer über der Schwelle Sednas Hund als Wächter. Die Angakut, die bisweilen ihr Haus besuchen, beschreiben Sedna als sehr groß und viel schlanker als die Inuit; sie hat nur ein Auge — das andere hatte ihr der Vater auf der Flucht vor den Eismöwen ausgestochen — und ist kaum imstande, sich zu bewegen. Auch ihr Vater ist ein Krüppel, einäugig wie seine Tochter. Wenn jemand an einer Krankheit stirbt, so erscheint er, ergreift den Sterbenden mit seiner verstümmelten Rechten, an der nur drei Finger sind, und zieht ihn in seine Behausung im Adlivun hinab; der Hund rückt nur ein wenig beiseite, gerade so viel, daß die Totenseele Raum zum Eintreten hat. In diesem schauerlichen Hause muß die Totenseele ein ganzes Jahr leben und an der Seite Angutas liegen, der sie zwächt und zwackt. Sie heißt in dieser Zeit Lupilaq und gilt als ein übelwollendes Gespenst. Dann erst wird die Totenseele ein Adliparmio, lebt verhältnismäßig glücklich und darf Wale und Walrosse jagen, ist dabei aber fast immer von Eis und Schnee bedrängt.

Variante

In der Tiefe des Meeres wohnt eine Frau, die Arnarquagssaq heißt. Sie sitzt in ihrer Behausung vor ihrer Lampe, unter der ein Gefäß steht, in das der Tran tropft, der von der Lampe herabfließt. Aus diesem Gefäß nimmt sie alle die Tiere, die dem Menschen als Nahrung dienen, heraus und sendet sie zur Erde empor. Aber in gewissen Fällen enthält sie den Menschen diese Nahrung vor und verursacht so Mangel und schließlich Hungersnot. Dies geschieht allemal, wenn sich bösertiges Ungeziefer, Aqdlerutit genannt, auf ihrem Kopfe eingenistet hat, und es ist dann die Aufgabe des Angakoq, sie von diesem Ungeziefer zu befreien, um zu bewirken, daß sie wieder die Tiere zum Wohlergehen der Menschen zur Oberwelt hinauffende. Auf dem Wege zu ihr kommt er zuerst an den Ursissut vorüber, dann hat er einen Abgrund zu überschreiten, in dem sich rastlos ein Rad, schlüpfrig wie Eis, herumdreht; wenn er dann noch heil und gesund einen kochenden Kessel mit Seehunden darin hinter sich gelassen hat, steht er vor ihrem Hause, vor dem furchterregende Tiere — bald als Seehunde, bald als Hunde beschrieben — die Wache halten; und in dem Hauseingange selbst steht ihm noch der Übergang über einen Abgrund auf einer Brücke bevor, deren Breite nicht größer ist als eines Messers Schneide.

c) Der Ursprung von Walross und Renntier

Gine Frau schuf Walross und Renntier während einer Hungersnot. Sie schnitt sich den Bauch auf und nahm ein Stück Fett heraus, das sie aufs höherliegende Land trug, wo es durch einen Zauberspruch in ein Renntier verwandelt wurde. Sobald sie das Tier erblickte, erschrak sie und gebot ihm, davonzulaufen; aber das Renntier kam auf sie zu und wollte nicht weichen. Da wurde sie ärgerlich und schlug ihm die Zähne aus; sogleich machte das Tier kehrt, doch ehe es noch entkam, gab sie ihm einen Fußtritt, der ihm den Schwanz kostete. Daher kommt es, daß das Renntier gewisser Zähne ermangelt und nur einen kurzen Schwanzstummel hat. Die Frau

aber fuhr fort, das Renntier zu hassen. Sie stieg wieder zum Gestade hinab und warf ein anderes Stück Fett ins Wasser; es verwandelte sich in ein Walroß, das sofort davonschwamm.

Variante

Während einer Hungersnot trug eine Frau ihre Stiefel aufs höhere Land und verwandelte sie durch Zauberspruch in Renntiere, die sich weithin über das Land verbreiteten. Dann warf sie ihre Hosen ins Meer, wo sie sich in Walrosse verwandelten. Die ersten Renntiere hatten noch große Hauer, aber keine Geweih, während die Walrosse Geweih, aber keine Hauer trugen. Die Eskimo fanden bald heraus, daß dies sehr gefährlich für die Jäger sei, da die Renntiere Verfolger mit ihren Hauern töten und die Walrosse Boote mit ihren Geweihen umstürzen konnten. Daher übertrug ein alter Mann das Geweih vom Walroß auf das Renntier und die Hauer vom Renntier auf das Walroß.

5. Geschichten von den Ingnerssuit (Unterweltsgestirn)



ie erste Erde, die entstand, hatte weder Meere noch Gebirge, sondern war ganz glatt. Da Ihm da droben die Menschen auf ihr nicht gefielen, zerstörte Er die Erde. Sie barst; die Menschen fielen in die Spalten und wurden Ingnerssuit. Das Wasser überströmte alles. Als die Erde wiedererstand, war sie vollständig bedeckt von einem Eisgletscher. Dieser verschwand allmählich, und vom Himmel fielen zwei Menschen herab, von denen die Erde bevölkert wurde. Jahr für Jahr nimmt der Eisgletscher ab. An vielen Orten sieht man noch Zeichen von der Zeit, da das Meer über den Bergen stand.

Es begab sich einst, daß zwei Männer mit einer Frau, die Nagguanguak hieß, auf die Renntierjagd gingen. Unterwegs zankten sie sich mit ihr, worüber sie sich so ärgerte, daß sie, um zurückzubleiben, an ihren Stiefelbändern nestelte. Die Männer warteten eine Weile auf sie, gingen aber schließlich ohne sie weiter und verloren sie bald aus den Augen, da sie sich absichtlich hinter einigen großen Steinhaufen versteckte. Sie hörte, wie sie nachher, auf der Suche nach ihr, dicht an ihrem Versteck vorbeikamen und über ihr Ausbleiben zeterten; nichtsdestoweniger verhielt sie sich ganz still, bis sie fort waren. Als sie sich allein sah, kam sie hervor und ging nach der entgegengesetzten Richtung davon. Nach einiger Zeit gelangte sie an einen Möwenhügel; sie sah einen Mann aus ihm herausreten und wollte schon entfliehen, aber der Mann hielt sie fest und befahl ihr, sie solle mit in seine im Möwenhügel gelegene Wohnung kommen, er wolle sie nämlich heiraten. Widerstreßend folgte sie, aber als er die Tür zu seiner Wohnung öffnete, bemerkte sie, daß diese mit Renntierfellen austapezierte Wände besaß und überhaupt ganz behaglich ausschaute. Sie verschluckte also ihre Tränen, trat in den Hügel ein und wurde sein Weib. Als sie nach einiger Zeit mit einem Knaben niederkam, wollte der Vater ihn Tmitlungnarsunguak nennen. Die Frau mochte nichts davon wissen und sagte, sie hätte keinen Verwandten mit einem solchen Namen; aber ihr Gatte erwiderete, das mache nichts, er wolle trotzdem schon dafür Sorge tragen, daß ein großer Jäger aus ihm werde; also ließ sie ihm seinen Willen. Als der Knabe heranwuchs, begann die Mutter, die schon viele Winter dort zugebracht hatte, sich nach ihrer alten Heimat zu sehnen und äußerte den Wunsch, zurückzukehren. Ihr Gatte erwiderete ihr lediglich: „Ich beanspruche seine erste Jagdbeute. Merke dir's!“ Darauf verließ sie ihn mit ihrem Sohn, lehrte zu ihrer alten Verwandtschaft und Hausgenossenschaft zurück und lebte wieder unter ihren Angehörigen.

Wenn die andern Kinder mit ihrem Sohne spielten, pflegte

sie ihnen zu sagen, sie sollten ihm nichts zuleide tun; und aus Angst vor seinem unbekannten Vater taten sie's auch nicht. Als er schon ziemlich herangewachsen war und die Männer Vorbereitungen zu einem Jagdzuge treffen sah, verlangte ihn sehr danach, mit ihnen zu gehen. Sowie seine Mutter dies bemerkte, ging sie hinaus und rief laut: „Verschaff' ihm Jagdgerät!“ Am nächsten Morgen fand sie es tatsächlich draußen auf dem Boden nahe dem Hütteneingang vor. Als der Sohn seine erste Jagdbeute heimbrachte, ging sie wieder hinaus und schrie aus Leibeskräften: „Zmitlungnarsunguak hat einen See-
hund erlegt.“ Während sie hineinging, waren die Männer geschäftig dabei, den Seehund ins Haus zu schleifen. Am andern Ende des Türgangs brachte man's nicht fertig, ihn über die Schwelle ins Innere des Hauses zu heben; er kollerte rückwärts und — war im Nu verschwunden. Natürlich hatte ihn der Vater des Knaben geholt. Die nächste Beute erhielt seine Mutter; als er aber zum drittenmal jagen ging, blieb er fort. Seine Mutter flüchte nunmehr seine Sachen und brachte sie in Ordnung. Dann ging sie am Abend hinaus wie sonst, schrie etwas, so laut sie konnte, und sogleich kamen die Sachen aus dem Hause herausgeslogen; sie rannte hinter ihnen her und sah, als sie am Gestade angelangt war, das Küsteneis sich emporheben; es gab einen Spalt frei, in den die Sachen hineinschlüpfen und die Mutter hinterher. Sie gelangte in ein unterirdisches Haus, das den Ingnerssuit gehörte, und fand dort ihren Sohn, der an Händen und Füßen gefesselt war. Sie löste seine Bände, half ihm eilends in die Kleider und nahm ihn mit sich fort.

c

Guvitsina verließ das Boot und den Jagdtrupp, in dessen Gesellschaft er den Sommer über gereist und dem er bis in eine Meerenge gefolgt war, und fuhr allein in seinem Kajak an der Küste entlang. Als er sich einem niedrigen, steilen Felsen näherte, tat dieser sich plötzlich ganz von selbst auf; neugierig fuhr er in die Öffnung hinein. Raum war er drinnen, so

war er auch schon von Ingnerssuit umringt, die ihm sein Kajak wegnahmen und in Stücke schlugen. Dann schleppten sie ihn in ihr Haus und legten ihn auf die seitliche Schlafbank nieder; ihre alte Hausmutter schliff ihr Messer, ging zu ihm, schnitt ihm die Nase ab und band ihn an einem Hüttenpfosten fest. In dieser Notlage kamen ihm endlich seine Tornaq in den Sinn. Die ersten, die er anrief, wurden aber von den Ingnerssuit überhaupt nicht bemerkt und hatten daher keine Macht über sie. Da fiel es ihm ein, er könne zwei Schutzgeister, die er unter den wohlgesinnten Ingnerssuit besaß, herbeirufen. Er tat es, und sogleich vernahm man ihr Nahen; sie hießen Nepingasuak und Napatarak. Der letztere war zuerst zur Stelle und schrie laut: „Was habt ihr Kuvitsina getan?“ Er war in schrecklicher Wut, durchschnitt sogleich die Stricke, die Kuvitsina fesselten, gab ihm ein Amulett und sprach: „Mach, daß du fortkommst.“ Er war bereits verschwunden, noch ehe Nepingasuak erschien. Als dieser Geist Kuvitsinas zerbrochenes Kajak sah, hauchte er es nur an, und es war sofort wieder ganz. Dann kehrte er wieder ins Geisterreich zurück, während Napatarak unterdessen die Ingnerssuit folgendermaßen warnte: „Nie dürft ihr euch an den Leuten, die auf der Oberfläche der Erde wohnen, vergreifen; vielmehr mußt ihr sie achten, denn sie allein vermögen jene Tiere zu besiegen, die wir fürchten, wie die Wale, die sie mit Hilfe ihrer Schwimmbblasen fangen.“ Auf dem Heimwege traf Kuvitsina wieder Nepingasuak und vernahm gleichzeitig ein merkwürdiges Geräusch über seinem Kopf. Es war seine Nase, die durch die Luft herangewirbelt kam und sich genau auf ihrem alten Platz wieder festsetzte — nur saß sie jetzt ein bißchen schief. So gelangte Kuvitsina nach Hause.





6. Kagsagsuk (Qaudjaqdjuq), der arme Waisenknahe



s war einmal ein armer Waisenknahe, der unter hartherzigen Leuten lebte. Er hieß Kagsagsuk; seine Pflegemutter war eine dürftige alte Frau. Diese armen Leute wohnten in einem erbärmlichen, kleinen Verschlage neben dem Lürgang eines Hauses und durften den Hauptraum nicht betreten. Kagsagsuk wagte sogar nicht einmal, den Verschlag zu betreten, sondern lag im Lürgange und mußte sich unter den Hunden ein warmes Plätzchen suchen. Wenn die Männer frühmorgens ihre Schlittenhunde mit den Peitschen weckten, bekam auch der arme Junge, ebenso wie die Hunde, eins übergezogen. Dann pflegte er laut „Na-ah! Naah!“ zu schreien und machte sich dadurch, daß er sich wie ein Hund benahm, selbst zum Gespött. Wenn die Männer sich an allerhand gefrorenen Gerichten, Walroshaut oder Fleisch, gütlich taten und der kleine Kagsagsuk sehnsüchtig über die Schwelle lugte, dann kam es wohl auch vor, daß ihn die Männer hinüberhoben, wobei sie ihre Finger in seine Nasenlöcher steckten; diese wurden davon natürlich sehr groß, im übrigen aber blieb er so klein wie er war. Man gab dem armen Tropf dann auch Abfälle von dem gefrorenen Fleisch zu essen, ohne ihm aber ein Messer zum Zerschneiden des Fleisches zu lassen; er solle nur seine Zähne statt dessen nehmen! Ein andermal wieder zog man ihm ein paar Zähne aus unter dem Vorwande, er äße zuviel. Seine Pflegemutter verschaffte ihm Stiefel und einen kleinen Hakenspeer, damit er draußen vor dem Hause mit den andern Kindern spielen könne; aber diese warfen ihn zu Boden und wälzten ihn im Schnee, stopften ihm die Kleider voll damit und mißhandelten ihn auf jede Weise auf das grausamste. Die Mädchen bewarfen ihn nicht selten über und über mit Schmutz. So wurde der arme Junge

von allen Seiten gequält und gehänselt und blieb, abgesehen von seiner Nase, mit seinem ganzen Körper im Wachstum zurück.

Im Laufe der Zeit wagte er sich auf eigene Faust weiter vom Hause fort, bis hinein in die Berge, suchte einsame Plätze auf und sann darüber nach, auf welche Weise er Körperkraft erlangen könne. Seine Pflegemutter hatte ihn gelehrt, wie er das anzufangen habe. Eines Tages stellte er sich zwischen zwei hohen Bergen auf und rief: „Herr der Stärke, komm herbei! Herr der Stärke, zeig' dich mir!“ Da erschien ein großes Tier in der Gestalt eines Amarok; Ragsagsuk war sehr erschrocken und wollte schon davonlaufen, aber das Ungeheuer hatte ihn bald eingeholt, schlang ihm seinen Schweif um den Körper und warf ihn zu Boden. Vollkommen unfähig, sich zu erheben, hörte er plötzlich etwas klappern und sah eine Anzahl Seehundsknöchelchen, ähnlich kleinen Spielknöcheln, aus seinem Körper herausfallen. Der Amarok sagte zu ihm: „Diese Knöchelchen haben dein Wachstum aufgehalten.“ Wieder schlang er seinen Schweif um den Knaben, und zum zweitenmale fielen Knöchelchen zur Erde, diesmal aber weniger als beim erstenmal; und als das Tier ihn zum drittenmal zu Boden warf, fielen die letzten Knöchelchen heraus. Beim viertenmal strauchelte Ragsagsuk nur noch, und beim fünftenmal fiel er überhaupt nicht mehr hin, sondern sprang in die Höhe. Da sagte der Amarok: „Wenn du stark und kräftig werden willst, mußt du jeden Tag zu mir kommen.“ Auf dem Heimwege fühlte sich Ragsagsuk sehr erleichtert, konnte sogar rennen und stieß und schlug dabei nach den Steinen, die auf seinem Wege lagen. Als er sich dem Hause näherte, riefen die Mädchen: „Da kommt Ragsagsuk! Laßt uns ihn mit Schmuck bewerfen,“ und die Knaben schlugen und quälten ihn wie zuvor. Er ließ sich aber alles gefallen und legte sich nach alter Gewohnheit zwischen den Hunden schlafen. Von nun an hatte er jeden Tag eine Zusammenkunft mit dem Amarok und ließ dann immer wieder dieselbe Kur über sich ergehen; täglich fühlte er sich stärker werden, stieß, wenn er nach Hause ging, wahre

Felsblöcke vor sich her oder kugelte sich über den Boden hin, daß die Steine nur so stoben. Schließlich war der Amarok nicht mehr imstande, ihn zu bezwingen, und sprach zu ihm: „Nun ist's genug! Menschliche Wesen werden dich nie mehr überwinden. Noch magst du weiter an deinen alten Gewohnheiten festhalten; aber wenn der Winter einsetzt und das Meer gefriert, ist es Zeit, deine Kräfte zu zeigen. Dann werden drei mächtige Bären erscheinen, die von deiner Hand getötet werden sollen.“ An diesem Tage rannte Kagsagsuk den ganzen Weg nach Hause zurück und schleuderte die Steine, wie es seine Gewohnheit war, mit den Füßen nach rechts und links. Zu Hause angekommen mäßigte er seine Schritte, und die Leute peinigten ihn mehr denn je.

Eines Tages im Herbst kehrten die Kajakmänner mit einem großen Stück Treibholz zurück, das sie an einigen Steinblöcken am Strand befestigten, denn sie fanden es zu schwer, um es sogleich nach dem Hause hinaufzuschaffen. Bei Einbruch der Nacht sagte Kagsagsuk zu seiner Pflegemutter: „Gib mir deine Stiefel, Mutter, damit ich hingehen und mir das große Stück Treibholz ansehen kann.“ Sobald alle schlafen gegangen waren, schlüpfte er aus dem Hause, begab sich nach dem Strand, löste die Laue, warf sich den Holzstamm auf die Schultern und trug ihn hinter das Haus, wo er ihn tief im Erdboden vergrub. Als am nächsten Morgen der erste Mann hinausging, rief er: „Das Treibholz ist fort!“ Die übrigen kamen herzu, sahen die Laue durchschnitten und staunten darüber, weil das Holz augenscheinlich weggeschwemmt worden war und doch weder Wind noch Flut es getan haben konnten. Eine alte Frau aber, die zufällig hinter das Haus gegangen war, rief plötzlich: „Seht doch, hier ist der Stamm!“ worauf alle nach der Stelle eilten, einen gewaltigen Lärm erhoben und riefen: „Wer mag das getan haben? Wahrlieb, es muß ein Mann von außergewöhnlicher Stärke unter uns sein!“ Jeder einzelne von den jungen Leuten warf sich in die Brust, um den Anschein zu erwecken, er selbst sei der unbekannte starke Mann.

Zu Beginn des Winters wurde Kagsagsuk von seinen Haus-

genossen noch schlechter als zuvor behandelt; er aber blieb bei seinen alten Gewohnheiten, um nicht Verdacht zu erwecken. Schließlich war das Meer ganz von Eis bedeckt, und die Robbenjagd hörte auf. Als die Tage schon wieder länger wurden, eilten Männer herbei, um zu melden, man habe drei Eisbären einen Eisberg hinaufklettern sehen. Niemand wagte hinauszugehen und sie anzugreifen. Jetzt war für Ragsagsuk der Zeitpunkt des Handelns gekommen. „Mutter“, sprach er, „gib mir deine Stiefel, ich will hinausgehen und mir die Bären einmal ansehen.“ Die Pflegemutter war nicht sehr davon erbaut, warf ihm aber nichtsdestoweniger die Stiefel hin und sagte spöttisch: „Dann bring’ mir nur auch ein Fell für meinen Schlafplatz mit und ein anderes zum Zudecken, wenn du wiederkommst.“ Er nahm die Stiefel, band sich seine Lumpen am Leibe fest und stürzte den Bären entgegen. Die vor dem Hause standen, riefen: „Was? Ist das nicht Ragsagsuk? Was mag er vorhaben? Jagt ihn zurück“, und die Mädchen schrien: „Er ist sicherlich nicht bei Sinnen!“ Aber Ragsagsuk bahnte sich seinen Weg mitten durch den Haufen, als sei dieser ein Schwarm kleiner Fische. Seine Fersen schienen im schnellen Laufe fast seinen Nacken zu berühren, und der hochgewirbelte Schnee funkelte zerstiebend in allen Farben des Regenbogens. Er stieg den Eisberg hinan, indem er sich mit den Händen festhielt; augenblicklich erhob der größte Bär seine Fauste, aber Ragsagsuk drehte sich einmal um sich selbst, um sich unverwundbar zu machen, ergriff das Tier bei den Vorderpranken und schmetterte es gegen den Eisberg, daß die Schenkel sich aus den Gelenken lösten. Dann warf er den Körper hinab auf das Eis, den dort Umherstehenden vor die Füße, und schrie: „Das war mein erster Fang! Häutet ihn ab und zerlegt ihn.“ Die andern dachten: „Der nächste Bär wird ihn sicher töten.“ Aber dasselbe Schauspiel wiederholte sich, und wieder wurde der Körper des Tieres auf das Eis hinabgeworfen. Den dritten Bären aber ergriff Ragsagsuk bei den Vorderpranken, schwang ihn über seinem Kopf und schleuderte ihn auf einen der Zuschauer mit dem Ruf: „Der Kerl da hat sich

schamlos gegen mich benommen.“ Dann warf er ihn gegen einen anderen und schrie: „Und der da hat mich noch schlimmer behandelt!“ und so fort, bis alle vor ihm davonliefen und in großer Bestürzung nach dem Hause hinflohen. Hinter ihnen drein kam er selbst, ging straßs auf seine Pflegemutter zu und gab ihr die beiden Eisbärenfelle mit den Worten: „Da ist ein Fell für dein Bett und ein anderes zum Zudecken“, worauf er ihr befahl, das Fleisch der Bären zuzurichten und zu kochen. Nun wurde er von den Insassen gebeten, den Hauptraum des Hauses zu betreten; aber nach alter Gewohnheit lugte er nur über die Schwelle und sprach: „Ich komme nicht hinüber, wenn mich nicht einer in die Nasenlöcher faßt und hinüberhebt!“ Als aber keiner es zu tun wagte, kam seine alte Pflegemutter und tat so, wie er es verlangte. Alle Männer waren mit einemmal sehr höflich zu ihm geworden. Der eine sprach: „Tritt doch näher!“ Der andere: „Sez' dich doch, lieber Freund!“ „Aber nein, nicht dorthin, wo die Schlafbank keine Decke hat,“ rief ein dritter; „hier ist ein besserer Platz für Ragsagsuf.“ Er aber wies alle ihre Einladungen ab und nahm auf der Seitenbank Platz. Einige sprachen zu ihm: „Wir haben Stiefel für Ragsagsuf“, andere: „Und hier sind Hosen für ihn.“ Und die Mädchen wetteiferten in Angeboten, ihm Kleider zu machen. Nach dem Abendbrot befahl einer der Insassen einem Mädchen, Wasser für „unseren lieben Ragsagsuf“ zu holen. Als sie zurückgekommen war und er einen Schluck zu sich genommen hatte, zog er sie sanft an sich und lobte sie, daß sie so flink mit dem Wasserholen gewesen sei; dann aber drückte er sie plötzlich so stark, daß ihr Blut aus Mund und Nase stürzte. Dann sagte er bloß: „Ich glaube, sie ist geplatzt!“ worauf die Eltern sehr demütig erwiderten: „Das macht nichts, sie taugte ja doch nur zum Wasserholen.“ Später, als die Knaben hereinkamen, rief er ihnen zu: „Was werdet ihr einmal für tüchtige Seehundsjäger werden“, packte aber gleichzeitig einige von ihnen und quetschte sie zu Tode, während er andere dadurch tötete, daß er ihnen die Gliedmaßen auseinanderriß. Die Eltern aber wagten immer nur zu sagen:

„Das schadet gar nichts! Er war sowieso nichts wert, und sein Schießen war nur Spielerei.“ So fuhr Kagsagsuk fort, alle Hausinsassen zu morden, und hörte erst auf, bis alle von seiner Hand getötet waren. Nur die armen Leute, die gut zu ihm gewesen waren, schonte er und lebte mit ihnen von den Vorräten, die für den Winter aufgespeichert worden waren. Dann wählte er die besten Kajaks, die da waren, aus und übte sich in ihrem Gebrauch, wobei er sich zuerst nahe der Küste hielt. Mit der Zeit aber wagte er sich weiter auf die hohe See hinaus und fuhr bald mit seinem Kajak weit nach Süden und Norden. Stolz auf seine Kraft, zog er allenthalben umher, um sie zu zeigen, und darum ist er auch bis zum heutigen Tage an der ganzen Küste bekannt. An vielen Stellen werden noch jetzt die Spuren seiner Heldenataten gezeigt, was als ein Beweis dafür gilt, daß die Geschichte von Kagsagsuk wahr ist.

Varianten

Bor langer Zeit lebten drei Brüder beieinander. Zwei waren erwachsen, der dritte war noch ein Knabe; er hieß Qaudjaqduq. Die beiden älteren hatten die Heimat verlassen und waren viele Jahre umhergezogen, während der jüngste bei seiner Mutter in seinem Geburtsort lebte. Da sie keinen Ernährer hatte, wurde der arme Junge von allen Männern des Dorfes mißhandelt; niemand war da, der ihn schützte.

Endlich kehrten die älteren Brüder, des Umherstreifens müde, nach Hause zurück. Als sie vernahmen, daß der Knabe von allen Inuit schlecht behandelt worden sei, gerieten sie in Zorn und sannen auf Rache. Zunächst jedoch sagten sie noch nichts, sondern bauten ein Boot, in dem sie zu entfliehen gedachten, sobald sie ihre Pläne ausgeführt hätten. Sie waren geschickte Bootsbauer und daher sehr rasch mit ihrer Arbeit fertig. Als sie das Boot erprobten, fanden sie, daß es über das Wasser so schnell dahinschoß, wie eine Eidergans fliegt. Damit waren sie aber noch nicht zufrieden; deshalb zerstörten sie

das Boot wieder und bauten ein neues, das an Schnelligkeit einer Eisente gleichkam. Auch das genügte ihnen noch nicht, sie zerstörten es und bauten ein drittes, das endlich schnell genug war. Nachdem sie fertig waren, lebten sie still und ruhig unter den andern Männern. In dem Dorfe gab es ein großes Tanzhaus, das zu jedem Feste gebraucht wurde. Eines Tages betraten es die drei Brüder und verschlossen es wieder hinter sich; dann begannen sie zu tanzen und zu singen und fuhren damit fort, bis sie erschöpft waren. Da keine Sitzbank im Hause war, baten sie ihre Mutter, eine zu holen; als sie die Tür aufmachten, um sie hereinzulassen, entschlüpfte ein Hermelin, das sie bis dahin in dem Hause verborgen gehalten hatten.

Nahe dem Tanzhaus waren die übrigen Inuit des Dorfes beim Spiel versammelt. Als sie das Hermelin, das durch die Schar lief, erblickten, versuchten sie es zu haschen. Im Eifer der Verfolgung strauchelte ein Mann, der das Tierchen schon fast erwischt hatte, über einen Stein und fiel so unglücklich, daß er auf der Stelle tot war. Das Hermelin wurde mit seinem Blute bespritzt, besonders ums Maul. Während der darauf entstehenden Verwirrung entkam es wieder ins Tanzhaus, wo es sich in derselben Ecke wie zuvor verbarg.

Die Brüder, die noch darin waren, hatten wieder zu singen und zu tanzen begonnen. Als sie erschöpft waren, sagten sie ihrer Mutter, sie solle etwas zu essen bringen. Während sie dabei die Tür öffneten, entschlüpfte das Hermelin von neuem und lief zwischen die Inuit, die noch beim Spielen waren. Beim Anblick des Tieres argwöhnten diese, die Brüder würden sie wieder zur Verfolgung verlocken und so einen nach dem andern ins Verderben stürzen. Deshalb stürmte der ganze Haufen das Tanzhaus in der Absicht, die Brüder zu töten. Da die Tür verschlossen war, kletterten sie auf das Dach und deckten es ab; als sie aber ihre Speere ergriffen, um die drei Männer zu durchbohren, öffneten diese die Tür und stürzten zum Ufer hinab. Ihr Boot lag in der Nähe bereit und war fertig zur Abfahrt, während die der andern Inuit weit

ab lagen. Sie schifften sich mit ihrer Mutter ein; als sie aber eine kurze Strecke gefahren waren und sahen, daß die andern noch nicht einmal ihre Boote erreicht hatten, gaben sie sich den Anschein, als könnten sie das ihre durchaus nicht von der Stelle bewegen, obgleich sie mit der äußersten Anstrengung in den Rudern lagen (in Wahrheit plätscherten sie nur mit den Rudern auf dem Wasser). Ein paar junge Frauen und Mädchen standen am Strande und sahen nach den Brüdern hin, die sich mit der Aufbietung ihrer letzten Kraft abzumühen schienen. Der Älteste rief den Frauen zu: „Wollt ihr uns nicht helfen? Wir kommen allein nicht vorwärts!“ Zwei Mädchen waren dazu bereit, aber sobald sie das Boot bestiegen hatten, begannen die Brüder aus Leibeskraften zu rudern; das Boot flog schneller als eine Ente dahin, und die Mädchen schrieen vor Entsetzen. Die andern Inuit beeilten sich nun auch, da sie darauf brannten, die Flüchtlinge zu erreichen, und bald waren ihre Boote bemannbt.

Dies jagte den Brüdern indes keine Furcht ein, denn ihr Boot war bei weitem das schnellste. Als sie ihre Verfolger schon fast aus den Blicken verloren hatten, sahen sie sich plötzlich durch ein hohes, steiles Ufer, das vor dem Boote aus dem Wasser aufstieg und ihnen den Weg versperrte, aufgehalten. Sie gerieten darob in große Verlegenheit, denn nun mußten sie ein großes Stück zurückfahren und fürchteten, sie würden dabei von den andern Booten überholt werden. Aber einer der Brüder, der älteste, der ein großer Angakoq war, rettete sie durch seine Künste. Er sprach: „Macht eure Augen zu und öffnet sie nicht, bevor ich es euch sage; dann aber rudert los.“ Sie folgten ihm, und als er ihnen befahl, die Augen wieder aufzumachen, sahen sie, daß sie quer durch die Felsenküste gefahren waren, die sich nun ebenso schroff und furchterregend hinter ihnen erhob, wie sie ihnen vorher den Weg versperrt hatte; sie hatte sich geöffnet und sie durchgelassen. Nachdem sie eine zeitlang weiter gefahren waren, erblickten sie eine lange, schwarze Linie auf dem Meere. Näherkommend fanden sie eine undurchdringliche Masse Tang, der so verfilzt war,

dass sie ihre Boote verlassen und sich darauf stellen konnten. Es bestand keine Aussicht, das Boot hindurchzubringen, mochte es auch schneller als eine Ente sein. Da gedachte der älteste Bruder wieder seiner Zauberkünste und sprach zu seiner Mutter: „Nimm dein Haarband und peitsche den Lang.“ Sobald sie es tat, versank der Lang und gab die Bahn frei.

Nach Überwindung dieses letzten Hindernisses wurden sie nicht mehr aufgehalten und beendeten heil und sicher ihre Reise. Als sie ihr Ziel erreicht hatten, verließen sie ihr Boot und bauten sich eine Hütte. Die beiden Frauen, die sie ihren Feinden geraubt hatten, gaben sie ihrem jüngeren Bruder Qaudjaqduq. Sie wünschten ihn nun noch ebenso stark zu machen, wie sie selbst waren. Deshalb führten sie ihn zu einem riesigen Stein und sprachen zu ihm: „Versuche diesen Stein zu heben.“ Da Qaudjaqduq dies nicht konnte, geißelten sie ihn und sprachen: „Versuch's nochmals.“ Jetzt vermochte Qaudjaqduq bereits den Stein ein bißchen von seinem Platz zu bewegen. Die Brüder waren noch nicht zufrieden und geißelten ihn von neuem. Mit dem letzten Peitschenschlag wurde er so stark, dass er den Stein emporhob und über die Hütte warf. Nun gaben ihm die Brüder die Peitsche und rieten ihm, seine Weiber damit zu schlagen, wenn sie ihm nicht gehorchten.

7. Ittajang, der Mann, der die Wildgans heiratete



or langer, langer Zeit lebte ein junger Mann namens Ittajang in einem Dorfe mit vielen andern seiner Landsleute. Als er herangewachsen war, wünschte er ein Weib zu nehmen und ging zu einer Hütte, in der eine junge Waise wohnte. Da er aber schüchtern war und sich nicht getraute, das Mädchen selbst anzureden, rief er ihren kleinen Bruder, der vor der Hütte spielte, und sagte zu ihm: „Geh' zu deiner Schwester und frage sie, ob sie mich heiraten mag.“ Der Knabe lief zu seiner Schwester

und bestellte die Botschaft. Sie sandte ihn wieder hinaus und ließ nach dem Namen ihres Bewerbers fragen. Als sie vernahm, daß er sich Ittajang nannte, hieß sie ihn von dannen gehen und sich nach einem andern Weibe umsehen, da sie nicht einen Mann mit einem so häßlichen Namen heiraten wollte. Noch zweimal wiederholte Ittajang seinen Versuch, indem er immer vorgab, anders zu heißen, aber ohne Erfolg. Darauf ging er voll Ärger von dannen. Er kümmerte sich um kein anderes Mädchen seines Stammes mehr, verließ das Land und zog viele Tage und Nächte landeinwärts über Berg und Tal. Endlich gelangte er in das Land der Vogel und sah einen Weiher, in dem sich zahlreiche Wildgänse tummelten. Am Ufer standen eine Menge Weiberstiefel; vorsichtig kroch er heran und nahm davon, so viele er halten konnte, fort. Bald darauf verließen die Vogel das Wasser, gerieten, als sie die Stiefel nicht mehr vorfanden, in große Aufregung und flogen von dannen. Nur eine von dem Schwarm der Wildgänse blieb zurück und rief weinend: „Ich möchte meine Stiefel wiederhaben.“ Ittajang kam zum Vorschein und antwortete: „Ich will dir deine Stiefel wiedergeben, wenn du mein Weib werden willst.“ Sie sträubte sich; als aber Ittajang Miene machte, mit den Stiefeln davonzugehen, willigte sie schließlich widerstrebend ein.

Nachdem sie die Stiefel wieder angezogen hatte, verwandelte sie sich auf der Stelle in ein Weib, und beide zogen hinab zum Meeresufer, wo sie sich in einem großen Dorfe niederließen. Hier lebten sie einige Jahre und bekamen einen Sohn. Im Laufe der Zeit wurde Ittajang ein hochangesehener Mann, denn er war bei weitem der beste Walfänger unter den Inuit. Einstmals hatten diese einen Walfisch erlegt und waren geschäftig dabei, ihn zu zerteilen und Fleisch und Speck in ihre Hütten zu tragen. Auch Ittajang arbeitete angestrengt, sein Weib aber stand müßig dabei. Als er sie anrief und aufforderte, doch mitzuhelfen, wie die andern Frauen, weigerte sie sich und sprach weinend: „Meine Nahrung kommt nicht aus dem Meer, sondern vom Lande; ich mag nicht Wal-

fleisch essen und mag darum auch nicht mithelfen.“ Ittajang erwiderte: „Du mußt von diesem Fleisch essen; das wird dir schon den Leib füllen!“ Wieder hub sie an zu weinen und rief aus: „Ich mag aber nicht davon essen, ich will mein schönes, weißes Kleid nicht beschädeln.“ Darauf ging sie zum Gestade hinab und sah sich nach Vogelfedern um. Als sie ein paar gefunden hatte, steckte sie diese zwischen ihre Finger und die ihres Kindes; beide wurden nun in Wildgänse verwandelt und flogen von dannen.

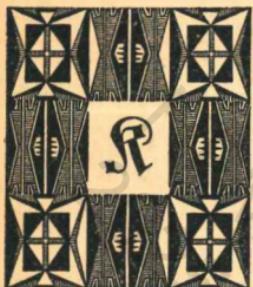
Als die Inuit dies sahen, riefen sie: „Ittajang, dein Weib fliegt fort.“ Ittajang wurde sehr traurig; er weinte um sein Weib und würdigte weder die Überfülle von Fleisch und Fett, noch die Wale, die ihre Wasserstrahlen nahe dem Ufer empor-spritzten, eines einzigen Blickes mehr. Er folgte seinem Weibe und ging landeinwärts, um es zu suchen. Nachdem er so manchen beschwerlichen Monat hindurch gewandert war, kam er an einen Fluß und erblickte dort einen Mann, der mit einer großen Art geschäftig Späne von einem Stück Holz abspaltete. Sooft die Späne fielen, glättete er sie sorgsam. Darauf verwandelten sie sich in Lachse und wurden so schlüpfrig, daß sie ihm aus den Händen glitten und in den Fluß fielen, den sie bis zu einem nahegelegenen, großen See hinaufschwammen. Der Mann hieß Echaluqdjung. Als Ittajang sich ihm von hinten näherte, erschrak er fast zu Tode, denn er bemerkte, daß der Rücken des Mannes ganz und gar hohl war und daß man von hinten gerade durch seinen Mund hindurchsehen konnte. Vorsichtig kroch er rückwärts und näherte sich ihm auf einem Umwege von der entgegengesetzten Richtung. Als Echaluqdjung ihn sah, hielt er mit dem Holzspalten inne und fragte: „Auf welchem Wege kamst du zu mir?“ Ittajang wies in die Richtung, aus der er zuletzt gekommen war und von der er den hohlen Rücken Echaluqdjungs nicht sehen konnte, und erwiderte: „Von dorther.“ Da sagte Echaluqdjung: „Das ist dein Glück! Wärest du von der andern Seite gekommen und hättest du meinen Rücken gesehen, so würde ich dich sogleich mit meiner Art getötet haben.“ Ittajang war sehr

froh, daß er umgekehrt war und so den Lachsmacher getäuscht hatte, und fragte: „Hast du nicht mein Weib, das mich verlassen hat, hier vorbeikommen sehen?“ Echaluqdjung bejahte und fügte hinzu: „Siehst du dort jenes Eiland in dem großen See? Dort wohnt sie und hat einen andern zum Gatten genommen.“ Ittaijang war bei diesen Worten der Verzweiflung nahe, da er nicht wußte, wie er nach dem Eiland hinüberkommen sollte; doch Echaluqdjung versprach ihm zu helfen. Sie gingen zum Ufer hinab. Echaluqdjung gab ihm die Rückengräte eines Lachses und sprach: „Jetzt mach' die Augen zu; die Gräte wird sich in ein Kajak verwandeln und dich heil und sicher nach dem Eiland hinübertragen. Hab' aber acht, daß du nicht die Augen öffnest, sonst kentert das Boot.“ Ittaijang versprach alles zu befolgen. Er schloß seine Augen, die Fischgräte wurde ein Kajak, und die Fahrt über den See begann. Da er aber keinen Wellenschlag hörte, wollte er sich vergewissern, ob sich das Boot wirklich von der Stelle bewege, und machte die Augen ein klein wenig auf. Kaum hatte er einen verstohlenen Blick um sich geworfen, da begann das Kajak sogleich heftig zu schwanken, und er bemerkte, wie es sich wieder langsam in eine Lachsgräte verwandelte. Daß schloß er die Augen wieder; das Boot glitt wie vorher sicher vorwärts und war bald an der Insel gelandet.

Hier erblickte er eine Hütte und sah seinen Sohn nahebei am Ufer spielen. Als dieser Ittaijang bemerkte hatte, lief er zu seiner Mutter und rief: „Mutter, Vater ist da und kommt zu unserer Hütte“, worauf die Mutter erwiderte: „Spiel' nur ruhig weiter; dein Vater ist weit weg und kann uns nicht finden.“ Das Kind gehorchte; als es aber Ittaijang näher kommen sah, lief es wieder in die Hütte und sagte von neuem: „Mutter, Vater ist da und kommt zu unserer Hütte.“ Wieder schickte die Mutter den Knaben fort, aber sogleich kehrte er zurück und sagte, daß Ittaijang nun schon ganz nahe sei. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Ittaijang auch schon die Tür öffnete. Der neue Gatte erblickte ihn und befahl sogleich seinem Weibe, eine Kiste, die in einer Ecke der Hütte stand,

aufzumachen. Sie tat es, und eine Wolke von Federn flog heraus und ließ sich auf ihnen nieder. Das Weib, der neue Gatte und das Kind verwandelten sich auf diese Weise wieder in Wildgänse, und die Hütte verschwand. Als aber Iti-taujang gewahr wurde, daß sie im Begriff waren, davonzufliegen, geriet er in Wut und schnitt seinem Weibe, ehe es entrinnen konnte, den Leib auf. Da fielen eine Menge Eier zu Boden.

8. Kiviof (Kiviung), der Abenteurer



Kiviof verlor sein Weib und beschloß in seiner Verzweiflung, auch seinen kleinen Sohn und die Stätte, wo sein Weib begraben war, zu verlassen. Er wartete, bis der Knabe eingeschlafen war, und ließ sich dann sacht von der Schlafbank auf den Boden gleiten; als aber das Kind zu weinen begann, legte er sich wieder an seiner Seite nieder. Einst war er wieder drauf und dran, sich davonzuschleichen, und bückte sich schon, um sich aus der Hütte durch den Türgang zu entfernen; doch konnte er's auch diesmal nicht über sich gewinnen, seinen Sohn zu verlassen, und kehrte zurück. Eines Tages kam der kleine Junge ganz aufgeregt in die Hütte und meldete, daß die Mutter draußen mit einem Fremden spazieren gehe. Kiviof antwortete: „Deine Mutter kann's nicht sein, sie liegt draußen unter den großen Steinen.“ Aber der Junge ließ sich nicht irre machen und sagte: „Dann sieh' doch selbst nach“, und als Kiviof zum Fenster hinaussah, erblickte er tatsächlich sein Weib in den Armen eines andern Mannes. Er geriet in große Wut, stürzte hinaus, stötete beide und legte die Leichen übereinander in das Steingrab. Darauf gingen Vater und Sohn schlafen. Als der Knabe schlief, führte der Vater endlich seine Absicht aus und ergriff die Flucht. Diesmal hörte er, als er durch den Türgang kroch, nicht auf das Weinen des Kindes; er begab sich zu seinem

Kajak und fuhr eilends davon. Er ruderte über die wilde See und kam zu einem Wirbel, dem er mit knapper Not entging. Dann geriet er unter die garstigen Seeläuse. Zuerst versuchte er sie durch Schläge mit seinem Kajakstock zu vertreiben; aber diesen hatten die Seeläuse bald verschlungen. Dann warf er seine Fellhandschuhe unter sie, und als er bemerkte, daß sie sich damit länger aufhielten, fiel es ihm ein, daß er ein Paar alte Handschuhe über seine Ruderblätter ziehen könnte, damit die Tiere nicht seine Ruder angriffen, bevor er ihnen entronnen sei. So gelang es ihm schließlich, ihnen zu entfliehen. Als er nun seine Reise forschte, bemerkte er einen langen, schwarzen Streifen. Näher kommend erkannte er, daß es Lang war, der so verfilzt war, daß er aus seinem Kajak stieg und sich auf ihm schlafen legte.

Wieder erwacht, stieß er sich und sein Kajak mit den Händen vorwärts und gelangte auf diese Weise durch den Lang hindurch. Er ruderte weiter, bis er in Sicht zweier Eisberge kam, zwischen denen eine enge Durchfahrt war; diese öffnete und schloß sich abwechselnd. Er versuchte, außen um die Eisberge herumzurudern, aber sie ließen ihn nicht vorbei, und schließlich wagte er es, gerade zwischen ihnen hindurchzufahren. Hurtig trieb er sein Kajak vorwärts und war knapp hindurch, als die Eisberge wieder zusammenschlugen und die Heckspitze des Kajaks zermalmten. Endlich gewährte er etwas Dunkles und hatte bald darauf einen großen Landstrich erreicht, der vor ihm aus dem Wasser emporstieg. Kiviof dachte bei sich: wenn das Land bewohnt ist, findest du sicher einen kahlen Felsen, und in der Tat hatte er auch bald einen solchen entdeckt. Auch eine Behausung machte sich durch den aus dem Kamin aufsteigenden Rauch bemerkbar, und er schloß daraus, daß man im Innern derselben gerade beim Kochen war. Er ging stracks darauf zu, warf den Schornstein um und versteckte sich in der Nähe. Sogleich kam ein weibliches Wesen herausgestürzt und rief: „Ich möchte doch wirklich wissen, wer den Schornstein umgeworfen hat!“ worauf sie ihn wieder in Ordnung brachte. Sobald sie Kiviof bemerkte, schlüpfte

sie rasch ins Haus, kam aber bald wieder zum Vorschein und sagte: „Wir laden dich ein, näherzutreten.“ Beim Eintritt bemerkte er eine häßliche alte Here, die unter einer Schlafdecke lag und ihrer Tochter befahl, einige Beerens zu holen. Diese gehorchte und kehrte bald mit einer großen Menge Beerens zurück, die reichlich mit Fett vermischt waren. Kivioł bemerkte, während er aß: „Sie sind wirklich delikat“, und Usorsak — so hieß die alte Here — erwiderte: „Kein Wunder; das Fett röhrt von einem ganz jungen Burschen her!“ „Pfui! Etwas Derartiges kann ich nicht essen“, antwortete Kivioł. Er bückte sich und sah eine Menge Menschenköpfe, die alle in einer Reihe unter der Schlafbank lagen, und beobachtete ferner, als sich die alte Here etwas entblößte und ihm ihren Rücken zuführte, daß etwas hinten an ihr glitzerte. Als sie sich nun alle schlafen legen wollten, sagte Kivioł: „Ich will nur noch einmal hinausgehen.“ Er tat es und hatte bald gefunden, was er suchte, nämlich einen flachen Stein, mit dem er seine Brust bedecken konnte. Als er wieder hereingekommen war, legte er sich auf die Bank unter dem Fenster. Kaum hatte er sich schlafend gestellt, als er auch schon die Tochter sagen hörte: „Jetzt schläft er fest.“ Sogleich rutschte die alte Here von ihrem Platz auf der Hauptschlafbank herab, zog sich aber behutsam wieder zurück, als er so tat, als sei er noch nicht ganz eingeschlafen. Sobald er aber wieder ruhig geworden war und, auf dem Rücken liegend, seine Brust preisgab, sagte die Tochter: „Jetzt schläft er sicher!“ Wieder ließ sich ihre Mutter von der Schlafbank herabgleiten, noch rascher als das erstmal. Sie sprang auf den Platz, wo er lag, setzte sich mit voller Wucht auf seine Brust, schrie aber sogleich laut auf: „O weh!“ und taumelte zu Boden. „Wehe!“ schrie auch die Tochter, „Usorsak hat sich den Steiß gebrochen! Sie sorgte damit so gut für uns alle!“ Kivioł sprang von seinem Lager auf, ließ den Stein fallen und entfam durch die Tür, während die Tochter hinter ihm her freischrie: „Du Schuft! Wie gern hätte ich mir deine hübschen Wangen schmecken lassen!“ Aber er saß bereits in seinem Kajak und wurde nun geradezu übermütig. Er erhob

sich und brüllte laut: „Und wie gern werde ich dich harpuniieren!“ Sprach's und tötete sie auf der Stelle.

Nun setzte er seine Fahrt fort. Nach einiger Zeit gelangte er wieder an einen glatten Felsen. Er landete in einiger Entfernung und ging zu einem Hause; wiederum warf er den Schornstein desselben um und versteckte sich. Auch diesmal erschien eine Frau im Türgange; und als sie wieder hineinging, hörte er, wie sie sich darüber wunderte, daß der Schornstein umfallen konnte, da es doch ganz windstill sei. Bei ihrem zweiten Erscheinen kam Kiviock hervor und wurde zum Eintreten aufgefordert. Als er die Schwelle überschritt, wurde er gewahr, daß die Wände ganz mit Schwimmbblasen bedeckt waren. Die Insassen bestanden auch hier aus Mutter und Tochter. Die Mutter sprach: „Es wird bald Ebbe sein. Es ist schlimm für uns, daß wir niemand haben, der uns unseren Fang heranbugsiert, wenn wir die Fische harpuniert und Schwimmer an ihnen befestigt haben.“ Kiviock erwiderte: „Mein Kajak liegt hier in der Nähe; ich komme gerade von den schlechten Weibern drüben, die ich beide getötet habe.“ „Dank sei dir dafür,“ riefen die beiden Frauen. „Auch wir hatten Männer in unserem Hause, aber jene Ungeheuer haben sie alle getötet. Jetzt wäre es das beste für dich, wenn du hier bei uns bleibest.“ Kiviock war sogleich einverstanden, und sie fuhren fort: „Morgen werden wir Ebbe haben; wenn du es brausen hörst, mußt du schleunigst zurückkommen, denn sobald die Flut einsetzt, mußt du wieder auf dem Lande sein.“ Darauf legten sie sich schlafen. Kiviock lag in festem Schlaf, als er vom Brausen des Wassers geweckt wurde und die Tochter durch den Türgang schlüpfen sah. Eilends ging er zum Ufer hinab; als er aber ankam, hatten die Frauen bereits eine Menge Heilbutten gefangen, die am Ufer auf dem Trocknen lagen. Er hatte nur noch eben Zeit, einige wenige in Sicherheit zu bringen, als sich auch schon wieder das Getöse der Flut hören ließ und hohe Wellen über ihm zusammenschlugen, so daß er nur mit knapper Not an das Gestade gelangte. Die harpunierten Fische schwammen zwar mit Hilfe der Schwimmbblasen auf der Oberfläche des

Meeres, wurden aber an das gegenüberliegende Gestade getrieben. Kivioq holte sie in seinem Kajak zurück; dafür waren ihm die Frauen sehr dankbar, und er blieb geraume Zeit bei ihnen. Aber die Erinnerung an seinen Sohn fing an, ihn zu peinigen, und er sprach zu sich: „Mein armer Kleiner! Wie klaglich klang sein Weinen, als ich auf und davon ging! Einmal muß ich ihn doch wieder auffinden!“ Also verließ er die Frauen und machte eine weite Fahrt, auf der er alle die Gefahren, denen er seit seinem Aufbruch aus der Heimat begegnet war, von neuem durchlitten mußte; zum zweitenmal gelang es ihm, glücklich hindurchzukommen. Schließlich erreichte er das gegenüberliegende Gestade und hörte den Gesang von Menschen. Er folgte den Länen und geriet unter eine große Menge Boote, die einen getöteten Wal schleppten; auf dem Wal stand ein kräftiger Mann. Er erkannte ihn nicht; es war sein eigner Sohn, der den Wal harpuniert hatte. Als er ihn verlassen hatte, war er noch ein weinendes Kind, jetzt, da er ihn wieder sah, schon ein berühmter Jäger.

Variante

Gine alte Frau lebte mit ihrem Enkel in einer kleinen Hütte. Da sie weder Gatten noch Sohn hatte, die für sie und den Knaben sorgten, war sie sehr arm. Die Kleider des Knaben waren daher nur aus Bälgen von Vögeln gemacht, die sie in Schlingen fing. Wenn der Knabe aus der Hütte gehen und sich zu seinen Spielen gesellen wollte, lachten die Leute über ihn und zerrissen ihm sein Kleid. Nur ein Mann, namens Kiviuung, war freundlich zu dem Jungen; er konnte ihn aber nicht vor den andern schützen. So kam denn der Arme oft weinend und schreiend zu seiner Großmutter, die ihn immer tröstete und ihm jedesmal ein neues Kleid machte. Sie bat die Männer, sie möchten ihn doch endlich in Ruhe lassen und ihm nicht mehr seine Sachen zerreißen, aber sie hörten nicht auf sie. Schließlich wurde sie ärgerlich und schwor, Rache an seinen Quälgeistern zu nehmen. Das konnte sie leicht bewerkstelligen, da sie ein großer Angakoq war.

Sie befahl also ihrem Enkel, in eine Pfütze zu treten, die auf dem Fußboden ihrer Hütte war, wobei sie ihm erzählte, was sich zutragen würde und wie er sich dabei zu benehmen hätte. Sobald er in dem Wasser stand, öffnete sich die Erde, und er versank, um im nächsten Augenblick nahe dem Ufer als ein Robbenjärling mit schönem Fell wieder aufzutauchen und munter umherzuschwimmen.

Raum hatten die Männer den Seehund bemerkt, als sie auch schon zu ihren Kajaks eilten, begierig, das hübsche Tier zu erlegen. Aber der verwandelte Knabe schwamm rasch davon, wie ihn seine Großmutter gelehrt hatte, und die Männer nahmen die Verfolgung auf. Sooft er emporstieg, um Atem zu schöpfen, trug er immer Sorge, hinter den Kajaks zum Vor- schein zu kommen, da die Männer ihm dort mit ihren Harpunen nicht beikommen konnten; dort plätscherte er umher, um sie aufmerksam zu machen und anzulocken. Bevor aber noch jemand sein Kajak wenden konnte, war er schon wieder untergetaucht und davongeschwommen. Die Männer waren so von ihrer Verfolgung in Anspruch genommen, daß sie gar nicht gewahr wurden, wie weit sie sich schon von der Küste entfernt hatten, und daß das Land bereits ganz ihren Augen entschwunden war.

Plötzlich erhob sich ein Sturm; das Meer schäumte und raste, und die Wellen zertrümmerten die gebrechlichen Fahrzeuge oder brachten sie zum Kentern. Als alle ertrunken zu sein schienen, verwandelte der Seehund sich wieder in den Knaben, der über das Wasser nach Hause ging, ohne auch nur seine Füße zu necken. Jetzt war niemand mehr da, der ihm die Kleider zerriß, denn alle seine Quälgeister waren tot.

Nur Kiviung, der selbst ein großer Angakoq war, war Wind und Wellen entronnen. Tapfer kämpfte er mit seinem Kajak gegen die wilde See, aber der Sturm ließ nicht nach. Nachdem er viele Tage auf dem Meere umhergetrieben war, sah er plötzlich eine dunkle Masse im Nebel emporsteigen. Seine Hoffnung belebte sich, und angestrengt ruderte er vorwärts, um das mutmaßliche Land zu erreichen. Doch je näher er kam, desto wil-

der wurden die Wogen, und er sah, daß er die wilde, schwarze See mit ihren kochenden Strudeln für Land gehalten hatte. Kaum entronnen, trieb er wieder tagelang umher, ohne daß der Sturm sich legte und er Land gesehen hätte. Wieder erhob sich eine dunkle Masse im Nebel, und wieder sah er sich betrogen, denn ein neuer Meereswirbel hatte die See an jener Stelle zu riesigen Wellen aufgetürmt.

Schließlich mäßigte sich der Sturm, die See beruhigte sich, und in weiter Ferne erblickte er Land. Allmählich kam er näher und erspähte, als er der Küste folgte, ein Steinhaus, in dem Licht brannte. Er landete und trat ein. Niemand war im Hause mit Ausnahme einer alten Frau, namens Arnaitiang. Sie empfing ihn freundlich. Auf ihre Aufforderung hin entledigte er sich seiner Stiefel, Socken und Strümpfe und trocknete sie auf dem Rahmen, der über der Lampe hing. Darauf ging sie hinaus, um Feuer anzumachen und eine gute Mahlzeit zu kochen. Als die Strümpfe trocken waren, wollte Kiviung sie vom Rahmen herabnehmen, um sie wieder anzuziehen; sobald er aber seine Hand danach ausstreckte, fuhr der Trockenrahmen in die Höhe, bis er ihn nicht mehr erlangen konnte. Nachdem er mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte, rief er Arnaitiang und bat sie, ihm die Strümpfe wiederzugeben. Sie erwiderte: „Nimm sie dir doch selbst; da sind sie!“ und ging hinaus. In Wahrheit war sie nämlich ein ganz schlechtes Weib und hatte vor, Kiviung zu fressen.

Dieser versuchte noch einmal, seiner Strümpfe habhaft zu werden, aber mit demselben Mißerfolg. Er rief Arnaitiang wieder und forderte sie auf, ihm seine Sachen zu geben, worauf sie antwortete: „Sez' dich auf den Platz, den ich innehatte, als du eintratest, dann kannst du sie erlangen.“ Dann ging sie wieder hinaus. Kiviung versuchte zum letztenmal sein Heil, aber der Rahmen schnellte nach wie vor in die Höhe, und er konnte ihn nicht erreichen. Nun wurde es ihm klar, daß Arnaitiang Böses sann. Also beschwore er seinen Tornaq, einen mächtigen Eishären, der sogleich brummend aus der Tiefe unter dem Boden des Hauses emporstieg. Zuerst hörte Arnai-



Wigwams der Winnibego
(Nach Schoolcraft)

HFM Könyvtár
20250828

tiang ihn nicht; als aber Kiviung mit seinen Beschwörungen fortfuhr, der Geist der Oberfläche näher und näher kam und sie schließlich sein lautes Gebrumm hörte, kam sie zitternd vor Furcht hereingestürzt und gab Kiviung, wonach er verlangte. „Da sind deine Stiefel,“ rief sie, „da deine Söden und hier deine Strümpfe. Ich will dir beim Anziehen behilflich sein.“ Kiviung aber wollte nicht einen Augenblick länger bei der abscheulichen Hure bleiben und getraute sich nicht einmal mehr, seine Stiefel anzuziehen, sondern nahm sie Urnaitiang fort und rannte zur Tür hinaus. Er war kaum draußen, als die Tür heftig zuklappte und gerade noch den hinteren Zipfel seiner Jacke erwischte, der abgerissen wurde. Eilends lief er zu seinem Kajak, ohne sich auch nur ein einzigesmal umzublicken, und ruderte davon. Er war erst eine kurze Strecke vom Ufer entfernt, als Urnaitiang, die sich von ihrer Angst erholt hatte, aus dem Hause herausgelaufen kam, wobei sie ihr funkeldes Weibermesser schwang und ihn mit dem Tode bedrohte. Im ersten Schreck darüber wäre er beinahe mit seinem Kajak umgekippt, doch brachte er es schließlich wieder ins Gleichgewicht und schrie, seinen Speer schwingend, als Antwort hinüber: „Ich werde dich mit meinem Speer töten!“ Als Urnaitiang diese Worte hörte, stürzte sie, von Entsetzen gelähmt, zu Boden und zerbrach ihr Messer. Da bemerkte Kiviung erst, daß das Messer aus einer dünnen Platte Süßwassereis gemacht war.

Viele Tage und Nächte fuhr er nun an dem Gestade entlang. Endlich kam er an einer Hütte vorbei, in der wieder eine Lampe brannte. Da seine Kleidung feucht und er selbst hungrig war, landete er und betrat das Haus. Er fand, daß darin eine Frau ganz allein mit ihrer Tochter lebte. Ihr Schwiegersohn war ein Stubben Treibholz mit vier Ästen. Tagtäglich zur Ebbezeit brachten die Frauen ihn ans Land, und wenn die Flut kam, schwamm er wieder davon. In der nächsten Nacht kehrte er dann mit acht großen Robben zurück, von denen zwei an jedem Ast befestigt waren. So versorgte das Treibholz das Weib, ihre Tochter und Kiviung mit Überfluß an

Nahrung. Eines Tages jedoch, nachdem sie es wie gewöhnlich hatten schwimmen lassen, verschwand es und kehrte niemals wieder.

Nach kurzer Zeit heiratete Kiviung die junge Witwe. Nun zog er jeden Tag selbst auf die Robbenjagd aus und war sehr erfolgreich. Als es ihm schließlich in den Sinn kam, wieder auf und davon zu gehen, war er vor allem darauf bedacht, einen guten Vorrat Handschuhe aufzuhäufen. Jeden Tag, wenn er von seiner Jagd zurückkehrte, gab er vor, seine Handschuhe verloren zu haben. In Wirklichkeit hatte er sie in der Kapuze seines Wamses verborgen. Mittlerweile war die alte Frau auf ihre Tochter eifersüchtig geworden, denn der neue Gatte der Tochter war ein gewaltiger Jäger, und sie wünschte deshalb, ihn selbst zu heiraten. Eines Tages, als er auf der Jagd war, ermordete sie daher ihre Tochter, zog, um deren Gatten zu täuschen, der Leiche die Haut ab und froh selbst hinein, so daß sie äußerlich für die junge Frau gelten konnte. Dem heimkehrenden Kiviung ging sie entgegen, wie es ihre Tochter getan hatte, um keinen Verdacht zu erregen. Als er aber die Hütte betreten und die Knochen seines Weibes bemerkte hatte, waren ihm die grause Tat und der ins Werk gesetzte Betrug sogleich offenbar, und er entfloh.

Wieder fuhr er viele Tage und Nächte an der Küste entlang, und wieder kam er zu einer Hütte, in der eine Lampe brannte. Um seine Kleider zu trocknen und seinen Hunger zu stillen, landete er und stieg zu dem Hause hinauf. Vor dem Eintreten fiel ihm ein, daß es das beste sein würde, zunächst einmal herauszubekommen, wer in dem Hause sei. Er kletterte daher zu dem Fenster empor und sah durch das Gußloch. Auf der Schlafbank sah er eine alte Frau sitzen, die Aissivang („Spinne“) hieß. Als diese die dunkle Gestalt vor dem Fenster erblickte, glaubte sie, eine Wolke zöge an der Sonne vorüber, und da das Licht nicht mehr genügte, um dabei arbeiten zu können, wurde sie ärgerlich. Mit ihrem Messer schnitt sie ihre Augenbrauen ab, aß sie und achtete nicht des tropfenden Blutes, sondern nähte weiter. Als Kiviung das sah, dachte er

bei sich, daß sie ein sehr schlechtes Weib sein müsse, und ging von dannen.

Nach Tagen und Nächten kam er endlich zu einem Lande, das ihm vertraut dünkte, und bald erkannte er seine alte Heimat wieder. Er war sehr froh, als er sah, daß ihm einige Boote entgegenkamen. Sie waren auf Walfang ausgefahren und schleppten einen großen Walfisch nach ihrem Dorfe. Im Bug des einen stand ein kräftiger junger Mann, der den Wal getötet hatte. Es war Kiviungs Sohn, den er als kleinen Jungen verlassen hatte und der nun herangewachsen und ein großer Jäger geworden war. Sein Weib hatte einen neuen Gatten genommen; doch nun kehrte sie zu Kiviung zurück.



9. Vom Blinden, der wieder sehend wurde (Geschichte eines Kivigtof)



ine Witwe hatte einen Sohn und eine Tochter. Als der Sohn heranwuchs, machte er sich auf verschiedene Weise nützlich; unter anderm begann er, auf die Robbenjagd zu gehen. Eines Tages, zu Beginn des Winters, erlegte er eine Bartrobbe. Als er sie nach Hause brachte, wollte die Mutter das Fell zu einer Schlafdecke haben, er aber bestand darauf, es zur Herstellung von Harpunenleinen zu verwenden. Die Mutter wurde ärgerlich und trieb, als sie das Fell zubereitete, ein bißchen Hexerei damit, indem sie sprach: „Wenn er dich zu Leinen zerschneidet, wenn er dich zerteilt, dann sollst du hochschnellen und ihn ins Gesicht treffen.“ Sie schwelgte heimlich in dem Gedanken, daß die Haut ihn verlezen würde. Als sie fertig war und er die erste Leine herausgeschnitten hatte, sie dehnte, streckte und mit einer Muschel schabte, platzte ein Teilchen ab, traf seine beiden Augen und machte ihn blind.

Als nun der Winter hereinbrach, litten sie Mangel an ihrer Hauptnahrung und mußten ganz von Muscheln leben. Der blinde Knabe saß auf der Schlafbank, unfähig, jemals wieder jagen zu gehen. So verfloss die erste Hälfte des Winters. Eines Tages erschien ein großer Eisbär vor der Hütte, fraß die Hauffüllung des Fensters und stieckte den Kopf zur Luke hinein. Mutter und Tochter flüchteten voller Schrecken in den abgelegensten Winkel der Schlafbank, der Blinde aber sprach zur Schwester: „Bring' mir meinen Bogen.“ Als sie ihn gebracht hatte, spannte er ihn und bat sie, dem Pfeil die Richtung zu geben. Sie legte ihn auf den Bären an, gab ihm ein Zeichen, und er schoß. Der Pfeil traf den Bären, so daß er zu Boden fiel. Da sprach die Mutter: „Du hast das Fenster an Stelle des Bären getroffen,“ die Schwester aber flüsterte ihm zu: „Du hast den Bären getötet.“ Nun hatten sie Vorräte für die folgende Zeit. Die Mutter gab ihrem Sohne nie etwas von dem gekochten Bärenfleisch, sondern statt dessen nur Schaltiere zu essen. Nie ließ sie ihn seine eigene Jagdbeute kosten, sondern verbarg ihm, um ihn Hungers sterben zu lassen, daß sie Fleisch hatte. Die Schwester jedoch gab ihm seinen Teil, wenn die Mutter fort war, und er schlängt ihn hastig hinunter, bevor sie zurückkehrte. So verlief der größere Teil des Winters. Endlich wurden die Tage länger, und eines schönen Tages im Frühling sagte die Schwester: „Weißt du noch, wie wonnevoll die Zeit war, da du noch dein Augenlicht hattest und auf die Jagd gehen konntest, und wie wir damals umherzuschweifen pflegten?“ Der Bruder antwortete: „Ob ich's weiß! Komm, laß uns wieder einmal ausgehen, ich kann mich ja an dir festhalten.“ Am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch, gingen sie zusammen auf und davon, wobei er sich an ihren Kleidern hielt. Tagelang wanderten sie umher. Die Schwester besorgte dabei das Auflesen von Geestrüpp, um Brennholz zu haben. Eines Tages kamen sie auf eine weite Ebene an einen See, und der Bruder sprach: „Ich denke, ich lege mich jetzt ein bißchen hin, unterdessen gehst du fort, um noch mehr Brennholz zu suchen.“ Sie gehorchte. Als er allein war, hörte er plötz-

lich, wie eine Schar Wildgänse über ihm durch die Luft flog. Als sie gerade über seinem Haupte schwieben, vernahm er, wie eine von ihnen rief: „Seht doch den armen jungen Mann da unten! Er ist blind. Ich wollte, wir könnten ihn wieder sehend machen.“ Die Vögel näherten sich ihm, und er rührte sich nicht, sondern blieb ganz still auf dem Rücken liegen. In diesem Augenblick hatte er die Empfindung von etwas Warmem auf seinen Augen, denn eine der Wildgänse hatte ihren Kopf auf dieselben fallen lassen, und er hörte, wie eine Stimme rief: „Halte deine Augen zu, bis das Rauschen unserer Flügel ganz und gar verklungen ist; dann magst du versuchen, sie zu öffnen.“ Noch immer lag er regungslos da, während die Wildgänse, mit ihren Schwingen über sein Antlitz streichend, wiederholten: „Denke daran, daß du deine Augen nicht öffnen darfst.“ Schon erstarb das Rauschen ihrer Flügel in der Ferne, da bemerkte er bereits einen schwachen Dämmerschein, und als das Geräusch der Flügelschläge ganz verklungen war, machte er seine Augen weit auf und hatte die Sehkraft wieder erlangt. „Nayagta!“ rief er seine Schwester. Sie lehrte aber erst gegen Abend zurück, und er sah sie schon von ferne traurig und niedergeschlagen daherkommen; einen Arm hatte sie aus dem Jackenärmel gezogen und ihr Kinn in dem Pelzfragen verborgen. Als er dies bemerkte, rief er: „Nayagta, nun brauchst du nicht mehr um die Nahrung oder irgend etwas anderes besorgt zu sein; ich werde dir neue Kleider schaffen, denn ich habe jetzt mein Augenlicht wieder.“ Zuerst bestritt sie es ihm und wollte es ihm so lange nicht glauben, bis sie in seine wiedergeöffneten Augen blickte und ihren gesunden, frischen Ausdruck sah.

Der Jüngling wünschte nicht, daß die Mutter erfuhr, was sich zugetragen habe. Als sie die Hügel hinabstiegen und sich ihrem Hause näherten, wurde er des Bärenfelles gewahr, das zum Trocknen ausgebreitet war, und der Knochen des Bären, die vor dem Eingang lagen, und als sie den Hauptraum betraten, warf er auch einen raschen Blick auf die Bärenzähne. Dann schloß er seine Augen, nahm seinen gewöhnlichen Platz

auf der Schlafbank ein, tat so, als habe er geschlafen, fuhr empor und rief: „Mir träumte, ich sahe ein Bärenfell hinter dem Hause ausgespannt.“ Die alte Frau aber gab nur zur Antwort: „Du hast sicherlich an irgend jemand gedacht, der dir vor einiger Zeit etwas zuleide getan hat.“ Wieder gab der Sohn vor, zu schlafen, und sagte, aus seinen Träumen hochfahrend: „Mich dünkt, ich sah auch einen Haufen Bärenknochen vor der Tür draußen.“ Die alte Frau gab die gleiche Antwort wie zuvor. Als ihr Sohn zum drittenmal aus dem Schlaf zu erwachen schien und sagte: „Mir träumte, ich sahe zwei Barentaschen hier unter der Lagerstatt“ und sie wieder in der gleichen Weise antwortete, öffnete er plötzlich seine Augen und sprach: „Mutter, ich meine diese hier!“ Sie wußte nun, daß er seine Sehkraft wiedererlangt hatte und rief: „Iß sie nur!“ Nun nahm er wieder seine alten Gewohnheiten an und begann wie früher Seehunde zu jagen. Nach einiger Zeit aber kam ihm der Gedanke, er müsse an seiner abscheulichen alten Mutter Rache nehmen. Es war die Jahreszeit, da die Weißwale längs des eisgefesselten Gestades erschienen. Er pflegte sie in folgender Weise zu fangen: er ging mit seiner Schwester auf das Eis hinaus, befestigte die Harpunenleine um ihre Hüften und warf die Harpune gegen den Weißwal, so daß er sich seiner Schwester gleichsam als Schwimmblase bediente. Hierauf zogen sie gemeinsam an der Leine, bis sie den Weißwal glücklich auf's Eis bugsiert hatten, wo sie ihn dann töteten. Eines Tages bei der Heimkehr fragte er seine Schwester: „Liebst du unsere alte Mutter?“ Sie erwiderte nichts und gab, als er noch einmal fragte, nur die Antwort: „Ich bin dir mehr gut als ihr! Du bist der einzige, den ich wirklich liebe.“ „Gut, so wollen wir uns ihrer morgen als eines Schwimmers bedienen. Ich will ihr's heimzahlen, daß sie mich blind gemacht hat.“ Beide einigten sich über ihren Plan. Als sie ins Haus zurückgekehrt waren, fanden sie ihre Mutter geschäftig, Schuhe zu flicken. Der Sohn sprach: „Liebe Mutter, wir sind von dem Heraufschleppen der Weißwale sehr erschöpft. Laß die Schwester sich morgen ausruhen, unterdessen magst du mir als

Schwimmer dienen. Ich denke doch, du wirst fest auf den Füßen stehen können, wenn der Weißwal an der Leine zerrt?" Die Mutter erklärte sich damit einverstanden, und alle gingen am folgenden Morgen zum offenen Meer hinab. Als die Weißwale auftauchten und der Sohn sich anschickte, sie zu harpunieren, sagte die Alte: "Nimm einen von den kleinsten, nicht die großen," und als sie einige sehr kleine Tiere heran-kommen sah: "Behalte die da im Auge und suche einen von ihnen zu fangen." Er aber erwiderte: "Sie sind immer noch zu groß." In demselben Augenblick kam einer der größten Weißwale an die Oberfläche; er schleuderte seine Harpune auf ihn, ließ die Leine los und schrie, als das Tier die Mutter immer näher an den Rand des Wassers zerrte: "Denkst du noch daran, wie du mich blind machtest?" Während sie noch versuchte, sich festzustemmen, gab er ihr einen Stoß und rief: "Der Bursche wird mich rächen." Als sie schon hart an der Kante des Eises war, flehte sie: "Mein Ulo her! .. Ich hab' dich doch an meiner Brust getragen." Bei diesen Worten wurde sie ins Meer gerissen, das bald über ihr zusammenschlug. Noch einmal tauchte sie auf, immer noch schreiend: "Mein Ulo her! Mein Ulo her! Ich hab' dich doch an meiner Brust getragen." Dann aber verschwand sie für immer. Es heißt, daß sie nachher in einen Fisch verwandelt und daß ihr langes, aufgelöstes Haar zu einem langen Hornzahn wurde: das sei der Ursprung der Narwale gewesen.

Als die Weißwale alle verschwunden waren, kehrten Bruder und Schwester heim, jammiernd über den Verlust der Mutter, denn es kam ihnen erst jetzt zum Bewußtsein, daß diese sie gesaugt und gepflegt hatte, als sie noch klein waren. Entsetzen ergriff sie über ihre Tat, und sie getrauten sich nicht mehr, in ihrem kleinen Hause zu wohnen. Sie flohen daher weit fort nach dem großen Festlande im Osten und schweiften von nun an unstat im Innern des Landes umher. In der ersten Zeit wollte der Sohn nicht einmal Vogel töten, aus Mitleid, da diese ihm einst den Gebrauch seiner Augen zurückgegeben hatten. Schließlich erlegte er aber doch einen Schwan,

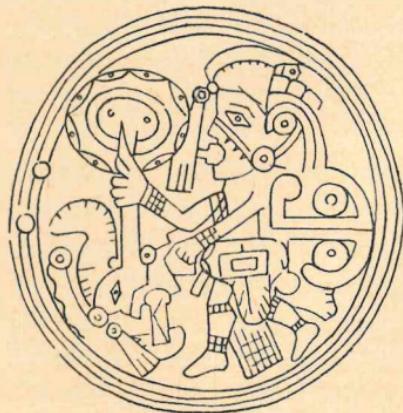
weil seine Schwester ihn haben wollte, und es heißt, daß dies der einzige Vogel war, den er noch bis zum Ende seines Lebens tötete. Weit entfernt von der Küste bauten sie ihr Haus; sie wurden unendlich alt und lebten immer ohne Freunde. Schließlich kamen sie aber doch überein, sich noch einmal unter Menschen zu zeigen, und so fasste der Mann denn den Entschluß, sich nach einem Orte zu begeben, wo ein Ungakoq wohnte. Nach einiger Zeit fand er, was er suchte, und entschied sich, die Zeit abzuwarten, wenn der Ungakoq seine Geister beschwore. Er ging, als es soweit war, zu dem Hause hinauf; bevor er es aber erreicht hatte, hub der Ungakoq an zu schelten und rief: „Ich lasse gleich einen Geist gegen dich los; muß auch grade ein Kivigtoq draußen sein!“ Der Mann, der draußen war, suchte ihn zu besänftigen, frug: „Kennst du mich nicht? Hast du nie von jenem Mann gehört, der seine Mutter als Schwimmer benutzte?“ und wiederholte diese Frage nochmals, als keiner antwortete. Endlich warf ein altes Weib ein: „Ich erinnere mich, in meiner Kindheit gehört zu haben, daß vor langen, langen Jahren ein Bruder und eine Schwester lebten, die ihre arme Mutter als Schwimmer an einem Weißwal befestigten.“ Der Fremdling draußen erwiderte: „Ich bin jener Mann! Ich bin gekommen, um mich selbst anzuklagen; komm heraus und sieh', was aus mir geworden ist.“ Der Ungakoq ging hinaus, hinter ihm her seine Zuhörerschaft, und sie sahen in dem hellen Mondlicht einen Mann aufrecht neben dem Boote stehen. Das Haar seines Hauptes war schneeweiß, als sei es mit einer Kappe aus Schneehasenfell bedeckt, aber sein Gesicht war schwarz, und seine Kleider bestanden aus Renntierfell. Er sagte ihnen, daß seine Schwester wegen ihres hohen Alters nicht mehr gehen könne, daß ihre Hütte fern im Innern des Landes stehe und ihre Hausgenossen schreckliche Wesen mit robbartenartigen Köpfen seien. „Fürderhin“, so schloß er, „will ich mich keinem menschlichen Wesen mehr zeigen; nur bei euch, vor denen ich mich selber anklagen wollte, habe ich's getan.“ Sprach's, wandte sich um und ward nie mehr gesehen.

10. Von den zwei Mädchen, die Adler und Walfisch heirateten



inst spielten zwei kleine Mädchen mit Knöchelchen am Strand; das eine mit Adlerknochen, das andere mit Walfischknochen. Plötzlich schwebte ein Adler über ihnen in der Luft, und das eine Mädchen sprach: „Ich möchte einen Adler zum Gatten haben.“ Das andere erwiderte: „Du kannst dich freuen, daß du schon einen Gatten bekommen hast; ich wünschte, der meine wäre ein Walfisch.“ So gleich sah man einen Walfisch seinen Wasserstrahl am Strand emporspritzen. Der Adler ergriff das eine Mädchen und flog mit ihm davon, der Wal das andere und zog es auf den Grund des Meeres hinab, nachdem er ihm zuvor Augen und Ohren verstopft hatte, so daß das Wasser nicht eindringen konnte. Der Adler trug seine Braut auf die Spitze einer steilen Felsklippe und brachte ihr verschiedene Arten kleiner Vögel als Nahrung; sie aber sammelte alle Sehnen aus den Flügeln der Vögel und knüpfte sie aneinander, um einen Strick daraus zu machen. Eines Tages, als der Adler gerade fort war, erprobte sie, ob der Strick lang genug sei, und fand, daß er gerade bis auf die Meeresoberfläche hinabreiche. An einem anderen Tage wurde sie eines Rajaffahrers gewahr, der an der Küste entlang ruderte; als er gerade unter ihr vorbeifuhr, rief sie ihn an, er möge ein Boot hersenden, um sie zu befreien. Bald danach erschien das Boot, sie glitt an der Sehnenstruktur hinab und gelangte wieder heim zu ihren Eltern. Der Adler aber flog, als er ihre Flucht bemerkte, über den Hütten dahin und schlug dabei mit seinen Flügeln. Einer der Einwohner rief zu ihm hinauf: „Wenn du beweisen willst, daß du in unsere Familie hineingeheiratet hast, so breite deine Flügel aus!“ Als der Adler dies tat, schossen sie ihn durch den Leib. Das andere Mädchen, das der Walfisch geraubt hatte, wurde auf dem Grunde des Meeres mit einem Strick festgebunden. Sooft der Wal zu Hause war, hatte sie ihm lediglich die Läuse

vom Körper zu lesen. Zwei Brüder von ihr wohnten nicht fern, und beide begannen ein Boot von ungeheurer Schnelligkeit zu bauen, mit dessen Hilfe sie ihre Schwester zu befreien gedachten. Als das Boot fertig war, kam es noch immer nicht einem Vogel an Geschwindigkeit gleich, daher zerstörten die Brüder es wieder und begannen ein neues. Dies Boot nahm es bereits mit einem gewöhnlichen fliegenden Vogel auf, wurde aber nichtsdestoweniger wieder verworfen, um einem dritten Platz zu machen, mit dem die Brüder mit einer Sturmmöve in Wettstreit zu treten sich vermaßen. Da sie fanden, daß es diesen Vogel sogar übertraf, brachen sie auf, um ihre Schwester zu holen. Sobald diese ihre Annäherung bemerkte, löste sie das Tau, das sie festhielt, wickelte es um einen Stein und floh mit dem Boot. Als der Wal bei seiner Rückkehr an dem Tau zog, um sie heranzuholen, und entdeckte, daß sie fort war, stürzte er ihr nach. Als er dem Boot schon ganz nahe war, warf sie ihm ihr Außenwams zu; er schnappte danach, ließ es wieder fahren und verfolgte sie weiter. Schon war er wieder ganz dicht hinter ihr, da schleuderte sie ihm ihr Innenwams zu, das den Wal von neuem aufhielt. Doch zum drittenmal erreichte er sie. Nun warf sie ihren langschößigen Überrock ins Wasser, und bevor er sie wieder überholen konnte, waren sie bereits gelandet. Sobald aber der Walfisch das Ufer erreichte, wurde er in ein Stück Fischbein verwandelt.





11. Geschichten von Månåbusch

a) Geburt



okomis', der Erde, Tochter war die Mutter Månåbuschs, der auch das Feuer ist. Ein Feuerstein wuchs aus Nokomis empor und war allein. Darauf bildete der Feuerstein eine Schale und tauchte diese in Erde. Der Erdklumpen wurde ein Blutfloß, und dieser begann seine Gestalt zu verändern, bis er sich in Wabus, das Kaninchen, verwandelt hatte. Das Kaninchen nahm menschliche Gestalt an und wurde mit der Zeit ein Mann: so entstand Månåbusch. Månåbusch war zornig, da er allein auf Erden war und seine Feinde, die Anamaqkiu, die unter der Erde hausten, ihn ständig heimsuchten und nach seinem Leben trachteten.

Variante

Gs war einmal eine alte Frau namens Nokomis, die hatte eine unverheiratete Tochter. Diese gab Zwillingen das Leben, von denen einer starb; ebenso starb auch die Mutter bei der Geburt. Nokomis wickelte das überlebende Kind in weiches, trockenes Gras, legte es in der äußersten Ecke ihres Wigwams auf den Boden und bedeckte es mit einer hölzernen Schüssel. Dann nahm sie den Leichnam ihrer Tochter und ihres Enkels und begrub sie in einiger Entfernung von der Hütte. Als sie zum Wigwam zurückgekehrt war, setzte sie sich nieder und trauerte vier Tage; am Ende des vierten hörte sie ein leises Geräusch im Wigwam, das von der Holzschüssel herkam, die sich bewegte. Da gedachte sie plötzlich ihres Enkels, den sie daruntergetan hatte, nahm die Schüssel fort und erblickte ein kleines weißes Kaninchen, das mit den Ohren wackelte.

felte. Sie nahm es hoch und sagte: „Mein liebes, kleines Kaninchen, mein Mānābusch!“ Sie herzte es, und es wuchs. Eines Tages machte das Kaninchen Männchen und hüpfte langsam über den Boden des Wigwams, wovon die Erde bebte. Da sprachen die Unamaqkiu, die bösen Unterirdischen, zueinander: „Was ist denn los? irgendwo muß ein großer Manido geboren sein!“ Und unverzüglich sannen sie auf Mittel und Wege, um Mānābusch zu vernichten.

b) Der Ursprung der Menstruation

Eines Tages ging Mānābusch in den Wald, um etwas zu jagen, kehrte aber mit leeren Händen in sein Wigwam zurück. Beim Eintreten sah er seine Großmutter mit wohlgefämmtem Haar auf einer Matte sitzen, so wie er sie noch nie zuvor gesehen hatte. Daher sprach er zu ihr: „Großmutter, ich sehe, du hast dir dein Haar so hübsch gefämmt und reine Kleider angezogen; war Besuch hier, oder warum hast du es sonst getan?“ Die Großmutter gab hierauf keine befriedigende Antwort, deshalb fragte er nicht weiter, schöpste aber Verdacht, daß jemand dagewesen sei und daß sie es vor ihm verbergen wolle. Am folgenden Tage ging Mānābusch wieder in den Wald jagen und fand bei seiner Rückkehr seine Großmutter wieder wie gestern auf einer Matte sitzend; sie hatte ihr Haar hübsch geordnet und war mit ihren besten Sachen angetan. Er sagte nichts, sein Verdacht aber, jemand möchte während seiner Abwesenheit im Wigwam gewesen sein, verstärkte sich. Am folgenden Tage wiederholte sich dasselbe. Deshalb tat Mānābusch am vierten Morgen nur so, als ginge er in den Wald auf die Jagd; er kehrte bald wieder in die Nähe des Wigwams zurück, um herauszubekommen, wer seine Großmutter besuchte. Er mutmaßte, daß es ein Bär sei, wünschte aber seiner Sache sicher zu sein. Er brauchte nicht lange zu lauern, als er schon den Bären schnaugend und brummend auf dem Pfade, der zum Wigwam führte, herantrotten hörte. Also verhielt er sich ganz still. Sogleich kam der Bär in Sicht und hielt wiegenden Gangs gerade auf das Wigwam zu, das

er betrat. Månåbusch nahm ein Stück trockener Birkenrinde, zündete ein Ende an und entfachte eine starke Flamme. Damit eilte er nach dem Eingange des Wigwams, zog den Vorhang zurück und erblickte den Bären bei seiner Großmutter. Er warf die brennende Rinde nach ihm und traf ihn im Rücken oberhalb der Lenden. Der Bär stürzte, rasant vor Schmerz, zur andern Seite aus dem Wigwam heraus und eilte durch den Wald, den Hügel hinab auf einen Strom zu. Über die Flammen hatten, ehe er das Wasser erreichte, das Haar auf seinem Rücken, an dem die Rinde noch hing, verbrannt, und er stürzte tot nieder. Månåbusch war, nachdem er die brennende Rinde auf den Bären geschleudert, davongelaufen, um sich im Gebüsch zu verstecken; als er ihn dann durch den Wald rennen sah, folgte er ihm; doch ehe er ihn erreicht hatte, war der Bär bereits tot. Den Leichnam schlepppte Månåbusch nach seinem Wigwam, wo er ihn vor seiner Großmutter mit den Worten zu Boden warf: „Da, Großmutter, ich habe einen Bären getötet; jetzt werden wir etwas zu essen haben.“ „Wie hast du ihn getötet, Enkel?“ fragte die Großmutter. „Ich habe ihn eben getötet“, gab Månåbusch zur Antwort, der nicht eingestehen wollte, daß er ihn verbrannt hatte. Dann zerlegte er den Bären und bot seiner Großmutter ein Stück Fleisch an, doch diese schrie erregt: „Nein, Enkel! — Er war mein Gatte; ich kann nicht davon essen.“ Da nahm Månåbusch einen Klumpen Bärenblut, warf ihn nach seiner Großmutter, traf sie gerade auf den Unterleib und sagte: „Da, nimm dies!“ worauf sie erwiderte: „Zum Dank dafür sollen hinfert alle Weiber jeden Monat ihre Plage haben und gerade solche Blutklumpen, wie diesen hier, hervorbringen.“ Månåbusch aber aß nach Herzenslust von dem Fleisch und hob sich den Rest für ein andermal auf.

c) Der Kampf mit Perlfeder

Mokomis erzählte einst Månåbusch, daß ihr Gatte von dem Manido Megissogwon („Perlfeber“) getötet worden sei, der auf der andern Seite des großen Wassers lebe. Bald darauf begann Månåbusch Vorbereitungen zu einem Zuge gegen

Perlfeder zu treffen. Der Wohnsitz dieses Geistes wurde er-
stens durch feuerspeiende Schlangen verteidigt, die niemand
hindurchließen, sodann durch eine große Masse gummiartigen
Stoffes, der auf dem Wasser schwamm und so weich und fleb-
rig war, daß jeder, der hindurchzufahren suchte, und alles, was
damit in Berührung kam, steckenblieb. Mānābusch machte sich
Bogen und Pfeile ohne Zahl und bestieg, nachdem er dann
noch gefastet und seinen Kriegsgesang angestimmt hatte, in
voller Kampfrüstung sein Kanu. Außer den üblichen Dingen
nahm er noch einen guten Vorrat Öl mit. Er fuhr eilends Tag
und Nacht, denn er brauchte nur einen Befehl auszusprechen,
dann bewegte sich schon das Kanu ganz von allein. Schließlich
kam er in Sicht der Feuerschlangen und hielt an, um sie zu be-
trachten. Er bemerkte, daß sie ein Stück voneinander entfernt



waren und daß nur die Flammen, die von ihnen
ausgingen, die Durchfahrt versperrten. Da begann
er freundlich mit ihnen zu reden; aber sie erwider-
ten: „Wir kennen dich wohl, Mānābusch, du kommst
nicht hindurch.“ Er sann über ein Mittel nach, ihre
Wachsamkeit zu täuschen, und verfiel auf folgendes: Er ließ sein
Kanu so nahe wie möglich herantreiben und rief plötzlich mit
lauter und erschreckter Stimme: „Was ist denn da hinter euch?“
Sogleich wandten die Schlangen ihre Köpfe, und er glitt pfeil-
schnell zwischen ihnen hindurch. „Nun,“ fragte er gelassen, „wie
gefällt euch dies Stückchen?“ Dann ergriff er Bogen und Pfeil,
zielte bedächtig und erlegte sie, was leicht zu machen war, denn
die Schlangen saßen an ihrer Stelle fest und konnten sich nicht
bewegen. Sie besaßen ungeheure Länge und eine leuchtende
Farbe. Nachdem Mānābusch der Wächterschlangen Herr gewor-
den, setzte er mit seinem magischen Kanu seinen Weg fort und
kam zu dem gummiartigen Teile des Sees, der Pidschiu-Wagumi
oder Pechwasser hieß. Er rieb sein Kanu mit Öl ein und fuhr hin-
ein. Das Öl glättete die Oberfläche und ließ ihn leicht hindurch-
gleiten, obwohl er beständig von neuem Öl anwenden mußte.
Gerade als es aufgebraucht war, hatte er auch dieses Hindernis
überwunden, als erster, dem dies überhaupt gelungen war.

Ein Gestade kam in Sicht, an dem er landete. Schon konnte er die Behausung Perlfeders, des leuchtenden Manidos, sehen, da sie auf einem Hügel lag. Sogleich machte er sich kämpfbereit, legte Pfeile und Keulen zurecht und begann, gerade als es dämmerte, seinen Angriff mit gellendem Kriegsgeschrei und dem schallenden Ruf: „Umzingelt ihn! — Drauf!“ als wären noch viele Genossen hinter ihm. Dann stürmte er heran und schrie: „Du warst es, der meinen Großvater tötete!“ und schoß seine Pfeile ab. Der Kampf dauerte den ganzen Tag; Månåbuschs Pfeile hatten keine Wirkung, da sein Gegner ganz in Wampum gehüllt war. Schließlich blieben ihm nur noch drei Pfeile, und nur seine außerordentliche Beweglichkeit schützte ihn vor den Streichen, die der Manido nach ihm führte. In diesem Augenblick flog ein großer Specht vorüber und ließ sich auf einem Baum nieder. „Månåbusch,“ rief er, „dein Gegner hat eine verwundbare Stelle; schieße nach der Haarlocke auf seinem Scheitel.“ Månåbusch schoß seinen ersten Pfeil ab, der Perlfeder nur leicht ritzte. Der Manido tat ein paar unsichere Schritte, erholt sich aber wieder. Er begann zu unterhandeln, wurde dabei aber von einem zweiten Pfeil getroffen, der ihn in die Knie sinken ließ. Als er sich wieder aufrichtete und dabei seinen Kopf bloßstellte, konnte sein Gegner seinen dritten Pfeil absenden, der tief eindrang und Perlfeder leblos zu Boden streckte. Månåbusch stieß sein Siegesgeheul aus, zog den Skalp ab und rief den Specht, um ihn zu belohnen. Mit dem Blute des Manido rieb er ihm den Kopf ein, dessen Federn noch heutigentags an dieser Stelle rot sind. Månåbusch aber kehrte nach Hause zurück, Triumphlieder singend und die Trommel schlagend. Als seine Großmutter ihn hörte, kam sie ans Gestade und bewillkommnete ihn gleichfalls mit Gesang und Tanz.

d) Das Abenteuer mit dem Riesenfisch

Die Menschen litten sehr unter einem Wasserungetüm, einem Riesenfisch, der häufig Fischer ergriff, in den See hinabzog und dort verschlang. Daher bat Månåbusch seine

Großmutter, ihm seine Laktstöcke zu geben, und erzählte ihr, er wolle sich selbst verschlingen lassen, um das Ungetüm töten zu können. Dann baute er ein kleines Floß und fuhr auf den See hinaus, wobei er immerzu sang: „Mäschrenomak, komm und friß mich; es wird dir gut tun.“ Als Mäschrenomak, das Ungeheuer, sah, daß es Mänäbusch war, befahl es seinen Jungen, ihn zu verschlingen. Sooft aber eins der Jungen Mäschrenomaks auf Mänäbusch losstürzte, sagte dieser: „Ich will, daß Mäschrenomak selbst mich verschlinge.“ Das brachte das Ungeheuer so in Wut, daß es Mänäbusch verschluckte, der sogleich bewußtlos wurde. Als er wieder zu sich kam, sah er sich im Fischbauch in Gesellschaft seiner Gevattern. Er erblickte den Bären, den Hirsch, das Stachelschwein, den Raben, das Eichhörnchen und viele andere. Er forschte nach, wann sie das Mißgeschick ereilt hatte, und war sehr traurig darüber, daß andere von seinen Gevattern schon tot dalagen.

Nun bereitete sich Mänäbusch vor, den Kriegsgesang anzustimmen, bei dem es üblich ist, Ziel sowie Art und Weise des Angriffs näher zu bezeichnen. Er forderte seine Brüder auf, mit ihm zu tanzen, und alle vereinigten sich im Gesange. Das Eichhörnchen hatte eine besonders merkwürdige Stimme; es hüpfte rasch umher, indem es immer „Sel-sel, sel-sel“ sang, worüber die andern sich so belustigten, daß sie all' ihre Not vergaßen. Sobald nun die Tänzer im Leibe des Ungetüms herumhüpften, wurde diesem schwindlig zumute, und als nun gar Mänäbusch über sein Herz hinweltanzte und mit seinem Messer danach stieß, geriet es in krampfhafte Zuckungen. Da stieß Mänäbusch noch dreimal nach dem Herzen, rief: „Mäschrenomak, schwimm nach meinem Wigwam!“ und bohrte dabei sein Messer so tief in das Herz, daß der Leib des Ungeheuers erbebte und sich so heftig herumwarf, daß jeder der im Bauch Befindlichen in Ohnmacht fiel. Wie lange sie darin verharrten, wußten sie nicht. Als Mänäbusch seine Besinnung wiedererlangte, lag alles um ihn herum regungs- und lautlos. Er wußte nun, daß das Ungetüm tot war und daß sein Leichnam entweder am Gestade oder auf dem Grunde des Sees lag. Um

sich zu vergewissern, kletterte er über die Körper seiner Brüder bis zu einer Stelle, wo er ein Loch in den Leib des Ungetüms schneiden konnte. Als dies geschehen war, erblickte er helles Tageslicht; er schloß sogleich die Öffnung wieder, nahm seine Laktstöcke und begann zu singen:

Ké-sik-in-ná-min, ké-sik-in-ná-min

(Ich sehe den Himmel! Ich sehe den Himmel!)

Während Månåbusch mit dem Singen fortfuhr, erwachten seine Brüder. Das Eichhörnchen aber sprang allein herum und sang: „Sek-sek, sek-sek, sek-sek, sek-sek.“ Als der Tanz beendet war, schnitt Månåbusch eine große Öffnung in den Bauch des Ungetüms, durch die alle hinausstiegen. Bevor die Geretteten sich trennten, um ihre verschiedenen Behausungen aufzusuchen, sagten sie dem Eichhörnchen allerlei Artiges über seine schöne Stimme, und Månåbusch sprach zu ihm: „Gevatter, du wirst dein Glück machen, da du eine so schöne Stimme hast.“ So vernichtete Månåbusch Måschenomak.

e) Månåbusch und die Wölfe

(Månåbusch schließt sich den Wölfen an, nimmt ihre Gestalt an und jagt mit ihnen. Da er anmaßend ist, muß er viel Geißelt und Fopperei über sich ergehen lassen.)

Gines Tages ging Månåbusch aus und tötete einen fetten Elch. Er war sehr hungrig und setzte sich zum Essen nieder, war aber unschlüssig, an welchem Ende er anfangen sollte. „Ich weiß nicht, wo beginnen,“ sagte er. „Am Kopf? — Nein! Die Leute werden lachen und sagen, er ist ihn von vorn nach hinten.“ Er wandte sich nun der Seite zu, dann dem Hinterteil, hatte aber immer dieselben Bedenken wie vorher. Schließlich nahm er ein delikates Rumpstück und wollte es sich gerade in den Mund stecken, als ein Baum dicht dabei ein knarrendes Geräusch hören ließ, weil ein großer Ast sich gegen einen andern rieb. Dies brachte ihn auf. „Schwerenot! Ich kann nicht essen, wenn ich solch' Geräusch höre! — Hör' auf!“ sagte er zu dem Baum. Er führte gerade wieder das Stück Fleisch zum Mund, als das Geräusch sich wieder-

holte. Er warf das Fleisch hin und rief: „Ich kann nicht dabei essen!“ ließ Fleisch Fleisch sein, obwohl er sehr hungrig war, erkletterte den Baum und zerrte an dem Ast, als plötzlich sein Arm zwischen den beiden Zweigen eingeklemmt wurde, so daß er sich nicht mehr losmachen konnte. Während er so festgehalten wurde, sah er ein Rudel Wölfe auf das Fleisch zukommen. „Da herum! — Da herum!“ schrie er; „wozu wollt ihr denn erst hierher kommen?“ Die Wölfe sprachen untereinander: „Mänäbusch muß dort irgend etwas haben, sonst würde er uns nicht einen andern Weg gehen heißen.“ „Ich kenne nun schon so ziemlich ihn und alle seine Schliche,“ sagte ein alter Wolf, „gehen wir hin und sehen wir nach.“ Sie kamen heran, fanden den Elch und räumten bald mit dem ganzen Kadaver auf. Mänäbusch sah sehnüchsig zu, wie sie aßen, bis sie voll gesättigt waren und ihm nichts als die blanken Knochen übrig gelassen hatten. Erst der nächste starke Windstoß trieb die Zweige auseinander und befreite ihn. Er ging nach Hause und dachte bei sich: „Das kommt davon, wenn man sich mit Lappalien abgibt, solange man etwas Gutes in den Händen hat.“

f) Die Entrückung des Wolfbruders

Da Mänäbusch allein war, beschlossen die guten Manidos, ihm zum Begleiter seinen Zwillingssbruder zu geben, den sie wieder lebendig machten und Naqpote nannten. Er war wie ein Mensch gebildet, konnte aber, da er ein Manido war, Wolfsgestalt annehmen und ging in dieser Gestalt mit Mänäbusch auf die Jagd. Mänäbusch war immer auf der Hut vor dem Grimm der Anamaqtiu, der bösen Manidos, die unter der Erde wohnen, und warnte daher seinen Wolfsbruder davor, bei der Rückkehr von der Jagd jemals das Eis des Sees zu kreuzen; er solle vielmehr immer um das Ufer herumgehen. Einstmals sah der Wolf, als er den ganzen Tag über gejagt hatte, sich gerade seinem Wigwam gegenüber und beschloß, da er müde war, quer über den See zu laufen. Er war noch nicht halbwegs hinüber, als das Eis brach und die bösen Manidos ihn hinabzogen und töteten.

Månåbusch wußte sogleich, was seinem Bruder zugestossen war, und trauerte in seinem Kummer vier Tage lang. Jedesmal, wenn er auffeuzte, erzitterte die Erde, worauf Hügel und Berg Rücken sich emporwölbten. Am fünften Tage erschien der Schatten des Wolfes vor Månåbusch. Da dieser wußte, daß sein Bruder nicht zum Leben wiedererweckt werden konnte, hieß er ihn dem Pfade der untergehenden Sonne folgen und der Herr der Schatten im Jenseits werden.

Variante

Als der Wolf nicht zum Wigwam zurückkehrte, wurde Månåbusch sehr unruhig und begann weit und breit nach seinem Bruder zu suchen. Einstmals wandelte er während dieser Suche unter einigen großen Bäumen dahin, als er hoch oben in den Zweigen Okåskimani, den Königsfischer, bemerkte. Månåbusch fragte ihn: „Was tust du denn da oben?“ worauf Okåskimani erwiderte: „Sie haben den Wolf getötet und werden seinen Leichnam binnen kurzem ans Ufer werfen, so daß ich mich sogleich über ihn hermachen kann.“ Das ärgerte Månåbusch, und er beschloß, Okåskimani zu bestrafen. Also sagte er zu ihm: „Komm herab, ich will dir ein Halsband umhängen.“ Okåskimani argwöhnte, der Sprecher möchte Månåbusch sein, der Bruder des Wolfs, und fürchtete sich, herabzukommen. Wieder sprach Månåbusch zu ihm: „Komm doch herab und fürchte dich nicht. Ich will dir ja nur das Halsband umhängen, das ich trage, von dem die weiße Muschel herabhängt.“ Da flog Okåskimani herab, behielt aber, da er noch immer Månåbusch beargwöhnte, dessen Bewegungen scharf im Auge. Månåbusch legte das Halsband um Okåskimanis Hals, derart, daß der weiße Muschelschmuck über dessen Brust herabhing; als er aber unter dem Vorwande, die Enden der Schnur hinten am Halse Okåskimanis zusammenzubinden, um diesen herumging, um den Vogel zu erwürgen, schlüpfte Okåskimani davon und entkam. Ein weißer Fleck aber ist noch heute auf der Brust Okåskimanis zu sehen.

g) Sintflut und Erdfischung

Månåbusch trachtete danach, diejenigen Anamaqkiu aufzuspüren und zu vernichten, die schuld am Tode seines Wolfbruders waren. Daher erfand er das Ballspiel und forderte die Donnerer auf, gegen die Anamaqkiu zu spielen; hernach sollte das Ballspiel Eigentum der Donnerer werden. Kineu, der Goldadler, folgte der Einladung und brachte den Ball mit. Alle andern Donnerer, seine älteren und jüngeren Brüder, begleiteten ihn. Darauf kamen auch die Anamaqkiu aus der Erde hervor, an ihrer Spitze die beiden Häuptlinge in Bärengestalt — der eine ein mächtiger, silberweißer Bär, der andere ein grauer. Auch sie waren von ihren älteren und jüngeren Brüdern begleitet.

Der Ballspielplatz, den Månåbusch ausgesucht hatte, lag nahe einem weiten Sandstrande am Ufer eines großen Sees unweit des heutigen Mackinaw. An den Sandstrand grenzte ein großes Gehölz, in dessen Mitte sich eine grasbedeckte Lichtung ausdehnte. Ein Erdhügel erhob sich am Ende der Lichtung, von dem die beiden Bärenhäuptlinge Besitz ergriffen, um den Fortgang des Spieles zu überwachen. Die Anamaqkiu stellten sich an der einen Seite des Ballspielplatzes auf, die Donnerer an der andern, und von den letzteren suchte sich jeder seinen Gegenspieler in der andern Partei aus, da die Spieler immer paarweise antraten.

Nachdem das Spiel begonnen hatte, näherte sich Månåbusch dem Gehölz und bemerkte, daß von der Partei der Anamaqkiu Nakuti, der Sonnenfisch, zum Spiel mit Unawaninf, dem Eichhörnchen (von der Partei der Donnerer), antrat. Er setzte seinen Weg zum Hügel fort, um zu sehen, wo seine Hauptgegner waren. Als er unbemerkt so nahe wie möglich herangekommen war, erkletterte er einen hohen Baum, von dem aus er eine gute Übersicht über das Spiel hatte, blickte auf den Hügel und sah dort die beiden Bärenhäuptlinge ruhig liegen. Das Spiel dauerte den ganzen Tag, ohne daß eine der beiden Parteien irgend einen Vorteil über die andere gewonnen hätte, und die Spieler kehrten mit sinkender Sonne zu ihren Wigwams zurück.

Bei Anbruch der Nacht stieg Månåbusch von seinem Beobachtungsposten herab, näherte sich dem Hügel und stellte sich auf einen Fled, der zwischen den Pläzen der beiden Bärenhäuptlinge lag. Dann sprach er: „Ich will eine Fichte werden, deren Stamm halbwegs zwischen Wurzel und Spize aufhört und die mit zwei starken Ästen über die Pläze hinüberreicht, auf denen die beiden Bärenhäuptlinge liegen.“ Da er ein Manido war, wurde er sogleich in den Baum verwandelt. Als die Parteien am nächsten Morgen das Spiel wieder aufzunehmen im Begriff waren, sagten die Bärenhäuptlinge und andere Unamaqiu: „Dieser Baum stand doch gestern nicht hier“, aber die Donnerer beharrten einstimmig darauf, er habe dort gestanden. Ein Wortgefecht folgte, währenddessen die beiden Parteien sich auf ihre zugehörigen Pläze begaben und das Spiel eine Zeitlang ausgesetzt wurde. Die Bärenhäuptlinge kamen zu dem Ergebnis, daß der Baum Månåbusch sein müsse, und beschlossen sogleich, ihn zu vernichten. Sie ließen den Grizzlybären zu ihrem Beifand holen und hießen ihn auf den Baum klettern, um diesen zu entrinden und zu zerkratzen. Der Grizzlybär riß die Rinde ab, zerbiß die Zweige, zerkratzte die Spize des Baumstumpfes an der Stelle, wo bei einem lebenden Menschen Kopf und Hals gewesen wären, und stand schließlich wieder von seinem Zerstörungswerk ab. Da rissen die Bärenhäuptlinge eine große Schlange, die im Busch nahebei lag, und hießen sie den Baum zerbeißen und erwürgen. Die Schlange wand sich um den Stamm und zog sich immer enger zusammen, bis Månåbusch fast erwürgt war; besser ertrug er dagegen die Bisse der Schlange in Kopf, Hals und Arme. Er war schon fast bewußtlos, als die Schlange sich aufrollte und wieder hinabglitt. Nun waren die Bärenhäuptlinge überzeugt, daß der Baum nicht Månåbusch sein könne, legten sich beruhigt an seinem Fuße nieder und hießen das Spiel wieder beginnen. Nach einem langen, erbitterten Kampfe wurde der Ball so weit vom Start fortgetrieben, daß die Bärenhäuptlinge ganz allein blieben. Im Nu hatte Månåbusch zwei Pfeile aus dem Köcher, der an seiner Seite hing, gezogen

und dem silberweißen und grauen Bären in den Leib gejagt. Dann verwandelte er sich wieder in einen Menschen und rannte auf den Sandstrand zu. Er war noch nicht weit gekommen, als die besiegten Anamaqkiu zurückkehrten, das Vorgefallene bemerkten und sogleich Månåbusch nachsahen. Wasserströme stiegen aus dem Boden empor und folgten ihm so rasch, daß er fast eingeholt worden wäre, wenn er nicht Manakwo, den Dachs, erblickt und angefleht hätte, ihn in der Erde zu verbergen. Der Dachs packte Månåbusch, scharrete sich mit ihm in die Erde hinein und warf die lose Masse hinter sich, so daß die Gewässer aufgehalten wurden. Die Anamaqkiu konnten Månåbusch nirgends entdecken und gaben die Verfolgung auf; gerade als die Gewässer in die Tiefe des Dachsbaues einsickerten, tauchten Månåbusch und der Dachs wieder an die Oberfläche empor.

Als die Anamaqkiu zum Ballspielplatz zurückgekehrt waren, nahmen sie ihre verwundeten Häuptlinge und brachten sie nach ihrem Lager, in dessen Nähe sie eine Krankenhütte errichteten, in der die Verwundeten unter der Obhut eines Mitå oder Schamanen blieben. In ihrer Besorgnis, Månåbusch könne zurückkehren und den beiden Häuptlingen den Rest geben, begannen die Anamaqkiu ein Stellnez aus Bastschnüren, das die ganze Krankenhütte umgab, zu errichten. Als Månåbusch sich dem Lager der Anamaqkiu näherte, traf er eine alte Frau, die ein Bündel Lindenbast auf dem Rücken trug, und fragte sie: „Großmutter, was hast du denn da auf dem Rücken?“ Die alte Frau erwiderte: „Du bist Månåbusch und willst mich töten!“ „Nein,“ sagte dieser, „ich bin nicht Månåbusch, denn wäre ich es, würde ich dich gleich getötet haben, ohne erst lange zu fragen.“ Als die Furcht der alten Frau sich gelegt hatte, begann sie Månåbusch von allem Ungemach, das die Anamaqkiu erlitten hatten, zu erzählen und setzte hinzu: „Wir haben ein Stellnez aus Bastschnüren um das Wigwam, in dem die Bärenhäuptlinge frank daniederliegen, gezogen, so daß Månåbusch, wenn er kommen sollte, sie zu töten, erst ein Loch hineinschneiden und dadurch das Nez in Bewegung

sehen müßte, um dann selbst von den Anamaqkiu entdeckt und getötet zu werden. Es ist nur noch eine Kleinigkeit an dem Neß zu machen, dann ist es fertig." Die alte Frau erzählte noch, daß sie selbst der Mitä sei, der die beiden Häuptlinge pflege, und daß kein anderer das Wigwam betreten dürfe. Als Månåbusch dies alles vernommen hatte, tötete er die alte Frau, zog ihr die Haut ab und legte sie sich selbst um, nahm das Bündel Bast auf den Rücken und kam in dieser Vermummung glücklich in die Krankenhütte hinein. Hier fand er die beiden Bärenhäuptlinge, denen die Pfeilschäfte noch im Körper staken. Månåbusch griff nach dem Schaft, der aus dem Körper des Silberbären hervorragte, trieb ihn tiefer in die Wunde und tötete dadurch den Silberbären und in derselben Weise auch den grauen Bären. Hierauf zog er beiden das Fell ab, bereitete es zu und rollte es zu einem Bündel zusammen. Als er fertig war, verließ er das Wigwam wieder, ging durch die von der alten Frau offengelassene Lücke im Neß und rüttelte daran, als er das äußerste Ende erreicht hatte, so heftig, daß die Anamaqkiu sogleich wußten, daß er dagewesen war und den Häuptlingen vollends den Garaus gemacht hatte. Sie setzten ihm sogleich nach, und Wasserströme brachen an vielen Stellen aus der Erde. Månåbusch, der fürchtete, von ihnen eingeholt zu werden, erstieg sogleich den höchsten Berg, der weit und breit zu sehen war; das Wasser war dicht hinter ihm. Auf dem Gipfel fand er eine mächtige Fichte, die er bis zur äußersten Spitze erklomm. Aber die Gewässer hatten ihn bald erreicht. Da befahl er dem Baum, noch zweimal so hoch zu werden, was auch geschah. Wieder hatte das Wasser fast seine Füße erreicht, und noch einmal ließ er den Baum zweimal so hoch wachsen, wie er ursprünglich gewesen war. Das wiederholte sich noch ein drittes und viertesmal. Als nach der vierten Streckung des Baumes das Wasser wieder bis zu seinen Achselhöhlen emporgestiegen war, flehte Månåbusch zu Kischå Manido um Hilfe gegen den Grimm der Anamaqkiu, um deren Bekämpfung willen er doch auf die Erde gesandt sei. Da ließ Kischå Manido das Wasser sinken.

Mänäbusch blickte um sich und sah weit und breit nur kleine Tiere, die im Wasser kämpften, weil sie Fuß zu fassen suchten, wo doch nirgends festes Land erschien. Er bemerkte unter ihnen den Fischotter, rief ihn heran und sagte: „Fischotter, komm her und sei mein Bruder. Tauche ins Wasser hinab und bringe etwas Erde herauf, damit ich eine neue Welt machen kann.“ Der Fischotter tauchte und blieb lange Zeit unten; als er an die Oberfläche zurückgekehrt war, sah Mänäbusch ihn mit dem Bauch nach oben auf dem Wasser treiben und wußte nun, daß er tot war. Da blickte er wieder um sich, sah den Biber schwimmen und sprach: „Biber, komm her und sei mein Bruder. Tauche ins Wasser hinab und bringe etwas Erde herauf, damit ich eine neue Welt machen kann.“ Der Biber tauchte und versuchte den Boden zu erreichen. Nach geraumer Zeit sah Mänäbusch auch ihn mit dem Bauch nach oben im Wasser treiben und wußte, daß auch er nicht bis auf den Grund gelangt war. Wieder hielt Mänäbusch Ausschau nach einem, der die Tat vollbringen würde. Er sah den Nerz und sprach zu ihm: „Nerz, komm her und sei mein Bruder. Tauche ins Wasser hinab und bringe etwas Erde herauf, damit ich eine neue Welt machen kann.“ Der Nerz verschwand in den Fluten, blieb lange Zeit unten und tauchte wieder auf, mit dem Bauch nach oben schwimmend. Mänäbusch wußte nun, daß auch der Nerz umgekommen war. Da blickte er noch ein letztes Mal um sich und sah nur noch die Moschusratte, die er mit den Worten heranrief: „Moschusratte, komm her und sei mein Bruder. Tauche ins Wasser hinab und bringe etwas Erde herauf, damit ich eine neue Welt machen kann.“ Die Moschusratte erfüllte sogleich seinen Wunsch und tauchte; sie blieb so lange unten, daß Mänäbusch schon dachte, sie könne nicht mehr lebend wiedergekehren, und als sie endlich doch an der Oberfläche erschien, trieb auch sie mit dem Bauch nach oben. Mänäbusch nahm sie in seine Hände und fand, daß an ihren Vorderpfoten eine winzige Menge Erde klebte. Da hielt er sie hoch, blies sie an und brachte sie wieder zum Leben. Dann zerrieb er das Erdklümpchen zwischen seinen Handflächen und verstreute es wie

Samenkörner: so entstand die neue Erde, und Bäume sproßten auf. Da dankte Månåbusch der Moschusratte und verhieß ihr, daß ihre Nachkommen immer zahlreich sein und Essen in Hülle und Fülle finden würden, wo sie auch immer sich niederließen. Dem Dachs aber gab er das Fell des Graubären, das er noch heutigentags trägt. Er selbst behielt das Fell des Silberbären zu eigenem Gebrauch.

Variante

Als die Erde die Größe eines Berges erlangt hatte, beschloß Månåbusch sie zu umschreiten, und sooft er herumschritt, wurde die Masse größer. Als sie ihm groß genug erschien, befahl er dem Fuchs, sein Werk zu besichtigen, und verlieh ihm die Macht, die Erde zu vergrößern. Der Fuchs gehorchte, erkannte, daß sie für ihn selbst groß genug sei, um nach Herzenslust zu jagen, und kehrte zu Månåbusch zurück, um ihn zu benachrichtigen, daß die Erde geeignet sei, alle Tiere zu ernähren und zu erhalten. Da freute sich Månåbusch seines Werkes; er umschritt es wieder, fand es aber immer noch ungenügend. Seitdem verläßt er sich auf keines von allen Tieren mehr und fährt noch immer fort, die Erde zu vergrößern, indem er sie unermüdlich umkreist. Daher sagen die Indianer, wenn sie dumpfes Grollen im hohlen Innern der Berge hören: Månåbusch fährt fort, die Erde zu vergrößern.

h) Der Flug mit dem Bussard

Månåbusch sah einst auf seinen Wanderungen Påskose, den Bussard, hoch oben in der Luft fliegen und sprach zu sich: „Wenn ich doch nur wie Påskose fliegen könnte, wie würde es mich ergözen, von oben die Erde zu betrachten!“ In solchen Gedanken bewegte er die Arme, wie wenn er flöge, und Påskose stieß herab, als er das sah. Månåbusch sagte zu ihm: „Ich möchte gern fliegen können wie du, um durch die Wolken segeln und von oben herab sehen zu können, was jedes Wesen auf Erden tut.“ Da lachte Påskose und erwiderte: „Du kannst nicht fliegen, Månåbusch, selbst wenn du die Arme so

wie jetzt bewegst. Was würdest du denn tun, wenn du es könntest?" Månåbusch sagte: „Dann würde ich mich auf meinen Wanderungen viel schneller fortbewegen als jetzt. Nimm mich mit hinauf, Bruder, und laß mich sehen, wie sich die Erde vom Himmel droben ausnimmt.“ Påskose hieß Månåbusch auf seinen Rücken klettern. Dieser tat es und hielt sich an Påskose fest, der hoch in die Luft emporstieg. Er flog zum Gipfel eines sehr hohen Berges mit abschüssigen Seiten, wo Månåbusch abstieg, um sich umzuschauen. Da flog Påskose davon und ließ ihn in einer sehr gefährlichen Lage zurück. Månåbusch suchte nach einem Pfad, um hinabzuklettern, fand aber keinen und entschloß sich hinabzuspringen; er tat einen großen Satz nach vorn, um dem Berge auszuweichen, und sank pfeilschnell auf die Erde hinab. Es traf sich, daß er den Boden unweit eines Lagers der Seinen erreichte, aber er fiel in einen hohlen Baum, aus dem er nicht imstande war herauszuklettern. In ihm war er vier Tage lang gefangen, bis einige Frauen, die vom Lager kamen, um Holz zu suchen, den abgestorbenen Baumstamm, in dem Månåbusch eingeschlossen saß, fanden. Eine der Frauen sagte: „Da ist ja trockenes Holz; laßt es uns kleinmachen.“ Månåbusch hörte, daß Hilfe nahte, und wollte deshalb die Frauen nicht durch Sprechen in die Flucht jagen; so ahmte er den Ruf eines Stachelschweins nach, indem er „hå hé, hå hé, hå hé“ schrie. Die Frauen, im Glauben, daß sie ein Stachelschwein entdeckt hätten, machten sich sogleich ans Werk, den Baum zu fällen. Als er gefallen war, sagte Månåbusch, der besorgte, sie möchten hineinhacken und ihn verwunden, zu der mit der Axt bewaffneten Frau: „Mach' eine kleine Öffnung in den Stamm, ich will dir zeigen, wie viele schöne, bunte Borsten ich dir geben werde.“ Die Frau tat so, trug aber Sorge, daß die Öffnung, die sie machte, nicht zu groß werde. Da redete Månåbusch wieder zu ihr und hieß sie ihr Wams ausziehen und damit so lange die Öffnung bedecken, bis er die Borsten dahin gelegt hätte, wo sie sie nehmen könne. Sie zog ihr Wams aus und breitete es über die Öffnung; Månåbusch aber kroch hurtig hinaus und rannte lachend von dannen.

i) Der Tanz der Vögel

Als Månåbusch einst müde und hungrig an einem Seeufer entlang schlenderte, bemerkte er eine lange, schmale Sandbank, die sich weit ins Wasser hinaus erstreckte und um die sich Tausende von Wasservögeln tummelten. Månåbusch gelüstete es nach einem Schmause. Er hatte aber nur seinen Medizinbeutel bei sich, ging also in den Wald, hing ihn an einen Baum, der noch heute „Månåbuschs Baum“ heißt, und versah sich mit einer Menge Baumrinde, die er zu einem Packen zusammenrollte und auf den Rücken nahm. Dann kehrte er ans Gestade zurück und tat so, als käme er ganz zufällig des Weges daher, ohne die Vögel zu sehen. Einige Schwäne und Enten aber, die Månåbusch erkannten und darob erschrocken, entfernten sich vom Ufer. Einer der Schwäne rief ihn an: „Hallo, Månåbusch, wohin des Weges?“ Dieser erwiderte: „Ich gehe singen. Wie du siehst, habe ich alle meine Gesänge bei mir.“ Dann wandte er sich zu den andern Vögeln und sprach: „Kommt her, Brüder, lasst uns singen und tanzen.“ Die Vögel gingen darauf ein und kehrten an das Gestade zurück. Dann begaben sich alle ein Stück landeinwärts vom See zu einem freien Platz, wo sie tanzen konnten. Månåbusch nahm die Rindenrolle vom Rücken, legte sie auf den Boden, holte seine Taktstäbke hervor und sprach zu den Vögeln: „Jetzt müsst ihr alle um mich herum tanzen, während ich trommle. Singt so laut wie ihr könnt und haltet dabei stets die Augen geschlossen. Dem ersten, der sie öffnet, werden sie immerdar rot und wund bleiben.“ Dann begann Månåbusch Takt auf seiner Rindenrolle zu schlagen, während die Vögel mit geschlossenen Augen im Kreise um ihn tanzten und dabei so laut sangen wie sie konnten. Månåbusch nahm aber nur eine Hand zum Taktschlagen, mit der andern packte er einen Schwan und drehte ihm den Hals um. Bevor der Vogel verendete, freischerte er auf, worauf Månåbusch sagte: „So ist's recht, Brüder, singt so laut wie ihr könnt.“ Bald fiel ihm ein zweiter Schwan zum Opfer, darauf eine Gans und so fort, bis die Zahl der Vögel stark vermindert war. Da öffnete der Steiffuß die Augen, um zu

sehen, warum der Gesang immer schwächer werde, und schrie, als er Månåbusch mit dem Haufen seiner Opfer erblickte, laut auf: „Månåbusch tötet uns! — Månåbusch tötet uns!“ und eilte fort nach dem Wasser, hinter ihm her die noch übriggebliebenen Vögel. Da aber der Steiffuß ein schlechter Läufer war, holte Månåbusch ihn bald ein und sagte: „Ich will dich nicht töten, aber du sollst immerdar rote Augen haben und allen Vögeln zum Gespött dienen.“ Sprach's und gab dem Vogel einen Fußtritt, der ihn weit in den See hineinbeförderte und ihm seinen Schwanz kostete. Noch heute ist daher der Steiffuß rotäugig und schwanzlos.

Månåbusch sammelte nun die getöteten Vögel, nahm sie mit sich auf die Sandbank und vergrub sie dort, wobei er bei einigen den Kopf, bei andern die Füße aus dem Sande hervorragen ließ. Dann machte er Feuer, um die Vögel zu backen; da dies aber einige Zeit dauerte und Månåbusch müde von seiner Arbeit war, streckte er sich auf dem Boden zum Schlafe aus. Um benachrichtigt zu werden, wenn jemand herankäme, flatschte er auf sein Gefäß und sagte zu ihm: „Du paßt auf die Vögel auf und machst mich munter, wenn irgend jemand sich ihnen nähern sollte.“ Dann sank er, den Rücken dem Feuer zugekehrt, in Schlaf. Nach einer Weile kam eine Anzahl Indianer in ihren Kanus vorbei. Als sie das verstaute Mahl sahen, landeten sie auf der Sandbank und zogen jeden Vogel, den Månåbusch so sorgfältig versteckt hatte, heraus, taten aber Köpfe und Füße wieder an ihre alte Stelle, so daß kein Anzeichen verriet, daß die Vögel angetastet worden waren. Nach Beendigung ihrer Mahlzeit brachen sie auf und nahmen, was von dem Mahl noch übrig war, mit sich.

Einige Zeit darauf erwachte Månåbusch und beschloß, da er sehr hungrig war, nunmehr die Früchte seiner List zu genießen. Als er aber einen gebackenen Schwan aus dem Sande hervorzuziehen suchte, blieb ihm nichts als Kopf und Hals in den Händen. Er versuchte es bei einem andern und fand, daß der Körper dieses Vogels ebenso verschwunden war. So machte er nacheinander bei allen den Versuch, überall mit

demselben Mißerfolge. Wer kann sie geraubt haben? war sein erster Gedanke. Er schlug auf sein Gesäß und sagte: „Wer ist hier gewesen und hat mir mein Mahl geraubt? — Habe ich dir nicht befohlen zu wachen, während ich schlief?“ Das Gesäß antwortete: „Ich bin auch eingeschlafen, da ich sehr müde war. Aber sieh' dort die Leute rasch in ihren Kanus davonrudern; das werden wohl die Diebe sein. Mich dünkt, daß sie sehr schmutzig und armselig gekleidet sind.“ Mānābusch rannte nach der Spitze der Sandbank und bemerkte die Indianer in ihren Kanus, die gerade hinter einem Landvorsprung verschwanden. Er rief und schmähte sie mit den Worten: „Winnibego! Winnibego!“ Und mit diesem Wort haben die Menomini seitdem immer ihre diebischen Nachbarn bezeichnet.

Variante

Um sein Gesäß für seine Unachtsamkeit zu strafen, setzte Mānābusch sich ganz dicht ans Feuer, auf daß es versenge. Da er jedoch fand, daß die Hitze auch seine Arme und Beine erreichte, entfernte er sich wieder vom Feuer, aber erst, als er sich schon so schwer verbrannt hatte, daß er nur noch mit Hilfe von zwei Stöcken gehen konnte. Er hinkte von der Stelle, wo er geschlafen hatte, fort, so gut es ging, und erblickte nach einer Weile einen Nerz, der seinen Weg kreuzte. Der Nerz trug einen langen Schwanz, an dem viele kleine Schellen aus Muschelschale hingen, die bei jedem Schritt erklangen. Mānābusch sagte zum Nerz: „Bruder, du hast einen so schönen langen Schwanz mit so vielen Zieraten daran. Hast du etwas dagegen, mir zu erzählen, wo du diese schönen Muscheln her hast? Könnte ich wohl gleichfalls welche bekommen?“ „Meinetwegen,“ erwiderte der Nerz, „ich will dir zeigen, wie du welche erlangen kannst. Ich schnitt diese hier aus meinem Körper, und zwar hinten vom Gesäß.“ Da bat Mānābusch den Nerz, ein Messer zu nehmen und sie auch aus seinem Körper zu schneiden, damit er ebenfalls einen Schwanz damit ausschmücken und ihn sich hinten anhängen könne. Der Nerz willsfahrte, schnitt Mānābusch eine Anzahl Fleischstreifen aus dem Gesäß

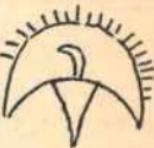
und gab sie ihm. Der band sie an einen Schwanz aus Hirschleder und befestigte diesen an seinem Rücken; aber jedesmal, wenn er zu gehen versuchte, tat es ihm sehr weh, weil das zerschnittene Gesäß infolge der Anstrengung in Bewegung geriet. Er schlich sich eine kurze Strecke fort, da sah er plötzlich, als er sich zufällig einmal nach seinem nachschleppenden Schwanz umsah, daß der Nerz soviel Fleisch herausgeschnitten hatte, daß seine Eingeweide am Boden entlangschleisteten. Er las sie auf, warf sie in die Luft, so daß sie auf einen Baum fielen, und sprach: „Bleibt dort und werdet Nahrung für die Menschen.“ Als Ranken hängen sie noch jetzt an den Bäumen; die Menschen schneiden sie in Stücke und kochen sie als Nahrung, denn sie schmecken sehr gut. Die Hautkruste, die sich durch das Sengen des Gesäßes gebildet hatte, bereitete Månåbusch ebenfalls viel Verdrüß. Er wanderte umher, bis er eine felsige Hügelspitze erreicht hatte. Hier kroch und schlitterte er zwischen den Felsen herum, um die rauhe Kruste von seinem Körper zu streifen, gerade so, wie sich eine Schlange häutet. Dann sprach er zu seiner alten Haut: „Bleib' dort und werde Nahrung für die Menschen.“ Stücke der Haut Månåbuschs hängen noch bis zum heutigen Tage an den Felsen.

k) Der Streit der Elche und Wapitis

(Månåbusch, der hier als Jäger auftritt, hat vom Wolf, seinem Schutzgeist, dessen Klaue als Talisman sowie den Namen Nanokupåqfwenisitå erhalten und ist nach dem Dorfe der Wapitis gekommen, die mit ihren Nachbarn, den Elchen, im Streit leben. Der Häuptling der Wapitis hat ihm seine Tochter zur Gattin gegeben.)

Die Elche kamen einige Tage später zum Besuch ins Dorf der Wapitis und sagten zu der jungen Frau Nanokupåqfwenisitå: „Unsere Frauen sind mitgekommen, um mit deinem Gatten ein Spielchen zu veranstalten, denn sie wollen sehen, ob er uns im Pfauenkernspiel über ist.“ Die junge Frau unterrichtete ihren Gatten davon und sagte ihm: „Sei vorsichtig, lieber Mann, denn sie sind gute Spieler, und wenn du ver-

lierst, werden sie uns alle mit Stöcken und Keulen schlagen, wie sie immer tun, wenn wir unterliegen.“ Der Jäger kam aus seinem Wigwam heraus, ging auf die Elchfrauen zu und sagte: „Ich höre, ihr wollt euch mit mir im Pflaumenkerンspiel messen; ich bin bereit.“ Da nahmen sie alle Platz, und des Jägers Weib raunte ihm zu: „Spiel nicht mit diesen Frauen, denn sie haben menschliche Augäpfel statt der Pflaumenkerne und werden bei jedem Wurf gewinnen.“ „Ich fürchte sie nicht,“ sagte der Jäger, „warte und sieh' zu, wer gewinnt.“ Darauf brachten die Elchfrauen eine Schüssel und begannen sie zu schütteln. Der Jäger aber stieß sie beiseite und sprach: „Das ist nichts! Das sind keine Pflaumenkerne, sondern menschliche Augäpfel. Ich will mit meinem Saz beginnen.“ Darauf holte er sein eigenes Spiel hervor, schüttelte die Schüssel, und als die acht Kerne wieder ruhig dalagen, hatte er jeden Punkt gewonnen. So machte er es noch ein zweitesmal; die Wapitis aber sagten: „Haltet eure Stöcke bereit, um die Elche zu verprügeln, denn sie können unmöglich noch gewinnen.“ Mittlerweile hatte der Jäger seinen dritten Wurf getan, und die Wapitis begannen, sich gegen die Elche zusammenzurotten. Beim vierten Wurf war das Spiel zugunsten der Wapitis entschieden; diese stürzten sich auf die Elche und trieben sie mit Schlägen in ihr Dorf zurück. Die Elche waren zuerst über ihre unerwartete Niederlage verblüfft, ersannen aber bald wieder eine neue List. Zwischen den Dörfern der Elche und Wapitis standen dicht beieinander zwei hohe, an den Spitzen durch eine Stange verbundene Pfähle, von denen eine Metallkugel herabhing. Am Boden lag eine größere, sehr schwere Kugel, die nur wenige heben konnten. „Das soll ein neuer Prüfstein für den Jäger sein“, dachten die Elche und forderten die Wapitis auf, mit ihnen zusammenzukommen, um zu probieren, wer von ihnen die schwere Kugel heben und so hoch werfen könne, daß sie an die oben hängende Kugel schlagen würde. Die beiden Parteien trafen sich; darauf versuchte sich der Stärkste der Wapitis an der Kugel,



hob sie mit großer Anstrengung und warf sie so hoch, daß sie nur knapp die kleinere Kugel berührte. Die Elche frohlockten und flüsterten einander zu: „Jetzt werden wir die gestern empfangenen Prügel zurückgeben.“ Als nun auch der junge Schwager des Jägers so tat, als könne er die Kugel nicht vom Platze bewegen, und die Elche schon gegen die Wapitisandrängten, sprang der Jäger vor, nahm die Kugel und warf sie hoch über die Pfähle hinaus, so hoch, wie sie noch keiner der Elche geworfen hatte. Da griffen die Wapitis die Elche an und trieben sie heim in ihr Dorf.

Die jungen Elche waren wütend und bestürzt über ihre Niederlage, ersannen aber sogleich neue Pläne, um ihre Rivalen zu demütigen. Eine der Elchfrauen sagte: „Wir wollen ein Wettauchen im See veranstalten und sehen, ob unsere jungen Leute nicht länger unter Wasser bleiben können als die besten Taucher der Wapitis. Es ist kalt, und der See ist mit Eis bedeckt; um so besser für uns. Wir können sogleich ein Loch ins Eis schlagen, da, wo der Wettkampf beginnen soll.“ Hiermit waren alle Elche einverstanden, also ging sogleich eine Abordnung zu den Wapitis, um diesen die Herausforderung zu überbringen. Die Einwohner beider Dörfer begaben sich an den See, in dessen Eis ein großes Loch geschlagen war, und der Körkämpfer der Elche schickte sich an zu tauchen. Auch der Jäger fand sich ein, und sein junger Schwager sagte zu ihm: „Diesmal mußt du mich an dem Wettkampf teilnehmen lassen, denn unsere Körper sind mit Haaren bedeckt, der deinige aber ist glatt und wird frieren.“ „Nein, Schwager,“ sagte der Jäger, „ich bin vollkommen imstande, der Kälte zu widerstehen, trotz meiner nackten Haut. Ich werde tauchen, und wir wollen einmal sehen, ob ich nicht diese Elche unterkriegen kann.“ Als er sich seiner Kleidung größtenteils entledigt und sich auch bereits am Rande des Eises niedergelassen hatte, um das Zeichen zum Tauchen zu erwarten, stieg Miqkano, die Sumpfschildkröte, vom Boden des Sees empor und sagte zu ihm: „Bruder, ich komme, um mich deiner anzunehmen. Ich will deinen Körper mit dem meinigen bedecken, so daß du nichts von dem kalten

Wasser merfst. Vertrau' dich meiner Umsicht an." Der Jäger war sehr froh, daß der Wolf ihn nicht vergessen, ihm vielmehr in diesem kritischen Augenblicke einen Freund gesandt hatte, und sagte: „Bruder, ich werde so tun, wie du sagst, und freue mich deines Beistandes." Das Zeichen wurde gegeben, und die Laucher verschwanden in dem eiskalten Wasser. Die Elche begannen schon zu hoffen, daß sie diesmal den Erfolg davontragen würden, doch die Vorsichtigeren sagten: „Wartet! Noch ist der Wettstreit nicht vorüber." Unterdessen sprach der tauhende Elch zu seinem Gegner: „Wapiti, ist dir kalt?" worauf die Sumpfschildkröte anstelle des Jägers antwortete: „Nein; ist dir kalt?" Das Zwiegespräch war deutlich bei den am Ufer Stehenden zu hören, daher entstand ziemliche Bewegung, als auf die Frage der Sumpfschildkröte: „Elch, ist dir kalt?" die Antwort ausblieb. Die Elche wurden unruhig, denn sie nahmen mit Recht an, daß ihr Laucher von der Kälte so erstarrt sei, daß er nicht mehr sprechen könne. Endlich kam er langsam und mit großer Anstrengung wieder ans Tageslicht, in der Meinung, sein Gegner sei unterdessen schon ertrunken, wurde aber mit Schlägen von den Wapitis empfangen, die ihre Stöcke und Keulen kräftig auf jeden ihrer Gegner niedersausen ließen. Der Jäger aber wurde von der Schildkröte gerade noch zur rechten Zeit, um die letzten der fliehenden Elche in ihren Wigwams verschwinden zu sehen, an die Wasseroberfläche emporgebracht. Darauf kehrte er zu seinem Weibe zurück, die ihn voll Freude empfing und sagte: „Lieber Mann, ich bin froh über deine Erfolge, denn ehe du zu uns kamst, waren die Elche immer erfolgreich und züchtigten uns."

Selbst diese Niederlage entmutigte die Elche nicht, und sie fassten sofort einen neuen Plan zu einem noch schwierigeren Wettstreit mit den Wapitis. Man beschloß, die letzteren zu einem Kampf auf dem Eise herauszufordern, bei dem es sich herausstellen sollte, wer von den Gegnern rascher schlittern könne. Auf glattem Eise glaubten die Elche nämlich die Gewandtesten zu sein. Daher willigten alle ein und begaben

sich ins Dorf der Wapitis, um diesen die Herausforderung zu überbringen. Die Wapitis, die durch ihren dreimaligen Sieg an Selbstvertrauen gewonnen hatten, nahmen sie an, und alle brachen zum See auf. Dieser war sehr lang; aber bald hatte man zwei Bahnen, die eine ganz glatte Fläche darboten, vom Schnee reingefegt. Die Elche stellten sich längs des rechten, die Wapitis längs des linken Seeufers auf. Auch der Jäger war unter denen, die sich an dem Wettstreit beteiligen wollten; aber sein junger Schwager sagte zu ihm: „Schwager, du kannst auf dieser glatten Fläche nicht schlittern; deine Füße sind nicht dazu geeignet. Die meinigen sind hart, und ich kann's daher leicht mit ihnen aufnehmen.“ Der Jäger zauderte einen Augenblick, doch bevor er antworten konnte, kam Mikef, der Fischotter, allen andern unsichtbar, zu ihm und sagte: „Bruder, du mußt, wenn du zum Schlittern antrittst, dich auf mich stellen; mein Pelz ist dick und glatt und wird ohne Schwierigkeiten über das Eis dahingleiten. Ich will dir nur noch sagen, daß ich, wenn wir das Ziel am See-Ende erreicht haben, noch weiter durch die Schneebank, die du dort siehst, gleiten werde, um die Niederlage der Elche vollständig zu machen.“ Der Jäger dankte dem Fischotter und sagte zu seinem Schwager: „Schwager, ich werde doch mitmachen, denn der Fischotter will sich unter mich flach aufs Eis legen, so daß ich gewinnen werde.“ Die Wettkämpfer näherten sich dem Start, begierig, zu beginnen. Niemand bemerkte den Fischotter unter den Füßen des Jägers, denn er war ein Manido, den der Wolf gesandt hatte. Die Elche glaubten, der Jäger würde nicht weit kommen, da seine Füße nicht hart waren, und schon raunten sie einander zu, noch bevor es losgegangen war, daß sie diesmal bestimmt den Wapitis Schläge verabfolgen würden. Diese hingegen bauten fest auf den Erfolg und hielten schon ihre Stöcke und Keulen in Bereitschaft. Das Zeichen wurde gegeben, und Elche und Jäger schlitterten los; aber der letztere hatte bald die Elche überholt, die schon am Ende der Bahn halt machten, während der Jäger noch durch die ganze Schneebank hindurchglitt; so groß war seine Geschwindigkeit.

Da frohlockten die Wapitis und trieben die Elche wieder mit unaufhörlichen Schlägen in ihr Dorf zurück.

Die Elche waren äußerst erbost über ihre neue Niederlage, meinten aber, sie könnten immer noch einen Wettkampf austrütteln, bei dem sie sicher gewinnen würden. Eine der alten Elchfrauen sagte: „Wir haben doch einen flinken Renner in unserm Lager; warum wollen wir's nicht einmal mit einem Wettkauf versuchen?“ Alle waren einverstanden und gingen sogleich zum Wigwam des Jägers, um ihn und einen der Elche zu einem Wettkauf herauszufordern. Der Jäger hörte sie kommen, blieb aber auf seiner Matte liegen. An der Türöffnung erscheinend, sagte einer der Elche: „Wir können uns noch nicht über unsere Niederlage beruhigen und wollen wissen, ob ihr, du und dein Schwager, mit zweien unserer jungen Leute um die Wette laufen wollt.“ Der Jäger willigte ein und forderte seinen ältesten Schwager, den schnellsten der Wapitis, auf, sich ihm anzuschließen. Die beiden machten sich bereit, nahmen ihre Freunde mit sich, und beide Parteien gingen zum See hinaus, um eine Rennbahn einzurichten. Diesmal sollte der Lauf nahe dem Ufer um den ganzen See herum vor sich gehen, so daß der Zielpunkt mit dem Ausgangspunkt zusammenfiele. Beide Parteien brauchten den ganzen Tag, um den Schnee vom Eis zu fegen. Am nächsten Morgen kam alles in dichten Scharen, um zuzusehen, die Elche auf dem rechten und die Wapitis auf dem linken Ufer. Die Elche waren ihres Sieges sicher, hatte doch der Jäger nur zwei Beine, während ihre Läufer je vier hatten. Während der Jäger seine Vorbereitungen traf, näherte sich ihm plötzlich der Wolf, sein Schützgeist, und sprach: „Bruder, ich will dir beim Rennen helfen. Da nur du mich sehen kannst, will ich dich unterwegs auf halber Strecke erwarten; dann mußt du dich rittlings auf mich setzen, deine Beine aber wie im Lauf bewegen, während ich dir die größere Schnelligkeit verleihe. Näher dem Ziel zu wirst du den Fuchs treffen, der dich dann bis ans Ende der Bahn bringen wird.“ Der Jäger war sehr beglückt darüber, seinen alten Freund zu treffen und ge-

rade zu rechter Zeit seine Unterstützung zugesichert zu erhalten. Der Häuptling der Elche näherte sich den Teilnehmern am Wettkauf, als sie gerade beginnen wollten, und sagte zu ihnen: „Halbwegs auf der Bahn werdet ihr einen Nebel sich herabsenken sehen; laßt's euch nicht anfechten.“ Das sollte die Wettkäufer der Wapitis entmutigen und gleichzeitig die der Elche darauf hinweisen, daß sie beim Durchschreiten des Nebels jeden sich bietenden Vorteil für sich ausbeuten sollten. Die Wettkäufer traten an — zwei Elche und der Jäger und sein älterer Schwager als Vertreter der Wapitis. Das Zeichen wurde gegeben, und sie sausten dahin über das Eis, wobei die Elche bald den Abstand zwischen sich und ihren Rivalen vergrößerten. Zunächst hinter den Elchen kam der Schwager des Jägers und zuletzt, immer mehr ins Hintertreffen geratend, der Jäger selbst, der aber nur die Elche glauben machen wollte, er würde das Rennen verlieren, damit ihr Urger nachher desto größer wäre. Als die Wettkäufer sich dem sich ausbreitenden Nebel näherten, warf der Wapitischwager etwas Schnee hinter sich, um den Jäger zu benachrichtigen, daß ihn dort der Wolf erwarte. Sobald der Jäger diesen erreicht hatte, sprang er rittlings auf ihn und war mit seinem Schwager bald den Elchen weit voraus. Alle Muskeln angespannt, hatten die Läufer die Hälfte der Bahn überschritten und hasteten dem Ziele zu. Wieder gewannen die Elche Gelände, aber das dauerte nicht lange; denn kaum hatten die Wapitis die Stelle, wo der Fuchs wartete, erreicht, als schon der Jäger fühlte, wie der Wolf unter ihm wegglißt und der Fuchs seine Stelle einnahm. In diesem Augenblick waren sie noch weit hinter den Elchen zurück, aber nun gingen sie wieder vor, überholten die Elche in gewaltigem Anlauf und gingen als erste durchs Ziel. Solange es den Anschein gehabt hatte, daß die Wapitis das Rennen verlieren würden, waren die zuschauenden Elche freudig erregt gewesen und hatten einander angefeuert, über die Wapitis herzufallen und sie zu verprügeln. Die Bedächtigeren aber sagten: „Wartet, wir haben dazu noch nach dem Rennen Zeit genug.“ Die Wapitis sprachen ihrerseits zueinander: „Haltet eure Stöcke be-

reit, die Elche zu schlagen, denn wir werden sicher gewinnen.“ So behielt jede Partei die andere scharf im Auge, bereit, auf sie loszustürzen, sobald das Rennen vorbei wäre. Als dies aber geschehen war, stürzten die Elche in wilder Flucht nach ihrem Dorfe, hinter ihnen her die Wapitis, die unaufhörlich auf sie einschlugen.

Jetzt waren die Elche ernstlich beunruhigt über ihre häufigen Niederlagen. Sie versammelten sich, um zu beraten, was sie nunmehr unternehmen könnten, um den Jäger zu verderben und die Wapitis unterzukriegen. Einer der alten Elche machte folgenden Vorschlag: „Wir wollen alle morgen an seinem Hause vorbeigehen, wenn er sein Schwitzbad nimmt und dabei sein Wolfsklauenarmband abgelegt hat, auf dem seine ganze Stärke beruht. Wenn er alle seine Pfeile auf uns verschossen hat, wird er zu seiner Keule greifen, und das wird ihn bald so erschöpft haben, daß unsere Leute ihn leicht umbringen können.“ Die Elche, die Manidos waren, wußten nämlich im voraus, was der Jäger nach dem Erfolge des heutigen Tages tun würde, und stimmten daher alle diesem Vorschlage zu.

Als der Jäger nach dem Rennen nach Haus zurückgekehrt war, legte er sich hin und sann darüber nach, was er das nächstmal tun würde, wenn die Elche kämen, um ihn wieder zum Wettkampf aufzufordern. Am nächsten Morgen legte er seine Kleidung und sein Wolfsklauenarmband ab, um ein Schwitzbad zu nehmen. Als er darauf in seinen Wigwam zurückgekehrt war, sah er einige Elche sich nähern, auf die er, als sie an der Tür vorbeikamen, Pfeile abschoß. Er wußte nicht, daß es Elche aus dem Nachbardorf waren, und tötete sie, so rasch er konnte, bis sein letzter Pfeil verschossen war. Die Elche aber waren nicht tot, konnten vielmehr, da sie Manidos waren, jederzeit wieder zum Leben zurückkehren. Als nun der Jäger seinen Pfeilvorrat erschöpft hatte, ging er in das Wigwam, um seine Keule zu holen, und fuhr fort, die Elche zu töten, sobald sie an seiner Tür vorübereilten. Schließlich kamen die Elchfälber an die Reihe, und dadurch wurde er endlich so erschöpft, daß er fühlte, er müsse nun aufhören. Nur noch einen sehr alten

Elch, den er vorbeitrotten sah, schlug er auf den Schädel, wobei seine Keule zerbrach. Plötzlich rief er aus: „Ich habe mein Wolfsklauenarmband verloren. Wo ist es?“ Sein Weib und seine Schwäger suchten es, konnten es aber nirgends finden. Sie wußten nicht, und er selbst hatte es vergessen, daß er es im Schwighause abgelegt hatte. In diesem Augenblick kam der Wolf, sein Freund, ihm zu Hilfe und begann den Elchen an die Kehle zu springen, war aber auch bald erschöpft und rief dem Jäger zu: „Wir sind geschlagen! Wir können's ruhig aufgeben!“ Da sprachen die noch übrigen Elche: „Zeigt, Brüder, ist unsere Zeit gekommen; laßt uns ihn töten!“ Mit diesen Worten stürzten sie sich auf den Jäger und rissen ihn in Stücke. Dann machten sie ihre toten Brüder wieder lebendig und kehrten in ihr Dorf zurück, stolz, ihren Gegner doch schließlich losgeworden zu sein und ihre Nachbarn besiegt zu haben. Der Häuptling der Elche aber sprach: „Wir haben gewonnen, Freunde, laßt uns zusammenkommen und das Ereignis feiern“, worauf sie alle so dicht wie möglich zusammenrückten, um den Sang des Elchhäuptlings zu hören, der also lautete:

Nánakop ákwasita, nánakop ákwasita, wē, wē
Nánakop ákwasita, hē, hē, hē, hē
(„Wir haben ihn besiegt, der immer gewann“).

Während die Elche so über die Vernichtung des Jägers frohlockten, saß sein junges Weib klagend und weinend in ihrem Wigwam und trug Kopf und Leib mit einem weiten Mantel umhüllt. Die verschiedenen Manidos hörten sie klagen und sprachen zueinander: „Laßt uns die Witwe Nanokupāqkwenisitas besuchen und sie verleiten, einen von uns zum Gatten zu nehmen.“ Alle waren des zufrieden, und der Wolf führte sie zu ihrem Wigwam. Während sie aber noch über ihren Plan ratschlagten, hörte die junge Witwe ihre Reden, und als der Fuchs zu ihr hineinkam und sprach: „Da bin ich wieder, ich bin dein Gatte, nimm mich“, erwiderte sie: „Nein, laß mich, du bist nicht mein Gatte.“ Da zerrte der Fuchs den Mantel, der sie bedeckte, beiseite und spritzte ihr sein Wasser ins Gesicht. Und die junge Frau weinte über die rohe Behandlung, die

ihr zuteil wurde, solange, bis sie sich beruhigt hatte und einschlief. Dasselbe wiederholte sich in den nächsten beiden Nächten mit dem Kaninchen und dem Hunde. Diese drei Manidos blieben in der Nähe des Wigwams, um zu beobachten, wer der Glückliche sein würde, der die Frau zum Weibe bekäme.

Die Schwiegermutter des Jägers war eine kleine, alte Frau, die einen kleinen Hund besaß. Das alte Weiblein besuchte die Stelle, wo der Jäger in Stücke zerrissen worden war und wo noch etwas Blut auf dem Boden lag. Als der kleine Hund dies aufgeleckt hatte, war er erpicht darauf, noch mehr zu finden. Unterdessen hatte die alte Frau Gelächter in einem Wigwam, das nahebei, auf der Seite des Elchdorfs, lag, gehört und war ganz vorsichtig herangeschlichen. Als sie in das Wigwam lugte, um zu sehen, was die Heiterkeit erregte, bemerkte sie, daß die Elchfrauen versammelt waren, um zu schwäzen und kleine Stücke von dem Fleisch des Jägers, die man zusammengelesen hatte, zu essen. Eine Alte wollte gerade seine Fersen verzehren, als der kleine Hund in das Wigwam lief und eine der Gefährtinnen zu der Alten sagte: „Siehst du den kleinen Hund? Er sieht so böse aus, daß ich glaube, er wird dich beißen.“ Bevor sie noch etwas erwidern konnte, sprang der kleine Hund auf sie zu und biß sie, schnappte in seiner Wut nach dem Fersenbein und entlief damit nach dem Orte, wo der Jäger in Stücke gerissen war. Der Hund hatte bereits eine große Zahl von Innamäqsius, d. h. guten Donnermanidos, zusammengerufen, und als er nun das Fersenbein des rechten Fußes brachte, ergriff Kakake, die Krähe, es und sagte: „Ich will es viermal auf den Boden werfen, und beim viertenmal wird der Jäger von den Toten erwachen.“ Darauf trug sie den Knochen hoch in die Luft, so hoch sie konnte, und schleuderte ihn kräftig vor sich hin auf die Erde mit den Worten: „Nanokupåqfwenisitå, steh' auf von den Toten!“ Als der Knochen auf die Erde schlug, hörte man den Wolf heulen. Wieder nahm die Krähe den Knochen auf und warf ihn mit denselben Worten auf den Boden, und wieder heulte der Wolf. Als die Krähe den Knochen zum drittenmal herabgeworfen

hatte, klang das Heulen stärker und näher. Da nahm die Krähe den Knochen zum viertenmale auf, warf ihn auf die Erde und sprach wie zuvor: „Nanokupaqwenisita, erhebe dich von den Toten!“ Und als der Knochen auf den Boden schlug, erschien die Gestalt des Jägers ganz so, wie sie vorher gewesen war. Da flogen die Manidos von dannen, froh, ihrem Bruder das Leben zurückgegeben zu haben.

Als der Jäger hörte, daß die Elchweiber sich versammelt hätten, um sein Fleisch zu essen, näherte er sich ihnen und sprach: „Wartet nur, binnen kurzem werde ich jede von euch und euer ganzes Volk vernichten!“ Hierauf suchte er sein eigenes Wigwam auf, wo sein Weib saß und weinte, und sprach zu ihr: „Da bin ich! Ich bin von den Toten auferstanden.“ Über sein Weib entgegnete: „Nein, du bist nicht mein Gatte; ich bin bisher immer hinters Licht geführt worden und will dich deshalb nicht sehen.“ Als dann aber der Jäger sagte: „Ich bin doch dein Gatte“, hörte sie seine vertraute Stimme, blickte auf, um zu sehen, ob ihr Gatte wirklich vom Tode auferstanden sei, erkannte ihn wieder und war vor Freude ganz außer sich. Dann erzählte sie ihrem Gatten, wie die Elche an ihrem Volke gehandelt hätten. Er geriet in großen Zorn und drohte sie so zu strafen, daß die Wapitis für immer in Frieden würden leben können. Darauf ging er in den Wald, um Weidenzweige für Pfeilschäfte, Holz für einen Bogen und ein anderes Stück Holz für eine starke Kriegskeule zu holen. Zwei Tage brachte er mit der Herstellung dieser Waffen zu, und als er fertig war, besaß er vier zauberkräftige Pfeile, die ihm gute Dienste leisten sollten. Als er sich eines Tages in der Nähe seines Wigwams zu schaffen machte, hörte er jemand durchs Gebüsch kommen. Aufblickend gewahrte er einen jungen Elch, der auf der Suche nach einer Gattin war. Kaum hatte der Elch den Jäger bemerkt, als er auch schon so schnell wie möglich entfloß. Den Jäger aber hatte die Wut gepackt, er stürmte in sein Wigwam, ergriff seine Waffen und verfolgte den Elch. Als die Elche einen der Ihren in voller Hast, von dem Jäger verfolgt, zurückkehren sahen, erkannten sie die Gefahr, in der sie schwie-

ten. Die älteren sprachen zueinander: „Da kommt der Jäger, er wird uns sicher alle töten. Laßt uns also diesen Ort verlassen und unsere Wohnsäge anderswo aufschlagen.“ Darauf suchten sie sämtlich zu entrinnen; aber der Jäger griff sie an, teilte tödliche Hiebe nach allen Seiten aus und setzte ihnen so lange nach, bis nur noch zwei am Leben waren. Diese nahm er gefangen und sprach zu ihnen: „Hier, in diesem Zedernbruch, in dem ihr euch befindet, sollt ihr fortan leben und euch von den Mosimiu (Weiden) nähren: das soll für immer eure Nahrung bleiben.“ Bei diesen Worten steckte er ihnen einige Weidenzweige ins Maul. Er selbst aber kehrte in sein Wigwam zurück, und sein erwähltes Volk, die Wapitis, lebten von nun an in Ruhe und Frieden.

I) Der Ursprung von Tag und Nacht

Ginst wanderte Wabus, das Kaninchen, durch den Wald und kam zu einer Lichtung am Ufer eines Flusses. Da sah es Totoba, die Wehsteineule, auf einem Zweige hocken. Es war dunkel, und das Kaninchen konnte nicht besonders gut sehen, also sprach es zur Wehsteineule: „Warum willst du es so dunkel haben? Ich mag es nicht und will immer Tageshelle um mich haben.“ Darauf erwiderte die Eule: „Wenn du mächtig genug bist, so sorge dafür. Laß uns unsere Kräfte messen, und wer von uns gewinnt, mag es so einrichten, wie er es lieber hat.“ Da riefen Kaninchen und Eule alle Vögel und vierfüßigen Tiere zusammen, daß sie Zeugen ihres Wettstreites seien, und als alle versammelt waren, unterrichteten die beiden sie, um was es sich handle. Einige Vögel und Vierfüßler wünschten dem Kaninchen Erfolg, auf daß es Licht werde, andere der Eule, auf daß es weiter dunkel bliebe. Da begannen Kaninchen und Eule ihren Wettstreit, bei dem das erstere immer die Worte: „Wabon, wabon“ (Licht, Licht), die Eule die Worte: „Unitipaqtot, unitipaqtot“ (Nacht, Nacht) rasch wiederholen sollte. Wer von ihnen sich versprechen und das Wort des Gegners sagen würde, sollte verlieren. Also hub das Kaninchen an, immer „wabon, wabon“ zu rufen, die

Eule „unitipaqkot, unitipaqkot“, wobei jeder durch seine Gefolgsleute unterstützt und angefeuert wurde. Schließlich sprach aber die Eule einmal aus Versehen dem Kaninchen das Wort „wabon“ nach, so daß sie verloren hatte und den Wettstreit aufgab. Da entschied das Kaninchen, daß es Licht sein sollte, bewilligte aber der Nacht einen Anteil zugunsten der Besiegten.

m) Kulturtaten

I. Der Feuerraub

Mändabusch sagte einst, als er noch ein Jüngling war, zu seiner Großmutter Nokomis: „Großmutter, es ist kalt, und wir haben kein Feuer. Laß mich welches holen.“ Nokomis wollte ihm solch' gefährliches Unterfangen ausreden, doch bestand er darauf. Also machte er sich ein Rindenkanu, nahm wieder einmal die Gestalt eines Kaninchens an und fuhr ostwärts über eine große Wasserfläche bis zu einer Insel, auf der ein alter Mann wohnte, der das Feuer besaß. Als das Kaninchen sich der Insel näherte, war es schon Nacht; daher ging es an Land und wanderte längs des Gestades, bis es in Sicht der Medizinhütte des Alten kam. Dieser hatte zwei Töchter. Als sie aus dem Wigwam heraustraten, sahen sie das durchnässte und frierende Kaninchen, nahmen es sorgsam auf ihre Arme und trugen es in die Medizinhütte, wo sie es neben das Feuer niedersetzten, auf daß es sich erwärme. Das Kaninchen durfte in der Nähe des Feuers bleiben, während die Mädchen in dem Wigwam ihren häuslichen Pflichten nachgingen. Da hüpfte das Kaninchen dem Feuer etwas näher, um eine Kohle zu erhaschen, aber bei jeder seiner Bewegungen erbebte die Erde und weckte den alten Mann, der gerade ein Schläfchen machte. Er sprach: „Liebe Töchter, was ist denn die Ursache dieses Getöses?“ Die Töchter sagten, es sei nichts, sie hätten nur ein armes kleines Kaninchen gefunden, das sie trocknen und wärmen wollten. Als die beiden Mädchen wieder beschäftigt waren, ergriff das Kaninchen ein brennendes Holzscheit und rannte mit aller Hast nach dem Orte, wo es sein Kanu gelassen hatte. Die Mädchen und der Alte waren ihm dicht auf

den Fersen. Das Kaninchen aber kam heil bis zu dem Boot, stieß ab und fuhr mit Windeseile bis zu seiner Großmutter Haus. Die Geschwindigkeit des Bootes verursachte einen solchen Luftstrom, daß der Feuerbrand hell auflohte, so daß Nokomis, welche die Rückkehr des Kaninchens erwartete, im Augenblick seiner Landung bemerkte, daß die Funken des Brandes sein Fell an verschiedenen Stellen versengt hatten. Sie nahm ihm sogleich das Feuer ab und behandelte seine Wunden, so daß sie bald heilten. Die Donnerer empfingen das Feuer von Nokomis und haben es seitdem immer in Gewahrsam behalten.

II. Die Entdeckung des Tabaks

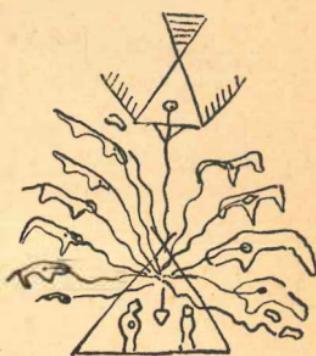
Gines Tages kam Månåbusch an einem hohen Berge vorüber. Da sog er einen angenehmen Duft ein, der aus einer Felsspalte zu kommen schien. Er ging näher heran und entdeckte, daß der Berg von einem Riesen bewohnt wurde, der als der Besitzer des Tabaks bekannt war. Månåbusch gelangte zu der Öffnung einer Höhle, trat ein und verfolgte den Gang, der bis tief hinab ins Innere des Berges führte. Hier wohnte der Riese in einer geräumigen Kammer und fuhr Månåbusch hart an, was er denn von ihm wolle? Månåbusch erwiederte, er käme, etwas Tabak zu erbitten, worauf der Riese sagte, er möge in einem Jahre wiederkommen, da die Manidos eben erst dagewesen seien, um zu rauchen, und diese Zeremonie nur einmal jedes Jahr stattfände. Månåbusch sah sich in der Kammer um und bemerkte eine große Zahl mit Tabak gefüllter Säcke. Von diesen erwischte er einen, mit dem er aus dem Berge floh, während der Riese ihm dicht auf den Fersen folgte. Månåbusch stieg zum Gipfel der Berge empor und sprang von Spize zu Spize. Der Riese folgte mit so rasender Eile, daß er, als Månåbusch eine hoch emporragende und auf der entgegengesetzten Seite senkrecht abfallende Bergkuppe erreichte und sich plötzlich flach auf den Bauch warf, über ihn hinwegsankte und in den jenseitigen Abgrund hinabstürzte. Obwohl er sehr zerschunden war, brachte er es doch noch fertig, die steile Wand des Absturzes wieder hinaufzuhilf-

men. Fast hatte er den oberen Rand erreicht, an dem er hilflos hing, da alle Nägel an seinen Fingern abgerissen waren, als Mānābusch ihn auch schon am Rücken packte, hinaufzog, heftig auf den Boden schleuderte und sprach: „Um deines schmutzigen Geizes willen sollst du Käfuene, die Heuschrecke, werden und immerdar an deinem bekleidten Maul kenntlich sein. Du sollst eine Plage werden für alle, die Tabak anbauen.“ Darauf nahm Mānābusch den Tabak und verteilte ihn unter seine Brüder und Vettern, indem er jedem etwas von dem Samen abgab, damit sie künftig nie dieser Pflanze erman gelten, wenn sie sie brauchten.

n) Die Begründung der Midewiwin

Als Minabozho (Mānābusch), der Diener Osche Manidos, auf die Erde hinabsah, bemerkte er menschliche Wesen, die Anischinabeg, die Vorfahren der Odschibwā. Sie bewohnten die vier Viertel der Erde, den Nordosten, Südosten, Südwesten und Nordwesten. Er wurde gewahr, wie hilflos sie waren, und wünschte sowohl ihnen Mittel und Wege zu weisen, daß sie die Krankheiten, von denen sie beständig heimgesucht wurden, abwehren könnten, als auch sie mit Tieren und Pflanzen zu versorgen, die ihnen als Nahrung dienen könnten, und ihnen auch sonst noch zu helfen. Gedankenvoll blieb er über dem Mittelpunkt der Erde schweben. Während er sich noch abmühte, Mittel zu ersinnen, um mit ihnen in Verbindung zu treten, hörte er etwas lachen und bemerkte einen dunklen Gegenstand, der auf der Oberfläche des Wassers im Westen erschien. Er konnte seine Gestalt nicht erkennen; während er ihn noch aufmerksam betrachtete, verschwand er langsam aus seinem Gesichtskreise. Darauf erschien er im Norden, verschwand aber wieder nach einer kurzen Spanne Zeit. Minabozho hoffte, er werde sich wieder auf der Oberfläche des Wassers zeigen, und wirklich tauchte er im Osten auf. Da wünschte Minabozho, er möge sich ihm nähern, damit er sich mit ihm unterhalten könne. Als der Gegenstand im Osten aus seinen Augen entchwunden war, bald darauf aber wieder

im Süden erschien, rief Minabozho ihn daher an, er solle nach dem Mittelpunkt des Erdrundes kommen, damit er ihn betrachten könne. Wieder verschwand er, und wieder tauchte er im Westen auf; da aber bemerkte Minabozho, daß er sich langsam dem Mittelpunkt des Erdrundes näherte, stieg herab und sah, daß es der Fischotter war, der jetzt einer der heiligen Manidos der Midewiwin ist. Nun weihte Minabozho den Otter in die Geheimnisse der Midewiwin ein und gab ihm gleichzeitig die heilige Nasel, die am Krankenlager, die heilige Mide-Trommel, die bei Aufnahmefeiern und Festen, den Tabak, der bei Gebeten und Friedensschlüssen gebraucht werden sollte. Die Stelle, auf die sich Minabozho hinabgelassen hatte, war eine Insel inmitten einer großen Wasserfläche; daher heißt auch der Mide, der von allen anderen am meisten gefürchtet wird, Minisinochke („der auf der Insel Lebende“). Nun baute Minabozho ein Midewigan, schlug seine Trommel und sang ein Mide-Lied, in dem er dem Otter erzählte, daß Osche Manido beschlossen habe, den Anischinabeg zu helfen, auf daß sie immer Leben, Überflüß an Nahrung und andere für ihr Behagen notwendige Dinge hätten. Darauf holte er den Otter in das Midewigan, verlieh ihm die Geheimnisse der Midewiwin und schoß aus seinem Mide-Sack die heilige Migis in seinen Körper, damit er Unsterblichkeit habe und imstande sei, die Geheimnisse auf seine Gevattern, die Anischinabeg, zu übertragen.



o) Verschwinden und Wiederkehr

Mänäbusch zog von dannen, und als er Mäkinäk erreicht hatte, schuf er einen hohen, schmalen Felsen, den er an das Steilufer lehnte. Dieser Felsen hat die Höhe, die ein vom Bogen geschossener Pfeil erreicht; an ihm ward Mänäbusch zum letztenmal von seinem Volke gesehen. Vor seinem Ab-

schied sprach er: „Freunde, ich bin im Begriff, euch jetzt zu verlassen; ich bin schlecht behandelt worden — nicht von euch, sondern von andern Völkern, die rings um euch wohnen. Ich werde gen Sonnenaufgang ziehen, quer über ein großes Wasser in ein Land voll Felsen. Da will ich mein Heim aufschlagen. Sooft ihr ein Mütawikomik baut und alle versammelt seid, werdet ihr meiner gedenken. Wenn ihr meinen Namen nennt, werde ich euch hören. Was ihr auch in meinem Namen unternehmen werdet, wird gelingen, und um was ihr auch bittet, will ich erfüllen.“ Als Månåbusch so zu seinen Freunden gesprochen hatte, stieg er in ein Kanu und verschwand gen Sonnenaufgang in dem großen Wasser.

Variante

Manabudschu (Månåbusch) lebt noch; er ruht aus von seinen Werken auf einer ungeheuren Eisscholle im großen Wasser (dem nördlichen Meer). Wir fürchten, daß die Weißen eines Tages seinen Zufluchtsort entdecken und ihn von dort vertreiben werden. Dann steht das Ende der Welt bevor; denn sobald er wieder seinen Fuß auf die Erde setzt, wird das ganze Weltall in Flammen aufgehen, und alle lebenden Wesen werden in den Flammen umkommen.

p) Der Besuch bei Månåbusch

Eines Nachts, lange nachdem Månåbusch sein Volk verlassen hatte, träumte ein Indianer, daß Månåbusch zu ihm gesprochen habe. Der Indianer erwachte und suchte, als der Tag graute, sieben seiner Mütawit-Genossen, die Häupter der Mütawit, auf. Sie hielten eine Beratung miteinander ab, wobei beschlossen wurde, Månåbusch zu besuchen. Der Indianer, der von Månåbusch geträumt hatte, schwärzte sein Gesicht, und alle brachen zum Gestade des großen Wassers auf, wo sie Kanus bestiegen und nach dem Lande der Felsen, das nach Sonnenaufgang zu liegt, in See stachen. Nach langer Fahrt erreichten sie das Gestade des Landes, in dem Månåbusch wohnte. Sie stiegen aus ihren Booten, zogen sie aufs Land

und brachen auf, um sein Wigwam zu suchen. Bald hatten sie es erreicht und, als sie sich dem Eingang näherten, Månåbusch bemerkte, der sie aufforderte einzutreten. Die Tür des Wigwams ging auf und zu; sie fiel, sooft einer der Indianer eingetreten war, wieder herab und schloß die Öffnung, um sich dann wieder zu heben und dem nächsten den Zugang zu gestatten. Als alle auf diese Weise eingetreten waren und sich rings um Månåbusch gesetzt hatten, frug dieser: „Freunde, was ist der Grund, daß ihr eine so lange Reise gemacht habt, um mich zu besuchen? Was ist euer Begehr?“ Da erwiderten alle bis auf einen: „Månåbusch, wir tragen alle Verlangen nach einer Jagdmedizin, die uns befähigt, unser Volk mit Überfluß an Nahrungsmitteln zu versorgen.“ „Die sollt ihr haben“, sagte Månåbusch. Dann wandte er sich an den, der bei der Bitte der andern stumm dagesessen hatte, und fragte ihn: „Und was ist dein Wunsch?“ Der Indianer antwortete: „Ich bitte nicht um eine Jagdmedizin, sondern darum, daß du mir ewiges Leben gibst.“ Da schritt Månåbusch dahin, wo der Indianer saß, packte ihn bei den Schultern, hob ihn hoch und trug ihn zu der Stelle, wo er selbst gewöhnlich schlief. Hier setzte er ihn nieder und sprach: „Zu Stein sollst du werden, und du wirst ewig dauern.“ Als die andern sahen, was geschehen war, nahmen sie Abschied von Månåbusch und gingen zum Ufer hinab, wo sie ihre Kanus bestiegen, um heimzukehren.

Variante

(Goskoda und seine Gefährten wollen die Sonne besuchen und sind nach jahrelanger Wanderung und Fahrt über ein großes Wasser ostwärts in ein steiniges Land gekommen, wo sie Månåbusch treffen, der ihnen Auskunft über ihren weiteren Weg gibt:)

Bald, nachdem ihr diesen Platz hier verlassen habt, werdet ihr ein ohrenbetäubendes Dröhnen vernehmen: das ist der Himmel, der auf den Rand der Erde herabfällt; er bleibt in dauernder Bewegung auf und ab, und wenn er sich hebt, werdet ihr einen leeren Raum zwischen ihm und der Erde wahrnehmen. Davor müßt ihr nicht erschrecken. Ein Abgrund von

furchtbarer Tiefe gähnt dort, der das Unbekannte von der Erde scheidet, und ein Schleier ewiger Dunkelheit breitet sich darüber. Fürchtet euch nicht, ihr müßt hindurchspringen; und wenn es euch gelingt, werdet ihr euch auf einer schönen Ebene befinden, in einem weichen, milden Licht, das vom Monde ausgeht."

Die Jünglinge waren noch nicht weit gekommen, als sie schon das Dröhnen des auf- und niederschlagenden Himmels vernahmen. Er schien in greifbarer Nähe, doch mußten sie noch eine lange Strecke wandern, bis sie ihm nahe kamen und das Dröhnen ihnen alle Sinne benahm. Denn immer, wenn der Himmel herabsauste, preßte er Windstöße durch die Öffnung, die so heftig waren, daß die Jünglinge sich nur mit Mühe auf den Füßen halten konnten. Die Sonne ging ganz dicht über ihren Köpfen hinweg. Nichtsdestoweniger näherten sie sich unerschrocken dem Erdrande, warteten dann aber eine Zeitlang, bis sie Mut genug gefaßt hatten, um durch den dunklen Schleier, der den Durchgang verdeckte, zu springen. Der Himmel kam mit rasender Schnelligkeit herab, hob sich aber langsam und allmählich. Die beiden Jünglinge, die Mönchsbüsch bescheidene Wünsche vorgetragen hatten, stellten sich nahe dem Rande auf, und es gelang ihnen mit nicht geringer Anstrengung, nacheinander hindurchzuspringen und jenseits festen Fuß zu fassen. Die zurückgebliebenen beiden aber waren furchtsam und unentschlossen; ihre beiden Gefährten riefen ihnen durch die Dunkelheit zu: „Springt! Der Himmel kommt schon wieder herab!“ Sie blickten auf und sahen ihn herabfallen; da aber Furcht ihre Herzen lähmte, nahmen sie nur einen schwachen Anlauf, so daß sie die gegenüberliegende Seite nur mit ihren Händen erreichten. In demselben Augenblick schlug der Himmel mit einem gewaltigen Krach auf die Erde und riß sie in die furchtbare, dunkle Tiefe.

(Die beiden Überlebenden befinden sich in einem schönen Lande und treffen zuerst den Mond, eine alte Frau, die sie ins Haus der Sonne, ihres Bruders, führt. Dieser nimmt sie mit sich, als er am nächsten Morgen seinen täglichen Lauf über den Himmel antritt, und läßt sie um Mittag zur Erde hinabsteigen.)



Lanz der Ischohá Kálosch Ochatá, eines Männerbundes der Mandan-Indianer
(Nach dem Prinzen Wied)

HFM Könyvtár
20250828

12. Der Sonnenfang



on drei Brüdern gingen die beiden älteren auf die Jagd und ließen den jüngsten daheim. Der war darob sehr traurig und ging niedergeschlagen von dannen, Bogen und Pfeile in der Hand und eingehüllt in seinen Biberfellmantel, der am Rande mit farbigen Stachelschweinborsten verziert war und von ihm fast ständig getragen wurde, da er sehr stolz auf ihn war. Als die Sonne hoch am Himmel stand, wurde er müde, legte sich nieder und weinte, wobei er sich ganz mit dem Mantel bedeckte, um sich vor der Sonne zu schützen. Aber diese sandte, als sie gerade über dem Haupte des Knaben stand und ihn erblickte, einen Strahl herab, der Löcher in seinen Mantel brannte und diesen zusammenschrumpfen ließ, bis der Knabe entblößt dalag. Die Sonne lächelte, während der Knabe nur noch heftiger über ihre Schadenfreude weinte. „Warum bestrafst du mich so grausam, wo ich es doch nicht verdien?“ sprach er zur Sonne, die weiter lächelte. Da nahm der Knabe Bogen und Pfeile sowie seinen verbrannten Fellmantel, kehrte in sein Wigwam zurück, schlich in eine dunkle Ecke und fuhr fort zu weinen. Als seine Schwester ihn hörte, fragte sie nach dem Grunde seines Kummers. Der Knabe erzählte ihr, was ihm zugestossen sei, und bat sie um eine Schnur. Als sie eine Sehnenschnur brachte, sagte er: „Das ist nicht die richtige. Ich brauche eine Haarschnur.“ Da riß sie sich ein Haar aus und reichte es ihm; er war damit zufrieden, fasste es an beiden Enden und zog es vorsichtig auseinander, bis es so lang geworden war, daß es von den Fingerspitzen der einen Hand bis zu denen der andern reichte. Dann ging er dorthin, wo der Pfad der Sonne die Erde berührte. Als er die Stelle erreicht hatte, von der aus die Sonne ihm seinen Mantel verbrannt hatte, machte er eine Schlinge in das Haar und legte dieses quer über ihren Weg, so daß, als die Sonne an diese Stelle kam, die Schlinge sich ihr um den Hals legte und sie würgte, bis ihr fast der

Atem ausgegangen war. Es wurde dunkel, und die Sonne flehte zu den Manidos: „Helft mir, Brüder, und durchschneidet diese Schnur, bevor sie mich tötet.“ Die Manidos kamen, konnten aber die Schnur nicht zerschneiden. Als es schon alle aufgegeben hatten, bat die Sonne Koqlipikuqli, die Maus, sie möchte noch einmal den Versuch machen. Die Maus stieg empor und zernagte die Schnur, aber es war ein schwieriges Unterfangen, da die Schnur heiß und schon tief in den Nächten der Sonne eingedrungen war. Endlich gelang es ihr; die Sonne schöpfte wieder Atem, und die Dunkelheit verschwand. Hätte die Maus nicht Erfolg gehabt, so wäre die Sonne gestorben. Da sprach der Knabe zur Sonne: „Für deine Grausamkeit habe ich dich bestraft, nun geh' deines Weges.“

13. Die magische Flucht



er Knabe, der die Sonne gefangen hat, hat auch die bärengestaltigen Anamaqliu bestraft, weil sie ihm Vater und Mutter getötet und die beiden Brüder geraubt haben. Er beschließt, um ihrer Rache zu entgehen, seine Heimat zu verlassen. Er nimmt seine vier magischen Pfeile mit sich, und seine Schwester gibt ihm vor dem Aufbruch einen steinernen Haarzierat und eine Handvoll Blaubeeren, deren er sich aber nur in der äußersten Not als Mittel, um seinen Feinden zu entgehen, bedienen soll.)

Als er so eines Tages gemächlich fürbaß zog, hörte er hinter sich ein Geräusch wie von vielen Tritten. Er blickte sich um und bemerkte einige Bären, die ihm folgten. Da wurde es ihm sogleich offenbar, daß die Anamaqliu seine Spur entdeckt hatten und ihm nun nachsäkten. Er begann angstvoll davonzulaufen; vor ihm lag eine dem Anschein nach endlose Prärie, auf der nur eine niedrige Grasnarbe wuchs. Plötzlich hörte er eine Stimme, die ihm zurief: „Wenn dich die Bären fangen, werden sie dich töten; jetzt mußt du deine Pfeile gebrauchen.“ Sogleich fielen

ihm wieder seine Waffen ein und die Gegenstände, die ihm seine Schwester gegeben hatte. Er legte einen Pfeil auf den Bogen und rief, bevor er ihn vor sich in die Luft schoß: „Wo du herabfällst, soll Gebüsch auffsprießen, soweit ein Pfeil reicht; darin will ich mich bergen.“ Der Pfeil sank herab, und da, wo er in die Erde eindrang, bildete sich ein kleines Loch, um welches sogleich ein dichter Busch aufwuchs. Der Knabe rannte nach dem Loch, kroch hinein, gelangte unter der Erde bis zum Ende des Gebüsches, wo er wieder auftauchte und sich hinter einem Baume, der ebenfalls emporgeschossen war, verbarg. Als die Bären bis zu der Stelle kamen, wo sie den Knaben hatten verschwinden sehen, begannen sie das Gebüsch niederrütteln, bis kein Zweig mehr aufrecht stand. Dann gingen sie, da sie den Knaben nicht fanden, seinen Fußspuren nach, die bis zu dem Erdloch führten, betraten dieses und folgten den Spuren. Als der Knabe die Bären dicht auf seinen Fersen sah, verschwand er noch einmal im Boden, tauchte erst in beträchtlicher Entfernung von dem Baume auf und begann wieder über die Präarie zu laufen.

Die Bären hielten sich, am Baume angelommen, wieder mit dem Verfolgen der Fährte auf, die sie schließlich auf die Präarie hinausführte, auf der sie ihn in der Ferne dahineilen sahen. Sofort nahmen sie seine Verfolgung wieder auf, doch dauerte es lange Zeit, bis sie sich ihm näherten. Da nahm der Knabe einen zweiten Pfeil und schoß ihn mit denselben Worten wie den ersten in die Luft. Wieder sproßte dichtes Unterholz auf, das ihn ganz verbarg, und wieder kroch der Knabe in das Loch, gelangte unter dem Boden bis zum Rande des Gehölzes, versteckte sich hinter einem Baume und verschwand beim Herannahen der Bären von neuem unter der Erde, um dann emporzutauchen und seinen Lauf noch einmal aufzunehmen. Diesmal kamen die Bären ihm rascher näher, da der Knabe bereits ein wenig zu ermüden begann. Zum drittenmal wiederholte sich dasselbe Spiel; als der Knabe seinen vierten und letzten Pfeil abschoß, sprach er: „Wo du herabfällst, soll ein Sumpf entstehen, in dem Peonaskinuk (Bumskaulen) wachsen und

aus dessen Mitte ein Pfad herausführt, auf dem ich entkommen werde.“ Das geschah, und der Knabe konnte von der Mitte des großen Sumpfes, von dem er sich umgeben sah, auf festem Grunde einen schmalen Pfad entlang laufen, während die Bären mit Schlämm und Bumskaulen kämpften. Aber schließlich fanden auch sie den Pfad und nahmen die Verfolgung wieder auf, ohne dem Knaben auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

Als sie ihm bereits nahe gekommen waren, schrien sie: „Jetzt sind wir dicht hinter dir, binnen kurzem werden wir dich ergreifen und töten.“ Da gedachte der Knabe des Steines, den ihm seine Schwester gegeben hatte. Er nahm ihn aus seiner Tasche, legte ihn in einen Streifen Hirschleder, schwang ihn ein paarmal um den Kopf und warf ihn vor sich in die Prärie mit den Worten: „So weit ich ihn schleudere, soll ein hoher Felsrücken erscheinen, auf den ich mich flüchten will.“ Der Stein hüpfte und rollte über den Boden und verwandelte sich sogleich in eine steile, hohe Felswand, die oben flach war und an deren Rande eine Menge loses Geröll lag. Der Knabe kletterte zum Gipfel empor und lugte über den Rand nach den Bären. Diese rannten um den Fuß des Felsens herum, und als sie unterhalb der Stelle waren, wo der Knabe sich befand, begann dieser die großen Felsblöcke auf sie hinabzuwerfen, wodurch eine Menge getötet wurden, während andere mit zerbrochenen Knochen davonkamen oder sonstwie kampfunfähig gemacht wurden.

Während noch die unverletzten Bären, daß erstaunt über das, was vorgefallen war, ihre getöteten und verwundeten Genossen musterten, kletterte der Knabe hurtig auf der andern Seite des Felsens hinab und suchte von neuem sein Heil in der Flucht. Die Bären, die nichts mehr von ihm hörten und sahen, argwöhnten sogleich, daß er von neuem entwischt sei, suchten nach seinen Spuren, die vom Felsen fortführten, und nahmen die Verfolgung wieder auf, bis sie fast sicher waren, seiner habhaft zu werden. Nun hatten sie aber lange Zeit nichts gegessen und begannen sehr hungrig zu werden.

Doch weit und breit war nichts Eßbares zu sehen, außer dem Knaben. Mit äußerster Wut suchten sie also ihn zu erreichen und kamen ihm immer näher; da erinnerte er sich plötzlich der Blaubeeren, die ihm seine Schwester gegeben hatte. Er holte sie aus der Tasche, warf sie nach allen Richtungen in die Luft und sprach: „Wo ihr hinfällt, sollen allenthalben Blaubeeren aus dem Boden wachsen, die werden mich erretten.“ Sogleich erschienen überall, wo die Beeren niedergefallen waren, Blaubeersträucher, die mit Früchten beladen waren. Das brachte die Bären zum Stehen. Sie waren so freßgierig, daß sie ganz und gar den Knaben vergaßen, bis sie nichts mehr essen konnten. Erst dann fiel's ihnen ein, was sie eigentlich vorhatten. Als ein alter Bär den Mißmut seiner Kameraden sah, sprach er: „Brüder, wir geben besser die Jagd auf. Der Bursche ist ja ein reines Wunder. Wir wollen hier halt machen und wohnen bleiben, denn hier werden wir immer genügend Futter haben, ohne danach graben zu müssen.“ Die übrigen Bären stimmten ihm bei, und alle ließen sich an dieser Stelle nieder.



14. Der rote Schwan

dschibwå, der jüngste von drei Brüdern, war einst auf der Jagd und tötete einen Bären. Während er ihn abhautete, sah er plötzlich, wie der ganze Himmel ringsumher sich rotete. Er rieb sich die Augen, da er sich zuerst zu täuschen glaubte; aber der rote Glanz hielt an, und ein Klang wie von einer menschlichen Stimme war in der Ferne vernehmbar. Er folgte dem Klang, erreichte das Gestade eines Sees und erblickte auf diesem einen wunder-

schönen Schwan, dessen Gefieder in der Sonne glänzte und von dem der Klang, den er gehört hatte, ausging. Der Jäger schoß alle seine Pfeile auf ihn ab, ohne ihn zu treffen. Da besann er sich, daß zu Hause, in seines verstorbenen Vaters Medizinbeutel, drei Zauberpfeile sich befänden. Er holte sie eilends herbei und schoß den ersten Pfeil ab, der dem Schwan bereits sehr nahe kam; der zweite berührte ihn schon fast, und der dritte traf seinen Hals oberhalb der Brust. Der Vogel schlug mit den Flügeln, hob sich aber doch langsam in die Luft und flog in der Richtung der untergehenden Sonne davon. Odschibiwā hatte das Nachsehen; er wußte zudem, daß seine Brüder wegen der Öffnung des Medizinsackes über ihn ärgerlich sein würden, und versuchte die magischen Pfeile zurückzuholen. Doch fand er nur zwei im Wasser wieder, den dritten hatte der Schwan mit sich genommen. Er meinte, daß er nicht weit damit fliegen würde, und beschloß, ihm zu folgen. Er begann zu laufen, und da er berühmt wegen seiner Schnelligkeit war und einen fliegenden Pfeil überholte, lief er westwärts den ganzen Tag über Hügel und Prärien bis zum Sonnenuntergang. Da hörte er Stimmen und das Geräusch von Baumfällern und erblickte auf einer Bodenschwelle einen großen Ort. Der Wächter kündete von einem Hügel aus sein Nahen. Der Häuptling lud ihn freundlich ein, in seinem Wigwam Platz zu nehmen, setzte ihm zu essen vor und sprach zu seiner Tochter: „Flöte unseres Schwiegersohnes Mokasins, wenn sie zerrissen sind, und bring' sein Bündel herein.“ Der junge Mann war angenehm erstaunt über den unerwarteten Empfang, bemerkte aber mit Verdrüß, daß das junge, hübsche Mädchen, das ihm vermählt werden sollte, nur widerwillig ihrem Vater gehorchte. Er legte sich nieder und dachte an den Schwan. Früh am Morgen fragte er die junge Frau: „Sage mir, wann der Schwan hier vorbeikam. Ich folge ihm; zeige mir die Richtung.“ „Bildest du dir etwa ein, du könnest ihn einholen?“ Er bejahte. „Dunimheit!“ erwiderte sie, ging aber doch mit ihm hinaus und wies ihm den Weg. Bis Sonnenaufgang ging er langsam fürbaß, dann aber

nahm er wieder seine gewöhnliche Schnelligkeit an und lief, bis es dunkel wurde und er in der Nähe eines zweiten großen Ortes war. Sein Empfang war ebenso herzlich wie in dem ersten am Abend zuvor; doch war die junge Frau, die heute seine Gattin werden sollte, noch schöner als die andere, empfang ihn sehr freundlich und nötigte ihn zum Bleiben. Aber sein Sinn blieb auf den roten Schwan gerichtet, der tags zuvor, zwischen Mittag und Abend, hier durchgekommen war. Wieder ließ er sich am frühen Morgen die Richtung zeigen und lief bis zum Abend, wo er an der Hütte eines alten Mannes anlangte. Der Alte saß zusammengesunken am Feuer und schien den Jüngling, der an der Türe stand, nicht zu bemerken. Doch plötzlich redete er ihn an und forderte ihn auf, einzutreten und sich niederzulassen, damit er ihm Essen bereiten könne. „Mein Wasserkessel steht am Feuer“, sprach er, und augenblicklich erschien ein kleiner dreifüßiger, irdener Topf am Feuer. Als er nur ein einziges Maiskorn und eine Heidelbeere in den Topf tat, meinte der junge Mann, das seien schlechte Aussichten für seinen Hunger, doch verriet er mit keiner Miene seine Gedanken. Bald kochte es, und ein Wort des Alten machte, daß der Topf sich vom Feuer entfernte. „Enkel, lange zu“, sagte der Alte, und sooft auch Odschibwā den Topf leerzte, immer wieder ward er voll, bis der Jüngling satt war. Der Alte befahl dem Topf, an seinen gewohnten Platz zurückzukehren, und gab seinem Gast allerlei gute Ratschläge, wie er zu dem roten Schwan gelangen könne. „Oft ist der rote Schwan hier vorbeigekommen, und keiner von allen denen, die ihm folgten, ist zurückgekehrt. Du mußt fest im Entschluß und auf alles gerüstet sein.“ Früh am Morgen brach Odschibwā auf, und am Abend war er wiederum in Gesellschaft eines alten Mannes, von dem er ebenso freundlich empfangen wurde wie am Abend zuvor. Endlich erreichte er am Abend des folgenden Tages die Hütte eines dritten Greises, der ihn wie die beiden andern aufnahm und speiste, dann aber zu ihm sagte: „Junger Mann, was du vorhast, ist sehr schwierig. Scharen junger Leute sind hier mit dem gleichen Ziele vorbeigekommen, aber nie zurückgekehrt.

Sei auf der Hut; wenn deine Schutzgeister mächtig sind, kannst du Erfolg haben. Der rote Schwan ist die Tochter eines reichen Zauberers, der seine Tochter fast so sehr wie seine Wampum-schäze liebt. Einst trug er eine Wampumkappe um seinen Skalp; fremde Indianer haben sie ihm unter dem Vorwande, die kranke Tochter ihres Häuptlings damit kurieren zu wollen, mitsamt seinem Skalp genommen und treiben nun ihren Spott damit, und jedesmal, wenn dies geschieht, stöhnt er laut vor Schmerzen auf. Manch' jungen Mann hat der rote Schwan so wie dich in die Hütte des Zauberers gelockt, damit er diesem seinen Wampumskalp wiedergewonne und als Lohn dafür die Hand seiner Tochter empfänge, aber noch keinem ist es bisher gelungen." Darauf gab er ihm noch allerhand Verhaltungsmaßregeln und entließ ihn.

Um frühen Morgen brach Odschibiwá auf, und am Abend hörte er bereits von weitem das Stöhnen des Zauberers, der ihn aufforderte, die Hütte zu betreten. Niemand war darin als der Alte mit seinem kahlen, blutigen Schädel, doch bemerkte der Jüngling, daß die Hütte in der Mitte geteilt war, und vernahm von Zeit zu Zeit in dem abgeschlagenen Teile ein Rauschen, welches ihm verriet, daß der Schwan darin war. Der Zauberer berichtete ihm über sein Leiden, bat ihn, ihm zu helfen, und verhieß ihm dafür alle seine Reichtümer. Dann fragte er den Jüngling danach, was er während seines Fastens geträumt habe. Erst nachdem dieser ihm soundso viele verschiedene Träume erzählt hatte, sagte der Alte plötzlich: „Das ist der richtige! Du wirst mir das Leben wiedergeben — willst du nun gehen und meinen Skalp zu erlangen suchen?“ Der Jüngling bejahte und hieß ihn sich bereithalten, sobald er den Schrei eines Taubenhabichts, das Zeichen, daß er Erfolg gehabt habe, hören würde. Früh am nächsten Morgen machte er sich auf den Weg und kam am Nachmittag zu einem großen Dorfe mit zahllosen Bewohnern. In der Mitte stand ein Pfahl, auf dem der Skalp flatterte; von Zeit zu Zeit erklang Kriegsgeheul, denn sie führten den Kriegstanz um den Pfahl auf. Rasch, ehe ihn einer sah, verwandelte der Jüngling sich in

einen Kolibri und flog zu dem Skalp. Einige der Tänzer wurden auf ihn aufmerksam, so daß er sich, um nicht beachtet zu werden, in eine Flaumfeder verwandelte und langsam nach dem Skalp hinwehen ließ. Er nahm ihn ab und entfernte sich ebenso langsam und nur ein paar Fuß über den Köpfen der Indianer dahin, da die Last fast zu schwer für ihn war. Unter ihm brauste die aufgeregte, laut schreiende Menge wie eine Brandung, aber er gewann bald einen Vorsprung, nahm nunmehr die Gestalt eines Taubenhabichts an und flog nach dem Hause des Zauberers zurück, der, als er Schrei und Flügelschlag des Vogels hörte, verabredetermaßen den Kopf zur Tür hinaussteckte. Odschibwå segte ihm den Wampumskalp mit solcher Wucht auf den Kopf, daß er alle Glieder von sich streckte und schlitternd zu Boden sank; aber der Skalp saß, und der junge Mann trat in die Hütte. Lange wartete er hier auf den Zauberer; endlich hatte dieser sich wieder erholt, und Odschibwå sah zu seinem Staunen statt des Alten einen schönen Jüngling die Hütte betreten. Dieser dankte Odschibwå mit herzlichen Worten und nötigte ihn, noch einige Tage zu bleiben, erwähnte aber mit keinem Worte den roten Schwan. Als Odschibwå sich zur Rückkehr rüstete, beschenkte jener ihn mit Wampum, Gewändern und anderen Schätzen. Odschibwå verriet mit keinem Wort seine Sehnsucht nach dem roten Schwan; da sprach endlich, als sie die Abschiedspfife geruht hatten, der Zauberer zu ihm, nachdem er ihm noch einmal gedankt hatte: „Freund, du hast mich dir für immer verpflichtet. Deine Ausdauer soll nicht unbelohnt bleiben. Meine Pflicht gebietet mir, hier zu bleiben, wo ich bin, obwohl ich gern mit dir ginge. Ich gab dir so viel, daß du für dein ganzes Leben genug haben wirst, aber ich sehe, du hast noch mehr auf dem Herzen und willst nicht davon sprechen. Ich tat das Gelübde, daß, wer immer mir meinen Skalp wiederbrächte, durch den Besitz des roten Schwanes belohnt werden sollte.“ Die Tür zu dem abgeteilten Raum der Hütte tat sich auf, und der rote Schwan stand da als eine bildschöne Frau im Glanze aller ihrer Reize. „Nimm sie,“ sprach der junge

Zauberer, „sie ist meine Schwester, und behandle sie gut, sie ist deiner wert. Sie ist bereit, mit dir zu deinen Verwandten und Freunden zu gehen.“ Beide nahmen herzlichen Abschied von dem Zauberer und traten langsam den Rückweg an. Nach zwei oder drei Tagen erreichten sie die Hütte des ersten Greises, der sie gütig aufnahm und dem Jüngling einen Sack mit allerhand guten Wünschen überreichte. Dasselbe wiederholte sich, als sie zu dem zweiten Greise kamen. Als sie in dem ersten Ort eintrafen, nötigte sie der Häuptling freundlich zum Eintreten, während seine Tochter den Jüngling und sein junges Weib mürrisch empfing und kaum beachtete, auch nicht, als der Jüngling den Sack öffnete und allerlei Geschenke für den Häuptling, Wampum, Gewänder und anderes mehr, ausbreitete. Dafür befahl nun der Häuptling seiner Tochter, den Fremden am nächsten Morgen als sein Weib zu begleiten, ungeachtet aller Drohungen des Liebhabers der Tochter, der in Wirklichkeit zu feige war, seinen Nebenbuhler anzugreifen. Im zweiten Ort ging es dem Jüngling und seinen beiden Frauen ähnlich. Odschibwå mußte seine Abenteuer erzählen, und der Häuptling gab ihm voll Staunen über seine Kühnheit die Tochter zur Gattin. Wieder erschien ein Nebenbuhler auf dem Plan, der sich aber so läppisch benahm, daß der Häuptling ihn mit seiner Keule zu Boden schlug und ihm den Platz gab, lieber alten Weibern Geschichten zu erzählen. Begleitet von einer großen Schar von Familien, die Odschibwå aufgefordert hatte, ihm zu folgen, kamen sie endlich in die Heimat des Jünglings. Er ging voraus und betrat die Hütte seiner Brüder; sie starrte von Schmutz und Asche, und seine Brüder saßen mit trauergeschwärzten Gesichtern niedergeschlagen da. Der jüngere gab sich sogar den Anschein, als hätte er sein Kommen gar nicht bemerkt, und wurde erst lebendig, als Odschibwå ihnen erzählte, er hätte jedem ein Weib mitgebracht. Da gebärdeten sie sich wie toll, hüpfsten und sprangen umher und hatten kaum Geduld, sich zu waschen und zum Empfang der Frauen vorzubereiten.

Nachdem Odschibwå jedem eine Frau zugeführt hatte, lebten

sie eine Zeitlang in Frieden und Glück. Dann aber äußerten die beiden älteren Brüder ihre Unzufriedenheit darüber, daß Odschibwå einst des Vaters Zauberpfeile entwendet habe, und drängten ihn, andere herbeizuschaffen. Sie wollten ihn aber nur unter diesem Vorwande loswerden, um sich nachher sein Weib anzueignen. Odschibwå erklärte sich bereit. Nach langer Wanderung kam er zu einer Öffnung in der Erde, durch die er zu den Gefilden der abgeschiedenen Geister gelangte. Ein schönes, weithin sich dehnendes Land zeigte sich seinen Blicken, und Tiere zahlreicher verschiedener Arten wurden sichtbar. Zuerst begegnete er Büffeln, die ihn aber wie menschliche Wesen anredeten. Sie fragten ihn, warum und wie er hinabgestiegen sei, und er erwiderte, daß er auf der Suche nach Zauberpfeilen sei. „Wohlan,“ erwiderte der Führer der Büffel, der nur aus Knochen bestand, und wich mit seiner Herde scheu ein Stück vor dem Fremden zurück, als fürchte er sich vor ihm, „du bist in ein Land gekommen, das sterbliche Menschen bisher nie betreten. Rehre schleunigst um, denn deine Brüder suchen deinem Weibe Gewalt anzutun. Du wirst zu hohem Alter gelangen und glücklich leben und sterben, aber du mußt diese unsere Wohnsizze fürderhin meiden.“ Odschibwå bemerkte, anscheinend im Westen, ein helles Licht, ohne jedoch etwas von der Sonne zu sehen, und fragte, was es bedeute. Der Skelettbüffel erwiderte, das sei der Wohnsitz der Guten. „Und jene dunkle Wolke dort?“ „Der Sitz der Bosheit.“ Da frug er nicht länger und machte sich auf den Weg; mit Hilfe seiner Schutzgeister stand er bald wieder auf der Oberfläche der Erde und atmete ihre reine Luft. Nach langen Wanderungen kam er wieder in sein Dorf. An seiner Hütte angelangt, hörte er, wie seine Brüder heftig um den Besitz seines Weibes miteinander haderten. Sie selbst aber waren standhaft geblieben und hatte den Lotgegläubten beweint. Da trat er in seine Hütte, legte, ohne ein Wort zu sagen, seine Zauberpfeile auf den Bogen, zielte und schoß die Brüder tot. In Glück und Frieden waren nunmehr Odschibwå und sein Weib, der rote Schwan, für immer vereint.



15. Die Sage von den feindlichen Brüdern

a) Der Himmelssturz



ngwe (Urwesen) leben auf der uns abgefehrten Seite des Himmelsgewölbes. Die Häuser, die sie bewohnen, sind lang, und an den Enden derselben sind Rindenstreifen mit Matten darüber ausgebretet, auf denen sie nachts schlafen. Frühmorgens gehen die Ongwe gewöhnlich auf die Jagd, und am Abend kehren sie zurück.

An jenem Orte lebten zwei Ongwe, Mann und Frau, beide Leute von Rang, in religiöser Zurückgezogenheit. Am Ende des Langhauses war eine Tür, und auf der einen Seite derselben lag der Schlafplatz der Frau, auf der andern der des Mannes. Da begab sich eines Tages folgendes: Sobald alle Ongwe aufgebrochen waren, kam die Frau hervor und ging hinüber nach der Stelle, wo der Mann wohnte. Sie hatte einen Kamm bei sich und sprach: „Steh' auf und laß mich dein Haar ordnen.“ Er erhob sich, und sie kämmte und strähnte sein Haar. So ging es Tag für Tag fort. Gar bald verwunderte sich die Verwandtschaft der Frau darüber, daß anscheinend eine Veränderung mit ihr vorging. Tag für Tag wurde es offenkundiger, daß sie ein Kind gebären würde. Auch ihre alte Mutter wurde dessen gewahr und fragte sie: „Was für ein Mannsbild hat sich dir verbunden?“ Sie antwortete nichts darauf. Nun bemerkte zu derselben Zeit der Mann, daß er frank wurde. Das dauerte eine Weile, da kam eines Tages seine alte Mutter zu der Stelle, wo er lag, und fragte: „Wo fühlst du dich frank?“ Der Mann antwortete: „O Mutter, ich muß dir sagen, daß ich sterben werde.“ Die Mutter fragte: „Was für ein Ding ist denn das Sterben?“

Es heißt nämlich, daß die im Himmel Wohnenden damals noch gar nicht wußten, was „Sterben“ bedeute, denn keiner der Himmelschen war bis dahin gestorben. Und weiter sprach jener: „Folgendes wird sich ereignen, wenn ich sterbe: mein Leben wird entfliehen, mein Körper wird erkalten. O Mutter! Folgendes sollst du tun: du sollst deine beiden Hände mir an die Seite legen. Und weiter sollst du deine Augen fest auf mich richten, wenn du denfst, daß ich im Sterben liege. Sobald du siehst, daß mein Atem schwächer wird, kannst du überzeugt sein, daß ich sterbe. Dann sollst du deine Hände auf meine beiden Augen legen. Nun will ich dir noch etwas anderes sagen: du mußt eine Grabkiste machen. Wenn du damit fertig bist, mußt du meinen Körper hineintun und die Kiste auf einem erhöhten Platz niedersezzen.“ Da hielt die Alte ihre Augen fest auf ihn gerichtet. Sobald sie glaubte, daß er im Begriff war zu sterben, legte sie beide Hände auf seine Augen und begann zu weinen wie auch alle anderen, die im Hause wohnten. Bald nachdem er gestorben war, machten sie sich ans Werk und fertigten eine Grabkiste an, legten seinen Körper hinein und stellten sie auf einen erhöhten Platz. Bald danach gab die junge Frau einem Ongwe weiblichen Geschlechts das Leben. Da fragte die Alte: „Wer ist denn der Vater des Kindes?“ Aber die junge Frau erwiderete nichts. Rasch wuchs das Mädchen heran, und bald lief es schon herum. Plötzlich begann es zu weinen, und keiner vermochte es zu beruhigen. Fünf Tage weinte das Kind. Da sprach die Großmutter: „Zeigt ihm die Grabkiste, die auf dem erhöhten Platze steht.“ Da brachten sie das Kind hin und hoben es hinauf. Und es blickte auf den Leichnam und hörte auf zu weinen. Erst nach langer Zeit holten sie es wieder herunter; sogleich begann es wieder zu weinen. Da hoben sie es wieder hinauf. Das ging so Tag um Tag fort, bis das Kind aus eigner Kraft zu dem Platze emporsteigen konnte, wo der Tote lag, und ihn fortgesetzt besuchte. Einmal brachte das Kind einen Armband mit herab, den der Tote getragen hatte und der, da er aus Wampum bestand, recht hübsch aussah. Da sprachen

die Älteren: „Was fiel dir ein, ihn zu entfernen?“ Das Mädchen erwiderte: „Mein Vater sprach: Nimm ihn mit dir, er soll dir gehören. Denn wahrlich, ich bin dein Vater.“ Die Älteren sagten nichts mehr. Und das Kind fuhr fort, mit jedem neuen Tage zu der Grabkiste emporzusteigen, so daß alle, die in dem Hause wohnten, nicht mehr darauf achteten und nur noch sein Wachstum beobachteten. Und allemal, wenn das Mädchen zu dem Toten hinaufgestiegen war, hörten sie sie beide miteinander sprechen und hörten auch, was sie sprachen. Einmal kam das Mädchen herab und brachte ein Halsband mit sich, das der Tote umgehabt hatte. Es sprach: „Großmutter, mein Vater gab mir dies; deswegen habe ich es genommen.“

So ging das Mädchen bis zu der Zeit, da es voll erwachsen war, täglich zu der Stätte, wo die Grabkiste stand. Um diese Zeit sagte, wie es heißt, ihr Vater zu ihr: „Nun, mein Kind, bist du erwachsen. Bald werde ich über den Zeitpunkt entscheiden, wann du heiraten sollst.“ Bald darauf sagte er: „Du mußt es deiner Mutter sagen, was ich zu dir sprach, und deine Mutter muß Brotlaibe backen und damit einen großen Tragkorb füllen. Ihr müßt bis zum Abend damit fertig sein.“ So geschah es auch. Es wurde Nacht, und die Mutter hatte alles fertig. Da stieg das Mädchen wieder hinauf zu der Grabkiste, und man hörte es sagen: „Meine Mutter hat jetzt alles fertiggemacht.“ Der Tote sprach: „Morgen mußt du aufbrechen, früh am Tage mußt du von dannen gehen. Die Entfernung von hier bis zu dem Platze, wo der lebt, den du heiraten sollst, ist so groß, daß du eine Nacht auf dem Wege dorthin zu bringen wirst. Er ist ein Häuptling von Ruf; sein Name ist Haohwengdschianwagi („Er hält die Erde“).“ Am nächsten Tage zog sich das Mädchen an, ging, sobald es fertig war, wieder zu der Stätte, wo der Tote lag, und sagte zu ihm: „Es ist nun Zeit für mich, aufzubrechen.“

(Der Tote spricht ihr Mut zu, schildert ihr die Gefahren des Weges und die Mittel, ihnen zu entgehen. Dann gibt er ihr Ratschläge, wie sie sich im Hause ihres Gatten verhalten solle, bis er Vertrauen zu ihr gefaßt habe.)

Es wurde Tag, und die Sonne schien bereits, als die Jungfrau aufbrach. Sie trug auf ihrem Rücken am Stirntragband den Korb mit den Broten. Naschen Schrittes eilte sie dahin, und es währte nicht lange, da sah sie sich schon zu ihrer Überraschung an einem Flusse. Nachdenklich stand sie am Ufer. „Ich habe den Weg verfehlt“, sprach sie und kehrte um, und nicht lange danach waren die zu Hause nicht wenig erstaunt, sie zurückkehren zu sehen. Sie stellte ihren Korb auf die Matte und kletterte wieder hinauf zu der Stätte, wo die Grabkiste stand. „Vater,“ sprach sie, „ich glaube, ich habe meinen Weg verfehlt.“ Er fragte: „Wie sieht das Land aus, wo du den Weg verfehlt zu haben glaubst?“ „An der Stelle, wo die Leute gewöhnlich über den Fluss gehen, bin ich umgekehrt,“ erwiderte die Jungfrau und berichtete ihm weiter: „Ein Ahornstamm treibt an der Stelle des Flussüberganges auf dem Wasser.“ Der Tote sagte: „Dann hast du den Weg nicht verfehlt.“ „Aber ich dachte,“ warf sie ein, „die Entfernung bis zu dem Flusse sei zu kurz, und deshalb glaubte ich irregegangen zu sein.“ Darauf gab er zur Antwort: „Zwar ist die Stelle, die ich bezeichnet habe, weit entfernt. Aber du bist mit so großer magischer Kraft ausgerüstet, hast in dir soviel Drenda, daß du sehr rasch vorwärts kommst. Sobald du wieder am Flusse angekommen bist, sollst du hinübergehen und weiter wandern.“ Da sprach die Jungfrau: „Vater, nun will ich aufbrechen.“ „So sei es!“ erwiderte der Tote. „Fasse Mut.“ Und wieder stieg sie hinab, ging in das Haus, nahm den Brotkorb auf den Rücken und brach früh am Morgen auf. Sie war erst kurze Zeit gegangen, da hörte sie zu ihrer Überraschung einen Ongwe zu ihr sagen: „Bleib' doch stehen!“ Es war das Nordlicht, das so zu ihr sprach. Aber sie hielt sich nicht auf und war wieder eine Strecke gegangen, als ein anderer Ongwe sie ansprach: „Ich bin dir dankbar, daß du wieder nach Hause zurückgekehrt bist, mein Kind. Mich hungert.“ Aber sie blieb nicht stehen; es war der feurige Sturmdrache, der sie angedenet hatte. Kurz darauf war sie wieder an der Stelle, wo man gewöhnlich über den Fluss ging, und dort stand der

Häuptling selbst, der sie auf die Probe zu stellen wünschte, indem er sprach: „Du solltest wirklich hier halt machen und dich ausruhen.“ Aber sie hielt nicht an, ging unbeirrt ihres Weges und überschritt sogleich den Fluß. Nach einer Weile, als die Sonne über der Höhe stand, sah sie, überrascht, ein weites Feld vor sich ausgebreitet. Sie hielt an und erblickte in einiger Entfernung eine Hütte — die Hütte des Häuptlings —, ging hinüber und bemerkte, daß neben der Hütte der Baum Onodsha stand, dessen Blüten das Licht ausstrahlen, das auf die Erde scheint und das auch die Dinge dort oben beleuchtet. Sie betrat die Hütte und sah, daß in ihrer Mitte eine Matte ausgebreitet war, auf welcher der Häuptling lag. Da löste sie das Tragband, setzte den Korb vor sich auf den Boden, sprach: „Du und ich, wir heiraten uns“ und übergab ihm den Korb. Er erwiderte nichts. Als die Nacht kam, breitete er eine Matte für sie zu Füßen seiner Matte aus und sprach: „Hier wirst du die Nacht verbringen.“ Und sie legten sich nieder und schliefen.

Als es Tag wurde, sagte der Häuptling: „Steh' auf und geh' an die Arbeit, wie es sich für eine Frau schikt, die bei ihrem Gatten lebt. Du mußt Mais einweichen, einen Topf auf's Feuer setzen und, wenn es kocht, den Mais hineintun, dann wieder den Topf vom Feuer nehmen, den Mais spülen, zu Mehl zerstampfen und Brei bereiten. Und solange er kocht, mußt du ihn ohne Unterbrechung rühren. Hüte dich ja, zurückzufahren, wenn der heiße Brei dich bespritzt, denn du mußt deine Kleider ganz ablegen, wenn du arbeitest. Zum Schluß werde ich dir sagen, wann das Kochen beendet ist.“ Darauf legte er ein Bündel Maiskolben vor ihr nieder; es war weißer Mais. Sie machte sich ans Werk, nachdem sie zuvor ihre Kleidung abgelegt hatte, bis sie nackt dastand, wässerte, spülte und stampfte den Mais, machte Mehl und kochte daraus Brei in dem Topfe, den sie ans Feuer gesetzt hatte. Sie rührte ihn ohne Unterbrechung, so sehr sie auch Schmerzen litt, denn sie trug nichts auf ihrem Körper, und es tat wahrlich sehr weh, wenn der heiße Brei, wie es öfter geschah, herumspritzte.

Einige Zeit darauf sagte der Häuptling plötzlich: „Nunmehr ist der Brei, den du bereitest, fertig gekocht.“ Er erhob sich, nahm den Löffel vom Feuer, setzte ihn auf die andere Seite und sprach zu ihr: „Setz' dich hierhin.“ Dann hob er den Korb hoch, nahm das Brot heraus und sagte: „Nunmehr sind wir beide Mann und Frau. In der Tat scheint es, daß du geschickt bist. Bisher war keine fähig, es zu tun.“ Nun rief er laut: „Ihr beiden Hunde, meine Sklaven, kommt her. Ich rufe euch, damit ihr dieser Frau hier den Brei ableckt, der auf sie gespritzt ist.“ Sie blickte auf und sah zwei Hunde von rein weißer Farbe und furchtbarem Aussehen zum Vorschein kommen. Sie sprangen hin zu ihr, wo sie saß, und leckten ihr den ganzen Körper ab. Ihre Jungen waren rauh wie Kind, daher drang Blut an allen Stellen, wo sie ihren Körper leckten, hervor. Aber die Jungfrau machte ihr Herz standhaft gegen die Schmerzen und zuckte nicht zurück. Als die Hunde fertig waren, nahm der Häuptling Öl aus Sonnenblumenkernen und salbte damit ihren Leib. Dann sagte er: „Nun kannst du dich wieder anziehen.“ Und sogleich legte sie ihre Kleidung wieder an. Als es Nacht wurde, breitete er wieder eine Matte für sie zu Füßen seiner eigenen Matte aus.

So verbrachten sie zwei weitere Nächte. Am vierten Tage aber sprach der Häuptling zu ihr: „Nun mußt du wieder dort hin aufbrechen, wo du hergekommen bist.“ Darauf nahm er den Korb der Jungfrau und ging zu der Stelle, wo er Fleisch von jeglicher Art hängen hatte. Alle verschiedenen Arten Fleisch tat er in den Korb, und als dieser voll war, schüttelte er ihn, so daß der Inhalt sich sägte. Zuvor war anscheinend nur noch wenig Platz in dem Körbe gewesen, und dennoch schüttelte er ihn noch siebenmal, ehe er ganz voll war. Dann sprach er: „Du mußt nun wieder aufbrechen, aber halte dich ja nicht irgendwo auf deinem Wege nach Haus auf. Wenn du dort angekommen bist, so sage den Leuten, die dort wohnen, daß sie, einer wie alle, die Rindendächer von ihren Häusern abdecken sollen. Mit der Zeit wird es Nacht geworden sein; dann will ich ihnen die Frucht, die man Mais nennt, senden.

Davon sollen die Ongwe künftig leben. Und dieser Mais soll von nun an für alle Zeiten vorhanden sein.“ Darauf nahm er den Korb hoch und sagte: „Nimm ihn jetzt auf den Rücken und trage ihn mit dem Stirnband.“

Sie brach auf und hörte, als sie eine Weile gegangen war, die Stimme eines Ongwe, der zu ihr sprach: „Komm, laß uns doch etwas verweilen.“ Aber sie hörte nicht. Es war das Nordlicht, das so zu ihr gesprochen hatte. Nach einer Weile hörte sie wieder einen Ongwe zu ihr sagen: „Bleib' doch einmal stehen. Du bist zu Hause gewesen, und ich bin hungrig, Kind; gib mir zu essen.“ Aber sie hielt sich nicht auf. Es war der weiße Feuerdrache, der sie angeredet hatte. Nun gelangte sie wieder zu der Stelle, wo sie den Fluß überschritten hatte, und hörte,



wie ein Ongwe zu ihr sprach: „Bleib' hier stehen, ich möchte mich mit dir unterhalten.“ Aber sie blieb nicht stehen; diesmal war es der Häuptling selbst, der sie versuchen wollte. Sogleich überschritt sie den Fluß auf dem treibenden Ahornstamm. Es war gerade um die Mittagszeit, als sie wieder daheim ankam, und unverzüglich

betrat sie das Haus. Sie legte ihre Last nieder und sprach: „Mutter, da bin ich wieder“, worauf die Mutter erwiderte: „Ich bin dankbar, daß du heil angekommen bist.“ Darauf entledigte sich die Jungfrau ihres Auftrages: „Ihr müßt, ein jeglicher für sich, die Kindendächer von euren Häusern abdecken. Fleisch und Mais werden in Hülle und Fülle eintreffen, wenn es Nacht wird.“ Dann ging sie sogleich zu der Stätte, wo die Grabkiste ihres toten Vaters stand, stieg hinauf und sprach: „Vater, ich bin nach Haus zurückgekehrt.“ Er fragte: „Wie war es denn? Hat er dich denn gern gehen lassen?“ Sie bejahte, und er sagte weiter: „Ich bin dankbar, daß du dich, wie es scheint, geschickt benommen hast. Du hast Glück in dieser Sache, und es ist ein gutes Zeichen, daß du sogleich nach Haus zurückkehren durfst.“

Unterdessen hatten alle, die dort wohnten, von ihren Häu-

sern die Rindendächer abgedeckt. Da, als es Nacht wurde und die Dunkelheit herabgesunken war, hörten sie das Geräusch von Maiskörnern, die herabregneten und die Häuser füllten. Sie gingen schlafen, und als es Tag geworden war, blickten sie sich um und sahen, daß in allen Häusern hohe Haufen Maiskörner lagen, die sie bis oben anfüllten. Da sprach ihr Häuptling zu ihnen: „Stellt eure Hütten wieder her. Dann aber müßt ihr Sorge tragen für die Gabe und sie hoch achten; er, vor dessen Haus der Baum Onodsha steht, hat sie euch gesandt, damit ihr ihrer teilhaftig werdet.“ Bald darauf war zu ihrer Verwunderung die Jungfrau nirgends mehr zu sehen. Sie war aufgebrochen, und sie ahnten, daß sie wieder zu der Hütte des Häuptlings, ihres Gatten, gegangen war. Auch dieser selbst war überrascht, als sie schon wieder eintraf. Als es Tag wurde, bemerkte der Häuptling, daß seine Gattin guter Hoffnung war; Tag für Tag, Nacht für Nacht grübelte er darüber nach. Die Dinge lagen so, daß er nicht wußte, wie es gekommen war, daß sie schwanger wurde, und ihm blieb nichts weiter übrig, als sich darüber zu wundern. Sicherlich war es geschehen, als sie miteinander sprachen und als ihr Atem sich vermischtet: Sein Atem war es gewesen, der das Mädchen geschwängert hatte, der die Ursache ihres gesegneten Leibes geworden war. Immer mehr wurde es offenbar, daß sie einem Kinde das Leben geben würde. Auch der Häuptling überzeugte sich davon und sprach: „Wer hat dich gesegneten Leibes gemacht? Wahrlich, du wirst bald niederkommen. Und doch haben du und ich nie dieselbe Matte geteilt. Nicht ich, glaube ich, war es, der dich schwängerte. Weißt du, wer es war?“ Sie aber verstand nicht, was er sagte. Um diese Zeit begann der Häuptling zu kränkeln, und nun wurde sie plötzlich selbst gewahr, daß sie schwanger war, und dachte darüber nach, wie es gekommen sei. Noch immer aber wußte sie nicht, was die Folge ihrer Schwangerschaft sein würde. Da sagte der Häuptling eines Tages zu ihr: „Es ist sicher, daß ein Onigwe weiblichen Geschlechts geboren werden wird. Du mußt das Kind hegen und pflegen; es wird rasch auf-

wachsen, und Gaengdesol wird sein Name sein.“ Die Frau antwortete nichts darauf, denn sie begriff nichts von alledem, was ihr Gatte sagte. Kurze Zeit darauf aber gebar sie ein Kind. Sie beachtete es nicht und legte es nur auf die Stelle, wo der Häuptling gewöhnlich schlief. Erst nach zehn Tagen nahm sie es wieder fort.

Allmählich wurde auch der Häuptling gewahr, daß er frank war; sein Leiden verschlimmerte sich immer mehr. Alle Leute im Dorf kamen ihn besuchen; er lag danieder und sang: „Ihr mußt den Baum Onodscha, der vor meiner Hütte steht, entwurzeln; die Erde (der Himmel) wird einen Riß bekommen, und neben den Riß sollt ihr mich legen; mir zu Häupten aber soll mein Weib sitzen.“ So sang der Alte; die Ongwe aber verstanden ihn nicht und merkten nur, daß ihr Häuptling sehr frank war. Sie fragten ihn wiederholt und versuchten seine Worte zu ergründen, um zu wissen, was ihm nottat und was seine Träume bedeuteten. In dieser Zeit besuchten ihn folgende Ongwe: der Hirsch, der Rehbock, das gefleckte Rehfalb, der Bär und der Biber; der hin und her wehende Wind, das Tageslicht, die Nacht und die tiefe Nacht; der Stern und die Sonne; das Quellwasser; Mais, Bohne, Kürbis und Sonnenblume; der Feuerdrache mit dem glänzend weißen Leibe, der Kasseldämon, der rote Meteor und der Frühlingswind; die große Schildkröte, der Fischotter, der Wolf, der Taucher und die Goldammer; das Süßwasser und die Medizin. Weiterhin besuchten ihn alle Dinge, die hervorgebracht worden sind und sich noch hervorbringen, wie die großen und kleinen Vierfüßler und alles Geflügel. Zuletzt kam das Nordlicht, und erst dieses deutete die Worte des Häuptlings richtig, indem es sprach: „Der große Baum Onodscha muß entwurzelt werden. An jeder Wurzel muß einer stehen, an jede Wurzel muß Hand angelegt werden. Erst dann und nicht eher werden wir imstande sein, den Baum zu entwurzeln. Die Erde (der Himmel) wird aufgerissen werden. Dann müssen alle in das Loch hineinblicken. Und neben das Loch müssen sie dich hinlegen. Dann muß die, mit der du zusammenwohnst,

dir zu Häupten sitzen und die Beine in die Tiefe hinabhängen lassen.“ Da antwortete der Häuptling und sprach: „So ist's! Ich bin dir dankbar, daß du meine Worte richtig gedeutet hast. Nun sollen alle Dinge ihren Lauf haben.“

Und sie entwurzelten in der Tat den Baum Onodsha, der neben der Hütte des Häuptlings wuchs. Alle Bewohner jenes Ortes kamen dorthin, um in die Tiefe zu blicken; jeder einzelne sah hinab. Da sprach der Häuptling zu seiner Gattin: „Nun laß auch uns beide in die Tiefe blicken. Du mußt dabei Gaengdesok auf deinem Rücken tragen und mußt sie sorgfältig in dein Kleid einwickeln.“ Dann gab er ihr drei Maisähren und getrocknetes Fleisch des gefleckten Rehkalbes und sagte weiter: „Das wird euer beider Mundvorrat sein.“ Endlich brach er noch drei Holzstäbe ab und gab sie ihr; sie stellte alles in den Bausch ihres Kleides unter ihre Sachen. Dann gingen sie nach der Stelle hin, wo die Erde (der Himmel) aufgerissen war, und er sagte zu ihr: „Seh' dich hierhin.“ Sie tat es und ließ beide Beine in die Tiefe hängen. Als er selbst in die Tiefe hinabgeblieb und sich wieder aufgerichtet hatte, sprach er: „Nun sieh' du in die Tiefe.“ Sie tat es und hielt dabei mit den Zähnen ihr Kleid mit der Last, die sie auf dem Rücken trug, fest. Dann faßte sie den Rand des Loches mit beiden Händen und beugte sich vornüber, um hinunterzublicken. Er sprach: „Beuge dich recht weit hinüber.“ Sie gehorchte; da packte er sie am Nacken und stieß sie in die Tiefe. Sie stürzte hinab, und beim Fallen wurden Mutter und Kind wieder eins; als sie auf der Erde ankam, mußte das Kind von neuem geboren werden. Zu gleicher Zeit erhob sich der Häuptling und sagte: „Nun bin ich wieder ganz der Alte; mir ist wieder wohl, und ihr könnt den Baum wieder aufrichten.“ Der Häuptling war nur eifersüchtig auf das Nordlicht und auf den Feuerdrachen mit dem glänzend weißen Leibe gewesen, und das war der Grund seiner Krankheit.

b) Die Geburt der Zwillinge

Die Frau, die in das Loch des Himmels gestoßen worden war, sank zunächst in der Dunkelheit, die in dem Loche herrschte, abwärts. Als sie nach einer Weile die Dunkelheit hinter sich gelassen hatte, blickte sie sich nach allen Seiten um und sah, daß alles um sie her blau war; sonst konnte sie nichts erkennen. Sie wußte nicht, was mit ihr geschehen würde, denn unaufhaltsam sank sie weiter hinab. Nach einiger Zeit sah sie etwas, wußte aber nicht, was es sei. Sie erblickte nämlich eine große Wasserfläche und nahm auf ihr allerlei Arten von Wasservögeln wahr, die hin und her schwammen, gerade wie kleine Boote. Der Steiffuß bemerkte sie (ihr Spiegelbild im Wasser) zuerst und rief plötzlich aus: „Ein Mensch, ein Weib, kommt heraus aus der Tiefe des Wassers!“



Aber die Rohrdommel erwiederte: „Sie kommt doch gar nicht aus der Tiefe heraus, sondern fällt vom Himmel herab“, und sie ratschlagten, was sie zu ihrer Rettung tun könnten. Schließlich beschlossen die Vögel, die große Schildkröte aus dem Wasser heraufzuholen, und der

Steiffuß sprach zu dieser: „Laß dich doch

über der Stelle, wo du unten im Wasser liegst, zur Oberfläche emporsteigen.“ Vor allem aber sandten sie eine große Menge verschiedener Vögel aus; diese stiegen in dichtgedrängter Masse empor, bis sie die Fallende erreicht hatten, nahmen ihren Leib auf ihren Rücken und flogen langsam mit ihr hinab. Unterdessen ließ die große Schildkröte ihren Panzer auf der Wasseroberfläche treiben; auf ihm setzten sie ihre Last ab. Darauf rief der Steiffuß: „Heran, ihr Taucher; wer von euch ist imstande, so tief zu tauchen, daß er Erde heraufbringt?“ Einer nach dem andern machte den Versuch, darunter auch der Biber. Es dauerte lange Zeit, und alles verharrte in Schweigen. Endlich kam er tot an die Oberfläche, da ihm der Atem ausgegangen war. Man untersuchte seine Pfoten, aber er hatte keine Erde herauf-

gebracht. Da sprach der Fischotter: „Jetzt bin ich an der Reihe, laßt es mich versuchen.“ Er tauchte, und es dauerte länger als das erstmal, bis er wieder emporkam. Auch er war tot und hatte keine Erde in seinen Pfoten heraufgebracht. Da sprach die Moschusratte: „Ich will auch einmal den verwegenen Versuch machen.“ Sie tauchte, und diesmal dauerte es noch länger, bis sie wieder herauftauchte. Endlich trieb sie an der Oberfläche, tot, denn auch ihr war der Atem ausgegangen. Wieder untersuchten sie die Innenseite ihrer Pfoten; da fanden sie, daß sie Schlamm in Pfoten und Maul heraufgebracht hatte. Mit diesem Schlamm bedeckten sie den Rumpf des Schildkrötenpanzers; andere Moschusratten brachten noch mehr Schlamm herauf, und so fuhren sie fort, bis sie den Schildkrötenpanzer ringsherum mit Schlamm umsäumt hatten. Da sprach der Steiffuß: „Nun ist's genug,“ und die Moschusratten hörten auf zu tauchen.

Die Frau saß mittlerweile auf dem Panzer der großen Schildkröte. Nach einiger Zeit legte sie sich zum Schafen nieder; als sie erwachte, war der Panzer der Schildkröte bereits mit Schlamm bedeckt, und die Erde, die so entstanden war, hatte sich schön vergrößert. Sie blickte sich um und sah, daß Weidengebüsche am Rande des Wassers aufgeschossen waren. Als sie zum zweitenmale erwachte, lag der Körper eines frisch erlegten Hirsches da, daneben brannte ein kleines Feuer, und ein Steinmesser war zur Hand. Sie zerlegte den Hirsch, briet einige Stücke von dem Fleisch und aß sich satt. Dann blickte sie sich wieder um. Die Erde war bereits sehr groß geworden, denn sie wuchs rasch. Und weiter bemerkte sie, daß Büsche von Rosenweiden längs des Wassers entstanden waren. Bald darauf wurde sie eines Flüschchens gewahr, das sich seinen Weg suchte. Und so kam eins nach dem andern. Immer rascher wuchs die Erde, und sie sah alle Arten von Gräsern und Kräutern aus ihr emporwachsen und reif werden. Und als die Zeit, da sie gebären sollte, gekommen war, gab sie einem Mädchen das Leben. Mutter und Tochter blieben dort beieinander. Erstaunlich war's, wie rasch das Kind heranwuchs; bald war es eine

Jungfrau geworden. Beide waren allein; kein anderes menschliches Wesen hatte sich bisher irgendwo blicken lassen. Als die Tochter zur Jungfrau herangewachsen war, pflegte die Mutter ihr gute Lehren zu geben und sprach: „Du mußt es mir immer erzählen, wenn dich irgendein Mann besuchen und zu dir sagen sollte: „Ich wünsche, daß du mein Weib wirst.“ Höre nicht darauf, sondern erwähne immer: „Nicht eher, als bis ich meine Mutter gefragt habe.““ Und es begab sich nun folgendes: Erst kam einer, dann ein anderer, der sie zum Weibe begehrte, aber immer sagte sie: „Erst muß ich meine Mutter fragen.“ Und wenn sie es ihrer Mutter erzählte, was für ein Mann sie zum Weibe begehrt habe, dann antwortete die Mutter gewöhnlich: „Nein, es ist noch nicht der rechte.“ Nach geraumer Zeit sprach einmal das Mädchen: „Einer mit langen Fransen an Armen und Beinen hat mich besucht.“ Die Mutter erwähnte: „Das ist der rechte! Ich denke, es wird das beste sein, wenn ihr euch heiratet.“ Da kehrte die Tochter zu dem Orte zurück, wo der Jüngling wartete, und sagte ihm, daß ihre Mutter mit der Heirat einverstanden sei. Er antwortete: „Wenn es dunkel ist, komme ich wieder.“ So geschah es auch; er liebkoste sie, aber sie lagen nicht beieinander. Als sie sich zum Schlafen ausgestreckt hatte, legte er einen Pfeil neben ihren Leib und brach auf. Nach seiner Rückkehr nahm er den Pfeil wieder fort und ging davon, ohne jemals wiederzukehren.

Nach einiger Zeit wurde die Mutter gewahr, daß ihre Tochter schwanger war. Als der Tag der Niederkunft gekommen war, gab diese männlichen Zwillingen das Leben. Als sie in den Wehen lag, hörte sie auf einmal, wie die beiden in ihrem Leibe sich unterhielten. Der eine sprach: „Dort ist die Stelle, an der wir beide zum Vorschein kommen werden. Es ist ein viel kürzerer Weg, denn sieh', das Licht scheint schon an vielen Stellen durch.“ Der andere erwähnte: „Nicht doch! Wir würden sie sicher töten, wenn wir das täten. Wie wär's, wenn wir einen andern Weg gingen, den Weg, auf dem auch die Menschgewordenen dereinst herauskommen werden? Wir

wollen uns nach unten hin wenden.“ Der, welcher zuerst gesprochen hatte, gab nach, und der andere sagte: „So soll es künftig sein.“ Aber nun brach der erste einen neuen Streit vom Zaun. Er willigte nicht ein, als der zweite sagte: „Geh’ du zuerst“, sondern sprach: „Nein, übernimm du die Führung.“ So stritten sie miteinander, bis der zweite nachgab und die Führung übernahm. Er drehte sich um und war sogleich geboren. Die Großmutter empfing und besorgte ihn und legte ihn dann beiseite; denn ihre Aufmerksamkeit war nun wieder auf ihre Tochter gerichtet, die in neuen Wehen lag. Aber der zweite Sohn kam an einer andern Stelle zum Vorschein: er trat aus der Achselhöhle der Mutter heraus und tötete sie auf diese Weise. Die Großmutter nahm auch ihn empor und besorgte ihn, dann legte sie ihn neben den zuerst Geborenen und widmete ihre Aufmerksamkeit ihrem toten Kinde. Nach einiger Zeit wandte sie sich zu den Zwillingen und fragte: „Wer von euch beiden hat meine Tochter getötet?“ Einer von ihnen antwortete: „Dieser hier war’s, wie ich glaube.“ Der so sprach, hatte eine überaus sonderbare Gestalt: er bestand ganz aus Feuerstein und trug auf seinem Scheitel einen messerscharfen Feuersteinkamm; deshalb war er auch aus der Achselhöhle der Mutter hervorgetreten. Der Körper des andern ähnelte in jeder Beziehung dem eines Menschen; er erwiederte: „Er selbst hat sie getötet.“ Der erste bestritt es, und es gab einen Wortwechsel zwischen den beiden. Aber derjenige, der an dem Tode schuld war, ließ nicht nach, seine Unschuld zu beteuern, und hatte schließlich gewonnenes Spiel. Die Großmutter ergriff den andern und schleuderte ihn mit aller Macht weit fort ins Gebüsch; Lawiskaron aber, der mit dem Feuersteinleibe, wurde gehetzt und gepflegt, und es war erstaunlich zu sehen, wie sehr die Alte ihn liebte.

Nunmehr legte sie Hand an den Leib ihrer toten Tochter, schnitt ihr den Kopf ab und sprach: „Wenn du auch tot bist, hast du doch noch weiter deine Aufgabe zu erfüllen.“ Dann nahm sie den Leichnam, hing ihn an einen Baum, der dicht bei der Hütte stand, und sagte: „Du sollst von nun an der

Erde Licht geben (d. h. Sonne sein)." Den Kopf hing sie an eine andere Stelle und sprach: „Auch du sollst deine Aufgabe haben; du sollst ein schwächeres Licht entsenden (d. h. Mond sein)." So traf sie Anstalten, um sich mit Licht zu versiehen. Der Sonne und des Mondes hatte sie sich nun versichert; sie wollte, daß diese immerdar fest an demselben Fleck bleiben und sich nicht von ihrer Stelle röhren sollten, und sagte: „Nur wir beide werden immer mit Licht versorgt sein; kein anderer soll davon Gebrauch machen als wir allein." Als sie ihr Vorhaben ausgeführt hatte, sah sie zu ihrer Überraschung das Gras an dem Orte, wo sie ihren andern Enkel hingeschleudert hatte, sich bewegen; er war also noch am Leben. Sie hatte natürlich gedacht, als sie ihn weit weg warf, daß er sterben würde, aber er war nicht gestorben. Er kroch in den Büschen umher und kam nach einer Weile zur Hütte seiner Großmutter gelaufen. Aber sie trieb ihn fort mit den Worten: „Pad' dich! Ich mag dich nicht sehen, denn du warst es sicherlich, der mein Kind getötet hat. Also trolle dich fort." Da ging er wirklich von dannen, aber er trieb sich in einer Gegend umher, die nicht weit von der Hütte entfernt war. Nichtsdestoweniger blieb der Knabe bei guter Gesundheit und wuchs rasch heran.

c) Der Besuch beim Vater

Mach einiger Zeit machte sich der Verstoßene Bogen und Pfeile und zog jagend von Ort zu Ort; die Erde war nun schon von beträchtlicher Größe und nahm immer noch an Umfang zu. Zumeilen kam er auch wieder zu der Hütte zurück; der andere Knabe, sein jüngerer Bruder, sah dann, daß er Bogen und Pfeile besaß, und sprach zu seiner Großmutter: „Du solltest mir auch einen Bogen und Pfeile machen; ich möchte sie gern haben." Sie erfüllte ihm seinen Wunsch, und beide Brüder zogen nun jagend umher. Einmal kam der, dessen Leib menschendähnlich war, beim Umherstreifen an ein Seegestade und jagte dicht am Ufer. Ein Gebüsch stand dort, auf dem eine Schar Bögel saß. Er schoß nach

ihnen, sie flogen über den See, und der Pfeil fiel ins Wasser. Da stürzte er sich hinterher, denn er wollte seinen Pfeil wiederhaben. Als er aber ins Wasser hineinsprang, hatte er gar nicht das Gefühl, als ob er in eine Flüssigkeit tauche, sondern fiel rücklings bis auf den Grund; rings um ihn war kein Wasser. Er erhob sich und war erstaunt, daß er sich vor dem Eingang in eine Hütte befand. Er blickte hinein und sah, daß ein Mann darin saß. Dieser sprach zu ihm: „Tritt ein“, und, als er der Aufforderung gefolgt war: „Nun bist du endlich da. Ich war es, der dich einlud, daß du herkommen solltest. Ich sandte nach dir, weil ich die harten Worte deiner Großmutter gehört habe. Sie sagt dir, daß sie dich nicht liebt, weil sie glaubt, daß alles, was Lawiskaron sagt, wahr sei. Er behauptet natürlich, du seiest schuld am Tode eurer Mutter. Das ist nicht wahr; aber die Großmutter glaubt fest daran, und deswegen behandelt sie euch so verschieden, liebt ihn und verabscheut dich. Hier habe ich dir einen Bogen und einen Pfeil gemacht; nimm sie hin. Du sollst sie gebrauchen, wenn du auf die Jagd gehst. Als du einmal deine Großmutter batest, dir einen etwas besseren Bogen als den, welchen du dir selbst gemacht hattest, anzufertigen, hörte sie wie gewöhnlich nicht darauf und jagte dich fort. Und nun noch etwas: hier sind zwei Maisähren, die sollst du mitnehmen; eine ist noch nicht reif, die andere aber ist reif. Die erste sollst du dir rösten, die letztere als Saatkorn gebrauchen.“ Als er ihm alles das gesagt und der Jüngling die Gaben in Empfang genommen hatte, eröffnete er ihm schließlich noch, daß er sein Vater sei; er war aber kein anderer als die große Schildkröte. Und der Jüngling ging von dannen.

d) Die Erschaffung der Tiere

Als er wieder heimgekommen war, pflegte er oft längs des Seeufers dahinzueilen und dabei zu sprechen: „Die Erde soll wachsen. Die Menschheit soll mich Wata' Oterongtongnia (Ahornsproß) nennen.“ Und so weit er dahineilte, setzte die Erde neues Land an und sproßten Ahornbäumchen empor;

so geschah es nacheinander auf allen Strecken des Seeufers, die er durchmaß. Schließlich war die Erde so groß geworden, wie sie heute ist; zur gleichen Zeit bildete Oterongtongnia der Reihe nach die verschiedenen Tiere.

Und es sprach der Jüngling (Oterongtongnia): „Ich will, daß hier ein Erdloch entstehe und daß es voll Öl sei.“ Und so geschah es. Er sagte weiter: „Laßt den Büffel kommen.“ Binnen kurzem war er da. Der Jüngling befahl ihm: „Lauche da hinein.“ Er tat es und kam auf der andern Seite wieder heraus, so fett, wie es eben nur der Büffel ist. Der Jüngling sprach weiter: „Jetzt kommt der Bär an die Reihe.“ Auch der Bär war sogleich zur Stelle und mußte tauchen; als er heraus kam, war er so fett geworden, wie es der Bär gewöhnlich ist. Der Jüngling fragte ihn: „Was wirst du tun, um den Menschen nützlich zu sein?“ „Nichts; ich werde vor ihnen fliehen.“ Da machte er ihn, um ihm das Fliehen zu erschweren, dick und schwer, indem er seine Beine mit Fleisch vollstopfte; seitdem sind seine Beine so plump und ungelenk. Und weiter sagte er: „Nun soll der Hirsch vortreten.“ Der Hirsch kam, mußte in den Ölpuhl tauchen und wurde so fett, wie es eben der Hirsch ist. Der Jüngling fragte wieder: „Womit wirst du den Menschen nützlich sein?“ „Was mich betrifft, so werde ich nicht vor ihnen fliehen.“ „Aber was wirst du dann tun?“ „Ich werde sie beißen“, erwiderte der Hirsch. „Dann soll es dir schlecht gehen“, antwortete der Jüngling, brach ihm seine oberen Zähne aus und sagte: „Alle gehörnten Tiere, wie der Büffel, der Elch und die andern, sollen diese Eigenschaft erben.“ Und seitdem haben sie tatsächlich keine oberen Zähne mehr. Darauf tauchten verschiedene kleine Tiere, Waschbär, Murmeltier, Stachelschwein und Skunk, in den Ölpuhl. Nur diesen wurde es noch gestattet; die aber nach ihnen kamen, Marder, Otter, Nerz und Wiesel, wurden nicht mehr zugelassen. Sie rotteten sich zusammen, und schließlich sprang der Nerz doch noch in das Öl. Sobald er wieder emporkam, ergriff der Jüngling ihn, hielt ihn hoch und strich mit den Händen an seinem Körper entlang. Deshalb hat der Nerz einen etwas läng-

lichen Körperbau, eine Eigenschaft, die auch Marder, Otter und Wiesel mit ihm teilen. Auch der Wolf, Panther und Fuchs, die später kamen, wurden nicht mehr zum Ölbad zugelassen.

Unterdessen hatte Lawiskaron aufgepaßt, was Oterongtongnia machte. Er begann ihn nachzuahmen, indem er gleichfalls Tiere schuf. Aber dies Werk war für ihn viel zu schwer; es mißlang ihm. So bildete er den Körper eines Vogels, so gut er es eben verstand, und als er fertig war, ließ er ihn fliegen; aber er flatterte bald hierhin, bald dorthin ohne feste Richtung: es war kein Vogel geworden, sondern eine Fledermaus.

Als Oterongtongnia nun der Reihe nach die verschiedenen Arten von Tieren geschaffen hatte, begann er über die Erde zu wandern. Es dauerte nicht lange, da wurde er zu seinem Erstau-nen inne, daß ihm auf seiner Wanderung noch nirgends die Tiere zu Gesicht gekommen waren, und er machte sich auf die Suche. Er dachte bei sich: „Das ist doch merkwürdig; wo sind die Tiere, die ich geschaffen habe, nur geblieben?“ Wie er so von Ort zu Ort zog und Ausschau hielt, stutzte er plötzlich, als er neben sich ein Blatt rascheln hörte. Er sah hin und erblickte zu seiner Überraschung eine Maus, die zwischen den Blättern zu ihm aufsah. Es war die Hirschmaus, und schon wollte er auf sie schießen, als sie zu ihm sprach: „Töte mich nicht, ich will dir dafür auch erzählen, wo die Tiere, die du suchst, stecken.“ Er beschloß, sie nicht zu töten, und fragte: „Wo sind sie denn?“ Hierauf antwortete die Hirschmaus: „In jener Richtung liegt eine große Bergkette. In den Felsen dort sind sie eingeschlossen. Wenn du dahin kommst, wirst du einen großen Stein sehen, der über einer Höhle gelegt ist und sie eingeschlossen hält. Lawiskaron und seine Großmutter haben es gemeinschaftlich getan; sie haben die Tiere gefangengesetzt.“ Oterongtongnia kam zu dem Ge-birge und fand richtig einen Stein, der über einer Fels-öffnung lag und sie verschloß. Er wälzte ihn fort und sprach: „Kommt alle heraus. Wenn ich euch das Leben gab, werde ich doch nicht wollen, daß ihr hier eingeschlossen seid! Es war mein Wille, daß ihr dauernd über diese Erde, die ich ge-

schaffen habe, schweiftet.“ Darauf kamen sie alle wieder zum Vorschein, und die Erde dröhnte unter dem Tritt ihrer Füße. Das hörte die Großmutter Lawiskarons und sprach zu ihm: „Was ist denn los? Es rumpelt und poltert!“ Und ehe er noch erwidern konnte, fuhr sie fort: „Unzweifelhaft hat Oterongtongnia die Tiere dort gefunden, wo wir beide sie eingemauert haben. Auf, laß uns sofort hingehen.“ Unverzüglich eilten sie hin; als sie ankamen, war es tatsächlich so, wie die Alte gesagt hatte.

Oterongtongnia stand da, hatte die Höhle geöffnet, und eine unabsehbare Reihe von Tieren strömte heraus. Die beiden stürzten herbei, ergriffen den Stein und schlossen diejenigen, welche noch nicht herausgekommen waren, von neuem ein. Das sind jene Tiere von mächtiger Gestalt, die noch heute im Innern der Erde wohnen. Da sprach Oterongtongnia: „Mauert sie doch nicht wieder ein.“ Aber Lawiskaron und seine Großmutter hörten nicht darauf und legten den Stein davor. Seitdem sind uns nur die Tierarten bekannt, die damals wieder zum Vorschein gekommen waren.

e) Feindliche Anschläge

Als Oterongtongnia einst über die Erde wanderte, kam er ans Ufer eines Sees. Da sah er nicht weit davon entfernt Lawiskaron eine Brücke von Eis über den See bauen, die sich schon weit in das Wasser hinaus erstreckte. Oterongtongnia ging hin zu der Stelle, wo Lawiskaron am Werke war, und fragte ihn: „Lawiskaron, was baust du denn da?“ Lawiskaron erwiderte: „Ich baue einen Weg für mich.“ Er wies dann in die Richtung, nach welcher er seine Brücke baute, und setzte hinzu: „Dorthinaus liegt ein Land, in dem große Tiere von unbezähmbarer Wildheit wohnen. Sobald ich meine Brücke nach jenem Lande fertig habe, werden sie herüberkommen, werden den See überschreiten, um über die Menschen, die vereinst hier auf der Erde wohnen sollen, herzufallen.“ Oterongtongnia erwiderte: „Höre auf mit dem Werke, das du begonnen hast; wahrlich, dein Trachten ist böse.“ Aber

Lawiskaron sprach: „Mit nichts werde ich aufhören; gut ist's, wenn die großen Tiere herüberkommen und das Fleisch der Menschen fressen!“ Er hörte also nicht auf, an der Brücke weiterzubauen. Da kehrte Oterongtongnia um und erreichte wieder das Festland. Längs des Ufers stand Gebüsch; er sah darin auf einem Zweige einen Vogel sitzen, den wir jetzt gewöhnlich Blauvogel nennen. Oterongtongnia sprach zu ihm: „Töte eine Grille, reiß' ihr ein Hinterbein aus, nimm es in den Schnabel und fliege zu dem Ort, wo Lawiskaron am Werke ist. Läß' dich dort nieder und schreie laut auf“. Der Vogel sagte: „Gut,“ ging auf die Suche, fand und tötete eine Grille, riß ihr ein Bein aus und nahm es in den Schnabel. Dann flog er zu der Stelle, wo Lawiskaron die Brücke baute, ließ sich ganz in seiner Nähe nieder und schrie laut: „Kwe, kwe, kwe, kwe, kwe.“ Lawiskaron hob den Kopf, sah sich um und bemerkte den Vogel. Hinsehen und wähnen, daß dieser den Schenkel eines menschlichen Wesens im Schnabel halte und daß der Schnabel ganz mit Blut besudelt sei, war eins. Mit einem Satz war Lawiskaron auf den Beinen und entfloß. Und ebenso schnell wie er entfloß, zerschmolz die Brücke, die er gebaut hatte.

II

Oterongtongnia hatte von seinem Vater Mais erhalten, den er sich eines Tages am Feuer röstete. Ein starker, süßer Duft breitete sich aus. Als Lawiskarons Großmutter ihn roch, sprach sie zu sich: „Was mag Oterongtongnia sich braten?“ und zu Lawiskaron gewandt: „Wir wollen hingehen und nachsehen, wo er sein Feuer angezündet hat.“ Sogleich waren beide auf den Beinen und eilten hin. Als sie dorthin gekommen waren, wo er sein Feuer angezündet hatte, bemerkten sie, daß er sich einen Maiskolben röstete. Öl sammelte sich in Strömen auf den Körnern und tropfte von ihnen herab, bis der bloße Strunk übriggeblieben war — so fett war der Mais. Lawiskarons Großmutter fragte: „Woher hast du dies?“ Oterongtongnia erwiderte: „Mein Vater gab es mir.“

„Du möchtest wohl recht gern, daß die Menschen, die vereint hier leben sollen, auch solch' ein Schlaraffenleben auf Erden führen,“ sagte die Alte, ergriff eine Handvoll Asche und warf sie auf den Maiskolben, der am Feuer briet. Oterongtongnia fuhr seine Großmutter heftig an, nahm den Kolben, wischte die Asche, die darauf gefallen war, ab und legte ihn wieder ans Feuer. Aber jetzt schwitzte nur noch ein bißchen Öl aus, und so ist es noch heutigentags, wenn man den Mais röstet; man sieht es kaum, so wenig ist es. Jetzt verschaffte sich Oterongtongnias Großmutter reife Maiskolben, die ihr Enkel gepflanzt hatte, und entkörnte sie. Dann schüttete sie sie in einen Mörser, nahm den Stößel, stampfte den Mais und sprach: „Wahrlich, du hattest vor, die Menschen aufs beste mit allem zu versorgen. Aber im Schweiße ihres Angesichts sollen sie künftig arbeiten, wenn sie ihr Brot zum Essen haben wollen. Dann sollen sie mit Mörser und Stößel arbeiten, so wie ich.“ Sie war fertig; Oterongtongnia schalt sie um das, was sie getan hatte, und sprach: „Das war nicht wohlgetan.“

III

Toskeha (= Oterongtongnia) zog über die Erde, die zu jener Zeit noch trocken und wasserlos war, und ließ die Quellen und Seen zum Vorschein kommen und gliedernde Bäche und breite Strome sich ihren Weg bahnen. Aber sein Bruder Lawiskaron schuf einen ungeheuren Frosch, der alles Wasser verschluckte und die Erde so trocken machte wie zuvor. Toskeha erfuhr davon durch das Rebhuhn und machte sich sogleich auf nach seines Bruders Land, denn sie hatten die Erde unter sich geteilt. Er kam zu dem ungeheuren Frosch. Als er ihn in die Seite gestochen hatte, traten die Gewässer wieder hervor und flossen wieder in ihren gewohnten Bahnen.

f) Der Sonnenraub

Als Oterongtongnia wieder einmal umherwanderte, bemerkte er zu seinem Staunen, daß es plötzlich dunkel wurde. Er sah nach und sprach: „Das ist ja sonderbar; was

ist denn mit einem male los?" Darauf kehrte er nach Haus zurück und fand die Sonne nicht mehr an ihrem alten Platze und auch von Lawiskaron und seiner Großmutter nirgends mehr eine Spur. Er sah sich um; da bemerkte er einen ganz schwachen, dämmrigen Lichtschimmer. In jener Richtung mußte also, wie er sich sagte, die Sonne sein, und er suchte sich Genossen, die ihn begleiten würden, um die Sonne zurückzuholen. Die Spinne erklärte sich bereit, ebenso der Biber, der Hase und der Fischotter. Da bauten sie sich ein Boot, und als sie damit fertig waren, setzten sich alle hinein und begannen zu rudern, indem sie ihren Kurs nach der Richtung nahmen, aus welcher der Lichtschimmer zu kommen schien und wo also die Sonne sein mußte.

Sie kamen nach einer Insel, auf der viele Bäume wuchsen. Die Bäume standen dicht beieinander, und auf ihren Kronen ruhte die Sonne. Da sprach Oterongtongnia: „Du, Biber, nagst den Baum an, daß er fällt; du, Spinne, kletterst hinauf und befestigst an seiner Spitze deinen Faden, dann läßt du dich wieder an dem Faden herab, bis du die Erde erreicht hast. Du, Hase, mußt, sobald der Baum fällt, die Sonne ergreifen; du bist ja sicher erfahren in der Kunst, im Unterholz auf der Lauer zu liegen. Und wie schwierig auch das Gelände sein mag, du bist ganz der Mann, um unbemerkt zu entkommen, wenn dich irgendwer verfolgen sollte. Du aber, Otter, sollst auf das Boot acht geben. Wenn wir wieder alle an Bord gegangen sind, wendest du sogleich das Boot zur Heimfahrt.“ Alles kam so, wie er gesagt hatte. Der Biber biß große Stücke aus dem Baum, und die Spinne kletterte auf seine Spitze und befestigte ihren Faden, als der Biber sich hindurchgenagt hatte und Aussicht bestand, daß man den Baum würde fällen können. Der Baum kippte nach vorn über, und der Hase stürzte vor und ergriff die Sonne. Da kamen aber schon Lawiskaron und seine Großmutter herbeigelaufen. Der Hase floh mit der Sonne; sie waren ihm hart auf den Fersen, aber leichtfüßig schlüpfte er durchs Gebüsch und nahm schließlich die Richtung gerade auf das Boot zu; die andern, seine Genossen, saßen

schon darin. Er erreichte es und sprang hinein, zur gleichen Zeit stieß der Otter ab, und alle begannen zu rudern. Als sie auf der Rückfahrt waren, hörte der Otter nicht auf zu schwanken. Die andern unterfragten es ihm, er hörte aber nicht darauf. Da gab ihm einer einen Schlag auf die Schnauze; und deshalb sieht noch jetzt die Schnauze des Otters so aus, als sei in alter Zeit einmal ein Stück davon abgebrochen. Der Unterkiefer ist kürzer als der Oberkiefer und ist da flach, wo er den Schlag mit dem Ruder bekommen hat.

Als man wieder zu Hause angekommen war, sprach Oterong-tongnia: „Künftig soll nicht mehr ein einzelnes Wesen Gewalt über die Sonne haben.“ Darauf warf er die Sonne zum Mittelpunkt des Himmels empor und sprach: „Da am Himmel sollst du hängen und ohne Aufhören westwärts wandern.“ Dann wies er dorthin und sprach: „Westen werden die Menschen den Ort nennen, zu dem du täglich hinabsteigst, um zu versinken. Dann wird Finsternis über die Erde hereinbrechen. Osten werden sie den Ort nennen, wo du täglich wieder zum Vorschein kommst, und die Menschen werden dann sagen: „Jetzt ist die Sonne aufgegangen.“ Von dort sollst du zum Himmel emporsteigen. Die Aufgabe aber, die du täglich zu erfüllen hast, sei: Licht der Erde zu spenden. Und immer, wenn die Menschen von dir sprechen, werden sie sagen: „Das ist der große Krieger, der uns mit Licht versorgt.““ Dannach kam die Reihe an den Mond, der seiner Mutter Kopf war und den seine Großmutter gleichfalls auf die Spitze eines ragenden Baumes versezt hatte. Auch ihn warf er an den Himmel hinauf und sprach: „Der Glanz deines nächtlichen Lichtes soll geringer sein. Zuweilen werden sie deine Scheibe voll sehen, aber jede Nacht soll sich ihre Fläche verringern, bis sie ganz verschwunden ist. Dann sollst du wieder in jeder Nacht wachsen, von einer schmalen Sichel bis zur vollen Gestalt. Und so soll es immerdar bleiben. Sooft die Menschheit von dir spricht, wird sie von dir sprechen als von „unserer Großmutter, dem Licht, welches der Nacht gehört.““

g) Die Menschenschöpfung

Darauf bildete Oterongtongnia den Körper eines Mannes und einer Frau. Lawiskaron, sein Bruder, beobachtete ihn dabei. Oterongtongnia gab den beiden Wesen Leben, setzte sie nebeneinander und begab sich wieder auf die Wanderung, um den Zustand der Dinge zu prüfen, die er auf der Erde, so wie sie damals war, geschaffen hatte. Dann kehrte er wieder zurück, um zu sehen, was die beiden Menschen unterdessen begonnen hätten. Als er zu dem Orte kam, wo er sie sich selbst überlassen hatte, fand er, daß sie nichts weiter machten als dauernd schlafen. Er ging wieder fort und kehrte zurück, ohne daß eine Änderung eingetreten wäre. Dabei blieb es, sooft er sie besuchte; sie schliefen nach wie vor. Da nahm er von jedem eine Rippe und setzte sie ihnen wieder ein, nachdem er sie mit einander vertauscht hatte. Dann beobachtete er sie und überlegte, was sich nun wohl ereignen würde. Es dauerte nicht lange, da erwachte die Frau. Sie richtete sich auf und berührte sogleich die Brust des Mannes, der an ihrer Seite lag, gerade da, wo Oterongtongnia ihm ihre Rippe eingesetzt hatte. Dies fühlte ihn natürlich, und er erwachte seinerseits. Da gingen beiden die Augen darüber auf, was ihre Pflicht als Menschen war, und sie begriffen, wofür ihre Körper geschaffen waren und weshalb es Männer und Frauen gab.

Nun bildete auch Lawiskaron ein menschliches Wesen, aber er war nicht imstande, es Oterongtongnia gleichzutun, wie die klägliche Gestalt, die er geschaffen hatte, bewies. Dennoch sprach er zu seinem Bruder: „Sieh', auch ich vermag einen Menschen zu bilden.“ Oterongtongnia sah, daß er eher alles andere als einen Menschen fertig bekommen hatte. Die Wesen, die er gemacht hatte, besaßen zwar die Gesichter von Menschen, aber die Körper von Ungeheuern und waren recht schwächliche Gebilde. Oterongtongnia sprach zu ihm: „Das ist's ja eben, weshalb ich dir verboten habe, es mir gleichzutun, denn du bist natürlich nicht dazu imstande.“ Lawiskaron erwiderte: „Du wirst nichtsdestoweniger anerkennen, daß ich alles in allem dieselbe Macht besitze wie du selbst.“ Darauf trennten sich beide, und

Oterongtongnia wanderte wieder von Ort zu Ort über die Erde, um die Dinge zu betrachten, die er geschaffen hatte. Nach einiger Zeit ging er am Gestade des Meeres entlang und sah Lawiskaron dort stehen. Am Ufer lag der Körper eines menschlichen Wesens, das weiß wie Schaum war. Oterongtongnia fragte: „Was machst du denn da?“ Lawiskaron antwortete: „Ich habe den Körper eines Mannes gemacht. Dies Wesen, dessen Körper hier liegt, sieht besser aus als die, die du geschaffen hast. Ich sagte dir, daß meine Macht ebenso groß wie die deine sei, aber wahrlich, sie übertrifft die deine noch! Sieh nur, der Körper hier ist ebenso weiß wie die Körper deiner Menschen.“ Oterongtongnia entgegnete: „Was du sagst, scheint ganz richtig. Aber nun laß' mich, wenn es wirklich so ist, sehen, wie das Wesen Bewegungen mit seinem Körper macht und sich erhebt. Laß' es also aufstehen und herumgehen.“ Hierauf rief Lawiskaron: „Komm, steh' auf!“ Über das Wesen blieb liegen, ohne sich zu rühren. Lawiskaron wandte alle seine Kräfte an, um es in Bewegung und zum Leben zu bringen, er tat alles mögliche, aber ohne Erfolg. Da sagte Oterongtongnia: „Ist's nicht so, wie ich sagte, daß du nicht imstande seist, dasselbe zu machen wie ich? Was für einen Zweck hat es denn, diesen Körper hier ohne Leben liegen zu lassen? Ist's damit getan? Weshalb untersagte ich dir immer, mir alles nachzumachen, was du mich tun siehst? Weil du nimmer vermagst, mir etwas gleichzutun.“ Hierauf erwiederte Lawiskaron: „Gut, so belebe du das Wesen da.“ Oterongtongnia willigte ein; er näherte sich der Stelle, wo der Mann lag, beugte sich über ihn und blies ihm in die Nasenlöcher, und sogleich begann er zu atmen und zu leben. Da sprach er zu ihm: „Erhebe dich, steh auf und wandle über die Erde dahin.“ Auch den Körper einer Frau hatte Lawiskaron an derselben Stelle gemacht; Oterongtongnia gab ihnen beiden das Leben.

h) Der Endkampf

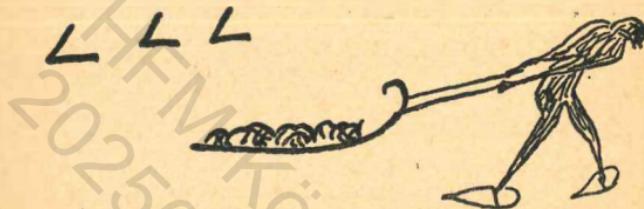
Lawiskaron verdarb und vernichtete gar manche der Einrichtungen Oterongtongnias. Die Flüsse haben heutzutage verschiedene gerichteten Lauf; das war früher anders. Denn als

Oterongtongnia die Flüsse schuf, versah er jeden von ihnen mit zwei entgegengesetzten Strömungen, so daß sie schwimmende Gegenstände nach verschiedenen Richtungen befördern konnten; das heißt, in der Mitte war der Fluß geteilt, und die eine Hälfte floß nach einer andern Richtung als die andere. Denn Oterongtongnia wünschte nicht, daß die Menschen Schwierigkeiten haben sollten, wenn sie reisten. Wollte jemand aus irgendeinem Grunde einen Fluß hinabfahren, so brauchte er sich lediglich in ein Kanu zu setzen und von der Strömung des Flusses tragen zu lassen; wenn er aber zurückkehren wollte, brauchte er natürlich nur sein Kanu auf die andere Seite hinüberzurudern. So hatte es Oterongtongnia geplant, um die Menschheit glücklich zu machen; aber Lawiskaron machte sein Werk zunichte. Lawiskaron war es auch, der die ragenden Gebirge schuf, die hohen Berge und die Felswände; er schuf sie, auf daß die Menschen auf ihren Wanderungen Furcht und Zagen nicht verlernten.

Oterongtongnia und Lawiskaron wohnten in einer Hütte beisammen, in der jeder eine Feuerseite, die der des andern gegenüberlag, innehatte. Es ereignete sich nun nicht selten, daß, wenn beide von ihren Wanderungen nach Hause gekommen waren, um dort zu nächtigen, Lawiskaron an Oterongtongnia die Frage richtete, vor welchem Dinge er sich am meisten fürchte und was ihn am schnellsten töten würde. Oterongtongnia erwiderte: „Eine Pflanze, die an sumpfigen Orten wächst, ein Niedgras nämlich, das Jakohrenas („es zerschneidet jemand“) genannt wird, würde, wenn jemand damit meinen Körper trüfe, ihn zerschneiden, ihn durch und durch schneiden.“ Lawiskaron fuhr fort: „Gibt es noch anderes, was dich in Furcht setzt?“ Oterongtongnia erwiderte: „Ich glaube, auch Bumskaulen würden mich töten, wenn jemand damit einen Schlag gegen mich führen würde.“ Diese beiden Dinge hatte ihm nämlich sein Vater zu nennen geraten, als er ihn besucht hatte. — Oterongtongnia fragte nun Lawiskaron: „Und wovor hast du Furcht?“ Hierauf antwortete jener: „Vor gelbem Feuerstein und Hirschgeweih. Ich glaube fast, ich würde auf der Stelle sterben, wenn jemand mich mit einem von diesen beiden

Dingen trafe.“ Als später Oterongtongnia auf seinen Wanderrungen war, las er jeden gelben Feuerstein und jedes Hirschgeweih sorgsam auf und legte sie überall an erhöhten Stellen nieder.

Es begab sich nun, daß beide Brüder wieder einmal nach Haus zurückgekehrt waren. Auf der einen Seite war die Hütte nicht so hoch wie auf der andern; Oterongtongnia bewohnte die höhere, Lawiskaron die niedrigere Seite. Oterongtongnia fachte das Feuer zu immer größerer Hitze an, indem er Hickoryrinde darauf warf. Schließlich wurde es so heiß, daß sich Stücke von den Beinen Lawiskarons loslösten. Lawiskaron sagte: „Du hast das Feuer zu groß gemacht, wirf nicht mehr Rinde darauf.“ Aber Oterongtongnia hörte nicht, legte ein neues Stück



Rinde auf, und die Hitze wurde immer größer. Schließlich war sie so groß, daß überall von Lawiskarons Leibe Feuersteinspäne absprangen. Er war wütend, weil Oterongtongnia immer neue Stücke Rinde auf das Feuer warf. Außerdem hatte Lawiskarons Hüttenseite nur eine geringe Höhe, und er nannte daher nur einen ganz kleinen Schlafplatz sein eigen. Er barst schon fast vor Hitze und wurde schließlich so wütend, daß er hinausstürzte, nach einem Sumpf eilte, dort Stengel des Schneidgrases Jakohrenas abbrach und damit in einem Lauf nach der Hütte zurückrannte. Mit den Worten: „Oterongtongnia, jetzt töte ich dich!“ gab er dem Bruder Streiche mit den Grasstengeln. Ein Kampf zwischen beiden begann, bei dem Lawiskaron bald gewahr wurde, daß seine Streiche Oterongtongnia nicht ins Fleisch schnitten. Von neuem stürzte er hinaus, um diesmal Bumskaulen zu holen. Aber wieder taten die Streiche Oterongtongnia keinen Schaden. Nun war es an Lawiskaron, zu entfliehen, und Oterongtongnia setzte ihm nach. Sie verfolgten

sich nach allen möglichen Richtungen über die ganze Erde. So oft Oterongtongnia ein Stück gelben Feuersteins oder Hirschgeweihs an einer erhöhten Stelle liegen sah, ergriff er es augenblicklich und schlug Lawiskaron damit, und immer wieder sprangen Feuersteinspäne von dessen Leibe ab. So lange dauerte die Verfolgung, bis Lawiskaron schließlich getötet wurde. Heutigentags erhebt sich weit im Westen, am äußersten Rande der Erde, eine Kette hoher Berge, welche die ganze Erde überquert. Dort liegt, wie man sagt, Lawiskarons Körper ausgestreckt; dort sank er zu Boden, als er getötet war. Und wenn wir betrachten, wie die Erde sonst beschaffen ist, sehen wir, daß ihre Oberfläche uneben ist und einige Teile höher, selbst zu Bergzügen aufgewölbt, andere wieder niedrig sind. Das schreibt sich aber erst seit der Zeit her, als die beiden Brüder von Ort zu Ort kämpfend dahineilten; erst damals ist die Oberfläche der Erde so uneben geworden.

i) Der Wohnsitz im Osten

Toskeha und Utaentsik, seine Großmutter, wohnen in einem großen Hause am östlichen Rande der Welt. Dort steht ein Haus, das mit allen Arten von Vorräten, Mais, Bohnen, Kürbissen, Sonnenblumenöl und getrocknetem Fleisch, angefüllt ist. Toskeha und seine Großmutter bebauen das Land, arbeiten, essen, trinken, schlafen und leben auch sonst wie die Menschen; alle Lebewesen gehören ihnen. Toskeha ist gütig und sorgt für das Wachstum, sendet gutes Wetter und andres Angenehme, wacht über alles Lebende, über Sprossen und Gedeihen und gilt daher für gut, während seine Großmutter über die abgeschiedenen Seelen herrscht, den Tod sendet und darum für schlecht und verderblich gilt, nicht aber, weil sie nebenbei auch schlechtes Wetter sendet und auch sonst noch das Gute, das ihr Enkel tut, bisweilen durchkreuzt. Toskeha wird alt, wie alles Lebende, aber er hat auch die Macht, sich sogleich wieder zu verjüngen, und stirbt niemals. Beim Tode gehen die Seelen der Menschen geradewegs zum Hause Toskehas und Utaentsiks, um dort zu tanzen.

Variante

Fim Himmel liegt das große Haus der Uwenhaï, und in einem Winkel dieses Hauses lebt ein Wesen von merkwürdigem Außern. Es heißt Dehodiatgaëwe, „der, dessen Körper in zwei Teile geteilt ist“. Einer der beiden Teile ist aus Eis, der andere aus Fleisch und Blut. Zweimal in jedem Jahre tritt dies Wesen, dessen magische Kraft alle erdentsprossenen Drendas übertrifft, an die Tür seiner Behausung, und jedesmal zeigt es eine andere Seite seines Körpers. Wenn es die Körperhälfte aus Eis zeigt, so beginnt es Winter zu werden auf Erden, wenn es aber die Körperhälfte aus Fleisch und Blut zeigt, wird es Sommer.



16. Welt- und Menschenschöpfung

a) Die Erschaffung der Welt



Im Anfang war Tirawahut (das Universum); Herrscher des Tirawahut waren Tirawa, der Allmächtige, und seine Gattin Utira, das Himmelsgewölbe. Um Tirawa saßen die Götter zu Rate; und er sagte einem jeden, wo sein Standort sein sollte.

Zu dieser Zeit berührte der Himmel noch nicht die Erde.

Tirawa sprach: „Jedem von euch werde ich seinen Platz am Himmel geben; einem jeglichen will ich Macht verleihen, denn ich will Menschen schaffen nach meinem Bilde, und diese sollen unter eurer Obhut stehen. Ich will ihnen euer Land geben, damit sie darauf leben können, und mit eurer Beihilfe soll für sie gesorgt werden.“ Dann wandte er sich zu den einzelnen Göttern: „Sakuru (die Sonne) soll im Osten stehen

und der Erde und allen Lebewesen Licht und Wärme geben. Pah (der Mond) soll Licht spenden, wenn es auf Erden dunkel ist. Ushuperekata (der Abendstern) soll im Westen stehen und die Mutter aller Dinge sein, durch die alle Wesen geschaffen werden. Operikata (der Morgenstern) soll im Osten stehen und der Krieger sein, der das Volk der Sterne nach Westen treibt und achtgibt, daß kein Säumiger zurückbleibe. Karariwari (der Nordstern) soll unbeweglich im Norden stehen; er soll der Häuptling aller Götter sein, die am Himmel ihren Platz haben, und über sie walten.“

Dann versammelte Tirawa die Sterne des Nordostens, Nordwestens, Südwestens und Südostens um sich und sprach: „Ihr vier sollt den Himmel tragen, solange er besteht. Und wenn das auch eure Hauptaufgabe sein wird, so gebe ich euch doch auch Macht, Menschen zu schaffen. Ihr sollt ihnen die verschiedenen heiligen Bündel geben. Eure Macht wird den Menschen offenbar werden, denn ihr sollt den Himmel mit euren Händen und die Erde mit euren Füßen berühren.“

Dann sprach er zum Sonnengott: „Wenn du deinen Platz am Himmel eingenommen hast, gebe ich dir die Erlaubnis, die Mondgöttin einzuholen, so daß du dich mit ihr vereinen kannst. Um diese Zeit wird sie verschwinden, und ein Knabe soll euch beiden, Sonne und Mond, dann geboren werden. Dann magst du die Götter anrufen, daß sie dir helfen, dies Kind auf die Erde zu setzen. — Du aber, Großer Stern, Krieger des Ostens (Morgenstern), sollst auf deiner Wanderung vom Osten nach dem Westen beim Leuchtenden Stern (Abendstern) im Westen verweilen. Ich verspreche euch beiden dann eine Tochter zu geben, und auch euch sollen die Götter helfen, dies Mädchen auf die Erde zu setzen.“

Als alle ihre Weisungen von Tirawa erhalten hatten, befahl er ihnen, ihre verschiedenen Standorte am Himmel einzunehmen. Nur die Sterne der vier Richtungen blieben noch bei Tirawa. Dieser wandte sich nach Westen und sprach zum Abendstern: „Ich will dir Wolken und Winde, Blitz und Donner senden. Sobald du sie empfangen hast, laß sie sich zwis-

schen dir und deinem Garten aufstellen; dann werden sie sich in vier menschenähnliche Wesen verwandeln. Sie sollen Dau-nenfedern im Haar, ein Büffelfell als Mantel, einen Strick aus Büffelhaar als Gürtel und je ein Paar Mokassins tragen; ein jeder soll eine Rassel in seiner rechten Hand halten. Diese vier Götter werden es sein, die alle Dinge schaffen."

Die Abendsterngöttin empfing die vier und tat, wie ihr befohlen war. Tirawa sah es und war zufrieden. Er sagte dem Abendstern, daß jetzt alles bereit sei, die Erde zu schaffen. Sie solle den vier Göttern befehlen zu singen, während er einen kleinen Kiesel herabfallen lassen werde. Die vier Götter schwangen ihre Rasseln und sangen. Da stiegen Wolken auf, der Wind blies in die Wolken, Donner und Blitz führten in sie hinein. Die Wolken ballten sich über dem Raum; sobald sie sich genügend verdichtet hatten, ließ Tirawa den Kiesel in sie hineinfallen. Der Kiesel wurde in den Wolken hin und her gerollt, und als sich der Sturm verzogen hatte, war der Raum allenthalben mit Wasser angefüllt.

Jetzt wurden den Göttern der vier Weltrichtungen, die noch um Tirawa saßen, Keulen gegeben, und Tirawa befahl ihnen, das Wasser mit den Keulen zu schlagen, sobald sie es erreichten. Dann hieß er sie an die ihnen zugewiesenen Standorte gehen. Sie taten es und schlugen, als sie das Wasser erreichten, mit ihren Keulen hinein, so daß sich das Wasser teilte und die Erde sichtbar wurde.

Als die Erde geschaffen war, befahl Tirawa der Abendstern-göttin, die vier Götter, die sie bei sich hatte, singen zu lassen; der Gesang sollte von der Bildung der Erde handeln. Als der Gesang anhub, stiegen die Wolken hoch, der Wind blies, Blitz und Donner kamen; der Sturm raste über die Erde, der Wind fegte Regen herab, und der Blitz schlug in den Boden und teilte ihm Leben mit. Und als der Donner die Erde erbebten ließ, glitt die Erdkrume dort, wo der Boden uneben war, an den Flanken der Berge hinab in die Täler.

Tirawa befahl weiter dem Abendstern, die Götter einen andern Gesang anstimmen zu lassen. Diesmal sollte der Ge-

sang von den Wäldern und dem Gebüsch handeln. Wieder führten Winde und Wolken, Blitz und Donner über die Erde dahin. Schon waren Pflanzen der Erde entsprossen, aber es war kein Leben in ihnen. Als aber die Winde durch sie bliesen, der Regen auf sie fiel, der Blitz in sie schlug und der Donner über ihnen rollte, wurde Leben in ihnen erweckt. Wieder befahl Tirawa dem Abendstern, die Götter singen zu lassen. Noch waren die Gewässer, die auf der Erde waren, nicht so, wie sie sein sollten. Tirawa ließ Wind und Wolken, Blitz und Donner über die Erde längs der Ströme und Bäche, der Seen und Teiche dahinziehen. Und der Wind säuberte das Bett der Ströme, der Regen füllte sie, der Blitz fuhr in sie hinein und der Donner rollte in ihnen, so daß sein Widerhall von jetzt an im Rauschen der Ströme ertönte. Tirawa wußte nun, daß das Wasser der Ströme wohl schmeidend geworden war. Zum letztenmal hieß Tirawa den Abendstern, die Götter singen zu lassen und Winde und Wolken, Blitz und Donner über die Erde zu senden, damit die Samen, die die verschiedenen Götter vom Himmel auf die Erde hatten fallen lassen, Wurzel fästten und wuchsen. Es geschah; wo immer die Götter Samen verstreut hatten, da verhalfen Blitz und Donner dazu, daß Leben in die Samen kam und daß sie sproßten und aus dem Boden hervorkamen.

Als alles das geschehen war, war Tirawa zufrieden. Darauf verbarg er sich für einige Zeit.

b) Die Menschenschöpfung

Tim Anfang schuf Utuich (=Tirawa) Menschen aus Stein. Diese waren so stark, daß sie von dem Schöpfer nichts wissen wollten und ihm daher nicht gehorchten. Sie trotzten ihm sogar; daher beschloß er, ein Ende mit ihnen zu machen. Er ließ einen großen Regen niedergehen; und es regnete tagelang unaufhörlich, bis alles Land mit Wasser bedeckt war, die Bäume abstarben und die Spitzen der Hügel untertauchten. Da viele von den ersten Menschen groß und schwer waren und sich daher nur langsam fortbewegen konnten, erreichten

sie nicht die Hügelfuppen, auf die alle sich zu retten suchten, und selbst die, die hinauflamen, ertranken, da das Wasser immer höher stieg und schließlich die ganze Erde bedeckte. So starb alles, was auf Erden lebte; die Sandsteinfelsen, welche die Steilufer der Flüsse bekrönen und manchmal Ähnlichkeit mit Menschenfiguren zeigen, werden noch heute als die Neste der Urzeitriesen angesehen.

Alles war tot, nur ein Moskito flog noch über dem Wasser hin und her, und ein Entlein schwamm darauf. Beide begegneten einander, und die Ente sprach zum Moskito: „Wie kommt's, daß du noch hier bist?“ Der Moskito erwiederte: „Ich vermag vom Wasserschaum zu leben. Und du?“ „Wenn mich hungert,“ sagte die Ente, „kann ich tauchen und das grüne Kraut essen, das unter Wasser gedeiht.“ Da sagte der Moskito: „Ich habe den Schaum satt. Wenn du mich mit dir nehmen willst, daß ich die Pflanzen der Erde koste, werde ich wissen, ob du die Wahrheit sprichst.“ Die Ente nahm den Moskito unter ihren Flügel, wo er trocken saß, und tauchte mit ihm auf den Grund des Wassers. Sobald sie diesen erreichten, verschwand alles Wasser, aber außer ihnen war nichts Lebendiges auf Erden.

Da beschloß Atiuch, von neuem Menschen zu schaffen, und tat es. Aber wieder machte er sie sich allzu ähnlich. Sie wurden zu mächtig; er erschrak vor ihnen und vernichtete sie allesamt wieder.

Dann schuf er einen Mann, der den heutigen Menschen glich. Dieser sagte, als er geschaffen war, bei sich: „Wie kommt es nur, daß mir noch immer nicht ganz behaglich zumute ist?“ Da schuf Atiuch ein Weib und setzte es neben den Mann, und dieser sprach: „Du mußtest, warum ich nicht zufrieden war und was mir noch fehlte. Jetzt kann ich froh über die Erde wandern.“ Augenscheinlich schuf Atiuch damals Menschen und Tiere oben im Himmel, wo er wohnte; da er nun von seinem Werke befriedigt war, beschloß er, sie auf die Erde zu setzen. Er rief den Blitz, daß er sie hinabbrächte, und der Blitz ließ eine Wolke kommen, und die Wolke empfing, was Atiuch geschaffen hatte. Aber der Blitz fuhr, wie es so seine Art ist, in einem ge-

waltigen Schläge zur Erde hinab, und da der Grund noch vom Wasser, das ihn bedeckt hatte, aufgeweicht war, so versank alles in dem weichen Boden. Darüber war der Blitz sehr unglücklich und schrie laut auf; noch bis zum heutigen Tage hören wir, wenn der Blitz die Erde trifft, seinen Auffschrei, den Donner.

Nun war alles Lebende unter der Erde in großer Verwirrung; einer fragte ratlos den andern, wo man sei. Eines Tages wühlte der Maulwurf umher und grub schließlich ein Loch durch die Erde, so daß das Licht hereinflutete und er erschreckt zurückwich; seitdem hat er keine Augen mehr — das Licht hat sie ihm ausgelöscht. Der Maulwurf wollte deshalb auch nicht aus der Erde heraus, alle andern aber stiegen durch das Loch, das er gemacht hatte, zur Erdoberfläche hinauf. Da blickten sie sich um, um zu wissen, wohin sie gehen sollten. Sie machten sich auf die Wanderung, zuerst sehr langsam. Nach drei Nachtlagern holte ein Knabe, der im ersten Lager schlafend zurückgeblieben war, die Wandernden ein, in seinen Armen ein großes Bündel tragend. Sie fragten ihn, was es wäre, und er erwiderte ihnen, er habe, als er aufgewacht sei und gesehen habe, daß alles fortgezogen sei, zum Vater im Himmel um Hilfe gebetet, und der Vater habe ihm dieses Bündel gegeben, das ihm den Weg zu seinem Volke gewiesen habe. Des waren alle froh; sie meinten, daß sie jetzt den Weg finden würden, und zogen weiter.

Nachdem sie lange gewandert waren, kamen sie zu einer tiefen Schlucht mit hohen, steilen Ufern, über die sie nicht hinüber konnten. Da mußten sie alle haltmachen. Sie fragten den Knaben, was zu tun sei. Er öffnete das Bündel, und heraus kam ein Vogel mit scharfem Schnabel — der heiligste aller Vögel, der „Knochenbrecher“. Wohinein auch dieser Vogel mit seinem Schnabel häßt, macht er ein Loch. Er flog über die Schlucht und begann die Erdbank mit seinem Schnabel zu bearbeiten, flog wieder und wieder hinüber, und schließlich fiel soviel Erde hinab, daß sie die Schlucht ausfüllte und eine Brücke entstand, über welche die Menschen hinübergehen konnten. Ein Teil war schon drüber, aber bevor es allen gelang

hinüberzukommen, war der Weg wieder verschwunden und die Schlucht wie zuvor. Da kamen alle, die zurückgeblieben waren, um. Sie wurden in Dachse, Schlangen und andere Tiere, die im Erdboden leben, verwandelt.

Die Menschen zogen weiter und gelangten an ein Gehölz, das so dicht war, daß sie nicht hindurch konnten. Wieder mußten sie halmachen und den Knaben fragen, was zu tun sei. Er öffnete das Bündel, eine Eule kam heraus, flog in das Gehölz und bahnte einen Pfad. Eine große Zahl der Menschen kam hindurch, nur einige alte Frauen und arme kleine Kinder blieben zurück. Der Pfad schloß sich wieder und hielt sie gefangen, und schließlich wurden sie in Bären, Wildkatzen, Wapitis und andere Waldtiere verwandelt.

Auf ihrer weiteren Wanderung kamen die Menschen an einen großen Fluß, der reißend dahinströmte und ihnen halt gebot. Sie hielten am Ufer und nahmen wieder ihre Zuflucht zu dem Bündel. Ein Habicht kam heraus, flog quer über den Strom und machte, daß das Wasser aufhörte zu fließen. Die Menschen zogen durch das trockene Flußbett. Als ein Teil schon auf dem andern Ufer war, einige alte Frauen und Kinder aber noch im Flußbett verweilten, begann das Wasser von neuem zu fließen und ertränkte diese. Sie wurden in Fische verwandelt, und darum sind die Fische den Menschen verwandt.

Die Übrigbleibenden kamen zu hohen Hügeln, den „Blauen Bergen“, und erblickten von ihnen herab ein schönes Land. Hier dünkte es sie gut, zu bleiben; als sie aber den Knaben mit dem Bündel fragten, sagte dieser: „Nein, wir werden das Leben sehen und an ihm leben.“ Und sie zogen weiter. Bald danach begannen sie miteinander zu spielen, und eine Partei gewann immer alles, was die andere hatte. Zuguterletzt gerieten sie in Zank und Streit und kämpften miteinander, trennten sich und zogen verschiedene Wege. Die Tiere aber, die während dieser ganzen Zeit bei ihnen gewesen waren, befamen Furcht vor ihnen und rannten davon. Nur einige Menschen blieben noch zurück und fragten den Knaben, was sie tun sollten. Er nahm aus seinem Bündel eine Tabakspfeife, und als er sie

hoch hielt, hatte der Kampf ein Ende. Bei der Pfeife war auch eine steinerne Pfeilspitze. Der Knabe sagte ihnen, sie müßten sich andere, ähnliche machen, denn von jetzt an würden sie zu kämpfen haben; bisher hatte es noch keinen Krieg gegeben. In dem Bündel fand sich auch eine Maisähre, und der Knabe sprach: „Durch sie werden wir leben. Sie ist unsere Mutter.“ Die Ahre aber lehrte sie, Bogen und Pfeile zu verfertigen. Jetzt sprachen die Menschen nicht länger mehr eine Sprache. Die acht Stämme, die davongezogen waren, verstanden einander nicht mehr und lebten nicht mehr zusammen, und Utina (= Utira), die Mutter, verließ sie. Der neunte zurückbleibende Stamm aber, der die Arikara, Mandan und Pawnee umfaßte, verließ nunmehr die Blauen Berge und kam zu einem großen Strom; nun erst wußten sie, was der Knabe mit den Worten: „Wir werden das Leben sehen und an ihm leben“, gemeint hatte, denn „Leben“ bedeutete den Missouristrom. Da sagten die drei verbündeten Völker: „Das ist die Stelle, wo wir nach dem Willen unserer Mutter wohnen sollen.“

17. Wie Wildkaters Söhne Sonne und Mond wurden



m Hause des Frosches lebte die Hindin, ohne daß irgend jemand darum wußte. Einst brachte der Hase Wapitifelle ins Haus des Frosches. Jedermann war es bekannt, daß der Frosch viel zu alt war, um sie zu bearbeiten, aber nichtsdestoweniger waren die Felle nach wenigen Tagen fertig zubereitet. Die Leute begannen nun sein Haus zu beobachten und fanden die Spuren eines weiblichen Wesens; aber niemand wußte, wer es war. Nachdem alle Tiere ihm vergeblich nachgespürt hatten, versuchte der Wildkater ausfindig zu machen, wer für den Frosch arbeite. Viele Tage paßte er vergeblich auf, ohne jemand zu sehen. Er suchte sorgfältig nach Spuren rings um das Haus und fand endlich die Stelle, an der die Hindin ihr Wasser abzuschlagen

pflegte. Er bemerkte, daß sie versucht hatte, die Spuren zu verbergen, aber trotzdem entdeckte er diese. Er riss sich vier Haare aus, legte sie auf die Erde und befahl ihnen, in den Körper der Hindin einzudringen, wenn diese ihr Wasser abschläge. Es geschah, wie der Wildkater befohlen hatte, und nach wenigen Stunden gebar sie ein Kind. Die Leute hörten es weinen und entdeckten nun die Hindin in des Frosches Haus. Niemand wußte, wer des Kindes Vater war. Der Frosch ließ die Männer nacheinander das Kind auf den Arm nehmen, da er dachte, daß es aufhören würde zu weinen, wenn sein Vater es aufnahm. Der Präriewolf versuchte das Kind zu beruhigen, doch gelang es ihm nicht. Der alte Rabe dachte: „Gewiß ist mein Sohn der Vater des Kindes“ und sandte ihn hin. Das Kind hörte aber nicht auf zu weinen. Alle Leute kamen, aber keiner konnte es beruhigen. Mittlerweile war der Wildkater von der Jagd zurückgekommen. In der Nähe des Dorfes legte er seine guten Kleider ab und begrub sie unter Steinen. Er nahm auch den Feuerstein, den er zum Feuermachen benutzte und im Ohr trug, ab und legte ihn zu den Kleidern. Dann ging er ins Dorf. Als die Leute ihn kommen sahen, sagten sie: „Da kommt der Wildkater.“ Raum hatten sie diese Worte ausgesprochen, als das Kind sich zu beruhigen begann; sobald der Kater es auf die Arme nahm, wurde es ganz ruhig. Da wußten die Leute, daß der Wildkater des Kindes Vater sei. Noch während er es hielt, rissen sie ihm die Kleider vom Leibe und zerfetzten sie. Sie verließen ihn, die Hindin und das Kind, löschten alle Feuer aus, nahmen ihre Vorräte mit und überließen jene dem Hungertode. Als die Leute fortgegangen waren, führte der Wildkater sein Weib und Kind nach dem Platze, wo er Kleider, Feuerzeug und Proviant verborgen hatte. Er öffnete das Versteck, und sie bauten sich eine Hütte. Das Kind wuchs heran und wurde ein guter Jäger wie sein Vater, so daß sie immer reichlich zu essen hatten. Nach einiger Zeit gebar die Hindin einen zweiten Sohn. Während sie nun Nahrung in Hülle und Fülle hatten, litten die Leute, welche sie verlassen hatten, große



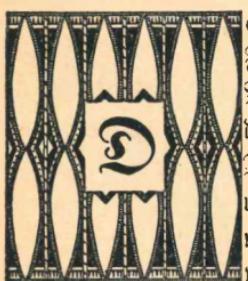
Häuptlinge der Tlingit
(Nach Emmons)

HFM Könyvtár
20250828

Not. Unter ihnen war die Großmutter des Katers, die Elster. Diese dachte: „Ich will doch sehen, was aus meinem Enkel geworden ist.“ Wie groß war ihr Erstaunen, als sie fand, daß es ihnen so gut ging. Der Wildkater gab ihr reichlich zu essen, verbot ihr aber, den andern Leuten etwas abzugeben. Einstmals im Sommer verließ der Kater seine Familie, um Lachse zu fischen. Er machte ein Wehr, ließ den Fluß oberhalb desselben sich aufstauen und das Wasser wieder abfließen, wenn das Wehr voller Lachse war. Auf diese Weise fing er viele Lachse. Die Mutter und ihre zwei Söhne waren allein zurückgeblieben. Eines Tages sagte sie zu den jungen Männern: „Wüßt ihr, daß die Leute jetzt damit beschäftigt sind, die Sonne zu machen? Geht hin und versucht, ob ihr nicht die Sonne werden könnt. Ihr werdet an der Stelle vorbeikommen, wo euer Vater fischt; sagt ihm, was ihr zu tun gedenkt.“ Die Söhne rüsteten sich zur Reise, nahmen Abschied von ihrer Mutter und trafen, als sie einige Tage gewandert waren, ihren Vater. Dieser erkannte sie zuerst nicht, bis sie zu ihm sprachen: „Wir sind deine Söhne und gehen zu dem Platze, wo die Leute die Sonne zu machen versuchen. Wenn es uns gelingt, wirst du uns nicht wiedersehen, sonst kommen wir bald zurück.“ Sie wanderten weiter und gelangten endlich zu dem Platze, wo die Leute sich bemühten, die Sonne zu machen. Als sie ankamen, war gerade der Rabe die Sonne. Schwere, schwarze Wolken bedeckten den Himmel, und es war sehr kalt. Die Leute riefen den Raben zurück und hießen den Präriewolf seinen Platz einnehmen. Derselbe lief fort, und nach kurzer Zeit sahen sie ihn hinter den Bergen aufsteigen. Sogleich wurde es schönes Wetter und so heiß, daß die Leute ins Wasser springen mußten, um der Hitze zu entgehen. Nachdem der Präriewolf eine kurze Zeit am Himmel gewesen war, sah er Leute Wildpret braten. Da rief er: „Halloh! Eßt nicht alles auf, was ihr gekocht habt. Ich will auch etwas haben“ und eilte zurück. Daher war der Tag sehr kurz. Zudem erzählte er alles wieder, was er auf Erden gesehen hatte. Da sagten die Leute: „Du sprichst zuviel, du kannst nicht die

Sonne sein.“ Dann rief der Häuptling mit lauter Stimme: „Laßt die beiden Fremdlinge, die eben angekommen sind, ihr Glück versuchen, den älteren zuerst.“ Dieser ging nun hinter den Berg und stieg langsam empor. Da sahen die Leute die Sonne erscheinen, gerade so, wie wir sie heute sehen. Es war nicht zu warm und nicht zu kalt. Mittags stand sie nicht so hoch, daß gar kein Schatten gefallen wäre, und der Tag hatte die richtige Länge. Als er abends zurückkam, frug der Häuptling: „Was haltet ihr von ihm?“ Und alle Tiere priesen ihn. Er wurde daher als Sonne angenommen. Der Häuptling fuhr fort: „Wir müssen aber auch eine Sonne für die Nacht haben; laßt den jüngeren Bruder versuchen, ob er es werden kann.“ Dieser ging hinter den Berg, stieg in die Höhe, und die Leute sahen, daß er wunderschön hell war. Daher nahmen sie ihn als Mond an. Die Söhne des Wildkaters waren also Sonne und Mond geworden. Der Präriewolf aber war neidisch auf sie, da er seinen Platz nicht hatte behalten können, und beschloß die Sonne zu töten. Er ging zur Stätte des Sonnenaufgangs, aber die Sonne blendete ihn so, daß er sie verfehlte. Biermal versuchte er vergeblich sie zu töten. Beim letzten Versuch verbrannte einer seiner Pfeile, fiel ins Gras und entzündete es. So verursachte er den ersten Präriebrand.

18. Der Krieg der Tiere gegen den Himmel



er Vater der Moschusratte hatte zwei Frauen. Als er gestorben war, wollte die Moschusratte seine zweite Frau heiraten, doch diese nahm seine Werbung nicht an. Da ging die Moschusratte in den Wald und machte sich einen neuen Pfeil, so daß niemand, der ihn fand, wissen konnte, wem er gehörte. Mit diesem erschoß sie zuerst ihre Stiefmutter, dann zerschnitt sie sich das Gesicht und legte sich ins Bett, als sei sie frank. Niemand wußte, wessen Pfeil die Frau getötet hatte. Sie zeigten ihn einem jeden,

aber der Eigentümer war nicht zu finden. Schließlich brachten sie ihn zur Moschusratte und fragten diese: „Kennst du diesen Pfeil?“ Sie roch daran und sagte: „Der kam vom Himmel.“ Da beschlossen die Tiere, den Himmel zu ersteigen und den Missetäter zu bestrafen. Sie wollten eine Kette aus Pfeilen machen, um daran hinaufzutlimmen. Der Präriewolf schoß zuerst einen Pfeil gen Himmel, doch dieser fiel zurück, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Ein Tier nach dem andern versuchte den Himmel zu treffen, aber keinem gelang es. Schließlich schossen zwei Habichte, die schon früher einmal den Himmel besucht hatten und als gute Schützen bekannt waren, ihre Pfeile ab. Einen Tag und eine Nacht sausten diese durch die Luft, dann hörten die Tiere, wie sie in den Himmel einschlügen. Da fuhren sie fort zu schießen. Der zweite Pfeil traf die Kerbe des ersten und so fort, bis sie eine Kette gemacht hatten, die fast bis auf die Erde herabreichte. Nun gingen ihnen aber die Pfeile aus. Um die Kette zu vervollständigen, stieckte der Rabe seinen Schnabel in die Kerbe des letzten Pfeiles und stemmte seine Füße gegen die Erde. Da konnten die Tiere hinaufklettern. Der Vielfraß sagte: „Wartet einen Augenblick! Ich muß noch nach meinen Fällen sehen, dann will ich mitgehen.“ Doch als er zurückkam, waren alle Tiere schon fort. Darob wurde er so zornig, daß er die Pfeile herunter riß und sie über das ganze Land verstreute. So entstand das Felsengebirge.
Noch ehe die Tiere oben angekommen waren, war die Moschusratte an ihrem Schwanz in den Himmelhinaufgeflettert. Dort zauberte sie eine Anzahl Häuser an einem Seeufer hervor und erwartete die Ankunft der Tiere; die Häuser waren sehr schmuckig. Als die Tiere nahten, schoß sie von den Häusern aus nach ihnen. Sobald sie einen Pfeil von einem Hause abgeschossen hatte, lief sie durch einen Gang ins Wasser und kam im nächsten heraus, von dem aus sie dann weiter schoß. So machte sie die Tiere glauben, daß viele Leute dort wohnten. Endlich entdeckte der Specht, daß nur die Moschusratte in jenen Häusern lebte. Er paßte an ihrem Loche auf und tötete sie, als sie herauskam.

Als die Tiere so den Tod der Frau gerächt hatten, machten sie sich auf den Rückweg. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie die Kette, an der sie heraufgestiegen waren, nicht mehr fanden. Der Häuptling sprach: „Laßt uns eine Schlinge machen und den Donnervogel fangen, seine Federn uns anstecken und mit deren Hilfe hinunterfliegen.“ Kurz darauf sahen sie einen Blitzstrahl und hörten den Donnervogel kommen. Sie fingen ihn in einer Schlinge und rissen ihm die Federn aus. Die besten Federn nahm der Adler; die andern wurden verteilt, reichten aber nicht für alle Tiere aus. Alle, die Federn bekommen hatten, flogen hinunter und wurden Vögel; die andern sprangen hinunter und wurden Fische und Landtiere. Der Präriewolf gebrauchte seinen Schwanz als Steuer und fiel deshalb sanft zur Erde. Ein Fisch, der „Sauger“, fiel auf einen Felsen und brach sich die Knochen. Er mußte sich von allen Tieren neue leihen und ist seither voller Gräten.



19. Allerlei Helden

a) Blutfloß



ein altes Paar hatte drei Töchter, die mit einem jungen Mann verheiratet waren. Die alten Leute lebten für sich in ihrem Zelt, und der junge Mann, ihr Schwiegersohn, sollte auf die Büffeljagd gehen, um Nahrung für alle zu beschaffen. Früh am Morgen forderte er den Schwiegervater auf, mit ihm zu kommen; der Alte mußte ihm dann die Büffel durch eine Enge zutreiben, an welcher der Junge sich aufgestellt hatte und die Tiere abschoß.

Sobald das geschehen war, ließ der junge Mann seinen

Schwiegervater nach Haus gehen unter dem Vorwande, er sei zu alt, um noch so lange dazubleiben; seine Töchter würden ihm schon etwas Fleisch bringen. Das war aber eine Lüge; denn als das Fleisch ins Zelt des Jungen geschafft war, verbot er seinen Weibern, den alten Leuten irgend etwas davon abzugeben. Nur eine der Töchter hatte Mitleid mit den Eltern und stahl etwas Fleisch für sie; dies verbarg sie unter ihrem Mantel und ließ es vor dem Zelte ihres Vaters fallen, wenn sie Wasser holen ging.

So blieb es drei Tage lang. Am vierten sah der alte Mann, als er hungrig heimkehrte, ein Klümpchen Büffelblut auf dem Wege liegen und sprach bei sich: „Das ist doch wenigstens etwas, woraus wir uns Suppe machen können.“ Um nicht von seinem Schwiegersohn gesehen zu werden, tat er, als stolperte er und verschüttete die Pfeile aus seinem Köcher. Während er sie wieder auflas, schob er verstohlen das Blutklümpchen mit in den Köcher. In diesem Augenblick kam sein Schwiegersohn heran und verlangte argwöhnisch zu wissen, was er da aufgehoben habe. Der Alte entschuldigte sich mit dem Stolpern und kehrte nach Haus zurück, wo er sogleich seiner Frau auftrug, aus dem Blutklümpchen eine Suppe zu bereiten. Als der Topf zu kochen begann, hörte die alte Frau plötzlich ein Kind schreien. Sie sah sich um, konnte aber nichts entdecken. Da horchte sie genauer hin, und diesmal kam es ihr vor, als dringe das Schreien aus dem Topfe hervor. Sie sah rasch nach und erblickte ein winziges Knäblein darin. Sogleich hob sie den Topf vom Feuer, nahm das Kind heraus und wickelte es sorgsam in eine Decke.

Der junge Mann, ihr Schwiegersohn, hatte in seinem Zelt das Kindergeschrei ebenfalls gehört und sandte die älteste seiner drei Frauen hinüber, um nachzusehen, was es gäbe, wobei er sagte: „Wenn's ein Knabe ist, werde ich ihn töten.“ Die alte Frau redete der jungen vor, es sei ein Mädchen. Dies glaubte ihr Schwiegersohn aber nicht und ließ daher auch seine beiden andern Frauen hinübergehen; doch jede berichtete ihm dasselbe. Nun ward der junge Mann sehr froh,

denn er machte sich bereits Hoffnung darauf, das Kind könne einmal seine vierte Frau werden. Daher sandte er seinen Schwiegereltern ein paar alte Knochen hinüber, aus denen sie Suppe für das Kind kochen sollten. All' das trug sich noch an demselben Morgen zu. In der Nacht darauf sprach das Kind zu dem alten Manne: „Nimm mich hoch und halte mich der Reihe nach an jede einzelne Zeltstange.“ Der Alte tat, was ihm geheißen, begann am Zelteingang und ging in der Richtung des Sonnenlaufs herum, und bei jeder Berührung mit einer der Stangen wurde das Kind größer und größer. Nachdem er erst die Hälfte der Stangen berührt hatte, wurde ihm das Kind bereits zu schwer; er setzte es mitten im Zelte auf den Boden, nahm den Kopf des Kindes in seine beiden Hände und bewegte ihn in der Richtung auf die noch übrigen Stangen, eine nach der andern. Als er bei der letzten angelangt war, war aus dem Kinde ein schöner Jüngling geworden. Dieser ging hinaus, las etwas Obsidian auf, kam wieder ins Zelt und sagte zu dem Alten: „Ich bin der ‚Rauchende Stern‘ und kam herab, um dir zu helfen. Nachher werde ich wieder zum Himmel zurückkehren.“

Als es Morgen wurde, erhob sich Blutfloß — diesen Namen hatte sein Adoptivvater ihm gegeben — und ging mit dem Alten auf die Jagd. Sie waren noch nicht weit gekommen, da hatten sie bereits eine räudige Büffelkuh erlegt. Blutfloß legte sich hinter den Kadaver und befahl seinem Vater zu warten, bis der Schwiegersohn zu ihnen stoßen würde; er solle auch dann nicht vor ihm weichen und ihm seine Meinung gerade heraus sagen. — Zur üblichen Zeit hatte der Schwiegersohn in die Hütte des Schwieervaters hineingerufen, von der alten Frau aber die Antwort bekommen, ihr Mann sei bereits auf die Jagd gegangen. Da war er in Wut geraten, hatte die Alte geschlagen und ihr gedroht, er werde sie töten. Dann ging er dem Schwieervater nach. Blutfloß ließ ihn gerade eine Niere essen, als der Schwiegersohn herankam. Wütend schrie dieser dem Alten zu: „Dafür sollst du sterben!“ „Meinetwegen,“ erwiderte der alte Mann, „du aber auch, denn an

alledem bist nur du schuld!" Der Schwiegersohn fing nun an, ihn mit Pfeilen zu beschießen, und erschreckt rief der Alte Blutkloß zur Hilfe herbei. Blutkloß sprang auf und hielt dem Schwiegersohn seine Grausamkeit vor. „Oh! Ich machte ja nur Spaß“, behauptete dieser, aber Blutkloß schoß ihm einen Pfeil durch den Leib und sagte zu seinem Vater: „Wir wollen das Fleisch hier liegen lassen, es ist nichts wert. Deines Schwiegersohnes Zelt ist voll gedörrten Fleisches. — Welche deiner Töchter hat sich deiner angenommen?“ „Die Jüngste“, erwiderte der Alte; da ging Blutkloß hin, tötete die beiden älteren Frauen und verbrannte sie zusammen mit der Leiche des bösen Schwiegersohnes. Dann trug er der Jüngsten auf, gut für die alten Leute zu sorgen und freundlich zu ihnen zu sein, und verabschiedete sich mit den Worten: „Jetzt will ich andere Indianer auftauchen gehen.“

II

Blutkloß kam zu einem Zeltlager. Er betrat das Zelt einiger alter Frauen, die sehr überrascht waren, solch' einen schönen Jüngling vor sich zu sehen. „Warum kommst du zu uns und gehst nicht zu jungen Leuten?“ fragten sie ihn. Er antwortete nichts und bat sie nur um etwas gedörrtes Fleisch. Sie gaben es ihm, aber ohne Fett. „Nun,“ sagte er, „ihr gäbt mir ja kein Fett zu dem Trockenfleisch.“ „Psst!“ machten die alten Frauen. „Nicht so laut! Hier sind Bären in der Nähe, die alles Fett fortnehmen und uns nur das magere Fleisch übrig lassen. Sie werden dich töten, wenn sie dich hören.“ „Nun gut,“ erwiderte Blutkloß, „morgen gehe ich schlachten und hole Fett.“ Dann wanderte er durch das Lager und sagte allen Leuten, sie sollten sich am nächsten Morgen bereit halten, denn er habe vor, ihnen Büffel über den Weg zu treiben.

Nun herrschten über das Lager Bären, die in dem „Bärenzelt“ wohnten und sehr grausam waren. Als Blutkloß die Büffel vorbeitrieb, sah er unter ihnen auch eine alte räudige Kuh und sagte: „Diese werde ich für die alten Frauen aufheben.“

Darüber lachten die andern, weil sie meinten, das Vieh habe ja gar kein Fett. Als es aber aufgebrochen wurde, stellte sich heraus, daß es voller Fett war. Sobald die Bären hörten, wie die Büffel über den Weg getrieben wurden, sandten sie wie gewöhnlich zwei der Jähren aus, um das beste Fleisch, besonders das ganze Fett, herauszuschneiden. Aber Blutfloß hatte die Büffel bereits geschlachtet und das Fett auf Stöcke gehangen. Als die Bären herankamen, verbarg er es; dann nahm er einige Steine und erhitzte sie im Feuer. Die Bären wollten nun das Fleisch haben, er aber hieß sie sich fortzudrehen. Das brachte sie in Wut, und sogleich kam der Hauptbär mit seinem Weibe kampflustig herbeigelaufen. Blutfloß tötete beide, indem er ihnen die heißen Steine in den Nächten warf. Dann ging er zum Zelte der Bären und tötete alle bis auf ein Bärenweibchen, das trächtig war. Es bat so jammervoll um sein Leben, daß er es schonte; hätte er's nicht getan, so würde es heute keine Bären mehr auf der Welt geben. Das Zelt der Bären war angefüllt mit Dörrfleisch und andern schönen Dingen; auch sämtliche jungen Frauen des Lagers wurden hier gefangen gehalten. Blutfloß gab alle Besitztümer, die er fand, und das Bärenzelt selbst den alten Frauen und setzte die jungen in Freiheit.

(Einen andern Stamm befreit Blutfloß von den Schlangen, die ihm alle Nahrung fortnehmen; dabei tötet er den einhörnigen Schlangenhäuptling, indem er ihm im Schlafe mit seinem weißen Steinmesser den Kopf abschneidet.)

Als Blutfloß weiter wanderte, wurde ihm von alten Frauen geraten, sich ja immer auf der Südseite des Weges zu halten, da es auf der andern Seite sehr gefährlich sei. Aber Blutfloß achtete nicht auf die Warnung. Da erfaßte ihn ein starker Sturmwind und trug ihn ins Maul eines großen Fisches. Es war der „Sauger“, und der Wind war nur die Luft gewesen, die er eingesogen hatte. Im Magen des Fisches sah Blutfloß eine große Menge Menschen; viele waren schon tot, einige aber noch am Leben. Er sagte zu ihnen: „Hier muß doch irgendwo das Herz des Fisches sein! — Laßt uns einmal

tanzen!" Dann bemalte er sich das Gesicht weiß, Augen und Mund mit schwarzen Kreisen und band sich ein weißes Steinmesser aufs Haupt, so daß die Spieße emporstand; Kasseln aus Hirschhufen wurden gebracht, und der Tanz begann. Eine Zeitlang saß Blutkloß da, machte Flügelbewegungen mit den Armen und sang; dann erhob er sich und tanzte, dabei auf und ab springend, bis das Messer auf seinem Haupte das Herz des Fisches traf. Er schnitt es ab, schlitzte ihm den Leib zwischen den Rippen auf und ließ alles Volk heraus.

Von neuem ging Blutkloß auf die Wanderung. Die Leute warnten ihn vor einer Frau, die alle Vorübergehenden zum Ringkampf aufzufordern pflege; er solle kein Wort mit ihr wechseln. Aber Blutkloß achtete nicht darauf und sagte, als die Frau ihn anrief, zu ihr: „Laß mich, ich bin in Eile!“ Als sie ihn zum viertenmal aufforderte, zu ihr hinüberzukommen, erwiderte er ihr jedoch: „Ich komme, du mußt aber ein bißchen warten. Ich bin müde und möchte mich ausruhen. Nachher komme ich zu dir und werde mit dir ringen.“ Während er sich ausruhte, sah er eine Menge Messer, die aufrecht in der Erde staken, aber unter Stroh fast verborgen waren. Nun wußte er, daß die Frau diejenigen, mit denen sie rang, dadurch tötete, daß sie sie auf die Messer warf. — Als er ausgeruht hatte, ging er zu der Frau hinüber. Sie forderte ihn auf, sich auf dem Platze, wo er die Messer gesehen hatte, aufzustellen, doch er entgegnete: „Nein, ich bin noch nicht ganz fertig. Laß uns erst ein bißchen plänkeln, bevor wir beginnen.“ Kaum hatten sie damit angefangen, als er auch schon die Frau packte, auf die Messer warf und so entzweischnitt.

Beim Weiterwandern kam Blutkloß wieder zu einem Lager, in dem er alte Frauen fand, die ihm sagten, daß er bald zu einer Frau mit einer Schaukel kommen würde, auf keinen Fall aber mit ihr schaukeln solle. Kurze Zeit danach gelangte er an den Ort. Er erblickte eine Schaukel am Ufer eines reißenden Stromes und eine Frau, die sie hin und her schwang. Er beobachtete sie eine Weile und wurde gewahr, daß sie die Menschen zu töten pflegte, indem sie ihnen einen

tüchtigen Schwung gab und sie dann ins Wasser des Stromes fallen ließ. Nun ging er zu der Frau und bat sie, ihm das Schaukeln zu zeigen. „Nein,“ erwiderte sie, „ich möchte dich selbst schaukeln sehen.“ „Das will ich tun, du mußt aber zuerst schaukeln.“ Sie gab nach und ließ sich über den Strom hinausschwingen.

Da sah er, wie sie es machte, und sprach: „Schaukle noch einmal, während ich mich fertigmache.“ Als die Frau sich zum zweitenmal über den Strom schwang, zerschnitt er das Tau und ließ sie ins Wasser fallen.

„Nun habe ich die Welt von allen Ungeheuern befreit und werde zu meinen alten Eltern heimkehren“, sagte Blutkloß, erklomm einen hohen Berggrücken und kehrte zum Zelt der alten Leute zurück. Eines Tages sagte er zu ihnen: „Ich werde nun dorthin gehen, woher ich kam. Wenn ihr mich tot auf findet, müßt ihr nicht betrübt sein, denn dann werde ich zum Himmel aufsteigen und der Rauchende Stern werden.“ Hierauf ging er von dannen und zog wieder umher, bis er auf dem Kriegspfade von einigen Krähenindianern getötet wurde. Sein Leichnam wurde nirgends gefunden, aber im Augenblicke, da er starb, erschien der Rauchende Stern am Himmel an der Stelle, wo wir ihn noch heute sehen.

b) Das Sternenkind

Ges war einmal ein Dorf, und in diesem Dorfe lebten zwei Mädchen, die immer auf einem Schattendach schliefen, das für sie erbaut war. Eines Nachts lagen sie oben, schwärmten und erzählten sich Geschichten und wollten eben einschlafen, als sich eine von beiden aufrichtete und die andere aufforderte, das gleiche zu tun. Dann fragte sie sie, welcher Stern am Himmel ihr am besten gefiele. Das andere Mädchen zeigte auf einen bestimmten Stern im Südosten und sprach: „Siehst du jenen großen, hellen Stern? Ich liebe ihn, und sooft ich ihn erblicke, wünsche ich ihn mir zum Gatten.“ Ihre Freundin zog sie auf das Lager nieder, und sie sprachen nicht mehr darüber. Am nächsten Morgen war diejenige, welche sich den Stern

zum Gatten gewünscht hatte, verschwunden. Niemand wußte, wo sie war, und bald war sie so ziemlich vergessen.

Folgendes hatte sich mit ihr zugetragen: Als sie erwachte, sah sie sich in einem fremden Lande. Sie wußte nicht, wo sie war, erschraf daher und begann zu weinen. Da kamen Leute, die sie beruhigten; sie solle sich zufriedengeben, denn der Ort, wo sie sich befände, sei die Heimat des Sternes, den sie liebe. Bald nahte ihr auch der Stern in Menschengestalt; er war mittleren Alters, kein Jungling mehr. Er bat sie, ihre Tränen zu trocknen; er habe, als die Sterne nach Westen reisten, gehört, daß sie ihn liebe, und daher beschlossen, sie zu sich hinaufzunehmen.

Sie weinte und flehte, er möge sie wieder heimkehren lassen, aber er verweigerte es; ihr Wunsch sei es ja gewesen, mit ihm zu leben, daher müsse sie jetzt seinen Haushalt führen. Viele Tage weinte sie noch, bis sie sich endlich in ihr Geschick ergab und des Sternes Gattin wurde. Sie bemerkte, daß die Leute, bei denen sie lebte, allabendlich kurz vor Sonnenuntergang eine Holzschale voll Wasser herbeibrachten, ihr Gesicht waschen und sich mit Büffelfett Kopf und Körper salbten. Dann kam ihr Gatte wieder zu ihr und hieß sie zu Hause warten, da er jetzt eine lange Reise antreten müsse; alle seine Leute würden verschwinden, gegen Morgen aber zurückkehren. Es sah dabei aber aus, als ob alle schliefen. Die junge Frau fragte ihren Gatten nach dem Zweck der Reise, und der Mann erzählte ihr, daß die Leute, mit denen sie zusammenlebten, zu einer bestimmten Gruppe von Sternen gehörten und jeden Abend ausgehen müßten, um sich zu zeigen. Nun wußte sie, daß es tatsächlich der Stern war, den sie einst beim Gespräch mit ihrer Freundin erblickt hatte.

Die junge Frau war jetzt ganz zufrieden und hatte ihre Landsleute schon fast vergessen. Sie bat ihren Gatten um die Erlaubnis, Stedrüben graben zu gehen. Er gab sie ihr, und sie ging jeden Tag auf die Rübensuche, bis der Mann eines Tages bemerkte, daß sie die Täler bevorzugte, um dort nach Rüben zu graben. Er ermahnte sie, nie im Tale, sondern stets auf den

Gipfeln der Hügel nach den Rüben zu graben; falls sie sie aber doch aus einem Tale hole, solle sie ja nicht zu tief graben. Die Frau dachte nicht daran, ihm zu gehorchen, sondern ging eines Tages mit dem Entschluß fort, wieder im Tal zu graben, und zwar tief genug, um zu ergründen, warum ihr Gatte es nicht haben wollte. Während sie im Tale an einer bestimmten Stelle grub, durchschlug plötzlich ihre Hacke aus Büffelschulterknochen den Boden. Sie zog sie heraus, machte das Loch vorsichtig größer und wurde gewahr, daß sie ein Loch durch den Himmel gegraben hatte. Sie konnte auf die Erde hinabblicken; gerade unter ihr lag ihre Heimat. Kleine dunkle Schnüre, die über das Land gespannt zu sein schienen, waren waldum säumte Flußläufe, und die Tiere, die herumkrabbelten, glichen Ameisen. Nun wußte sie erst wieder, wo ihre eigentliche Heimat lag.

Sie schloß das Loch dicht mit Erde und begab sich nach Haus. Dann befahl sie den Dienern des Sternes, ihr, sooft sie Büffel erlegt hätten, die Sehnen zu bringen. Diese trug sie an einen Wasserlauf und legte sie dort nieder, tagtäglich, bis sie eine größere Menge beisammen hatte. Dann ging sie nach dem Orte, wo sie sie aufbewahrte, und begann einen Strick aus den Sehnen zu flechten. Immer mehr Sehnen mußten die Leute ihr bringen. Es war jetzt die Zeit, da sie schwanger geworden war und keine andere Arbeit mehr zu tun brauchte. Als das Kind zur Welt kam, war es ein Knabe. Seine Mutter blieb im Hause, bis das Kind kräftig genug war, um herumzukriechen. Dann machte sie sich wieder ans Werk. Viele Monate arbeitete sie an den Stricken, bis sie einen ganzen Stapel davon hatte. Dann grub sie ein Loch im Tal, legte einen Stock quer darüber, band den Sehnenstrick daran und ließ ihn hinab, sah aber bald, daß er nicht bis zur Erde reichte, und zog ihn wieder empor. Nun begann sie noch mehr Stricke zu flechten, bis sie genug zu haben glaubte. Sie beschloß, noch zwei oder drei kürzere zu machen, die sie sich um den Hals legen wollte, wenn sie hinunterstieg. Als es soweit war, grub sie ein anderes größeres Loch, legte ein langes Stück Holz

darüber, band den Strick daran und ließ ihn hinab. Dann kehrte sie nach Haus zurück.

Als es Nacht wurde und die Leute ihre Vorbereitungen trafen, um als Sterne aufzugehen, ging sie, ihr Kind auf dem Rücken, nach dem Loch, wickelte ihre Hände in ihren Büffelfellmantel, ergriff den Strick und begann hinabzugleiten. Die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag über stieg sie hinab. Endlich kam sie ans Ende des Strickes, an dem sie zwei Schlingen gemacht hatte. Sie stellte ihre Füße hinein, ergriff das Ende, nahm den andern, kürzeren Strick, den sie um den Hals trug, und knüpfte ihn an den langen. Dann begann sie wieder hinabzuklettern, aber immer noch war der Strick nicht lang genug, und sie mußte auch den dritten noch daranbinden. Sie hing noch am Seil, als die Sternleute ihre Abwesenheit bemerkten. Ihr Sternengatte ward sehr zornig; er ließ einen Gewittersturm durch die Öffnung im Himmel an dem Strick hinabfahren, ein Blitz traf die Frau und tötete sie, so daß sie auf die Erde fiel. Auch den Knaben traf der Blitz, tötete ihn aber nicht, sondern zeichnete ihm nur ein Mal in Sternengestalt auf die Stirn. Er kroch von der toten Frau fort und trieb sich umher, kehrte aber von Zeit zu Zeit zu ihr zurück und nährte sich an ihrer Brust. Er war jetzt schon groß genug, um gehen zu können, blieb aber vorläufig noch bei seiner toten Mutter; sooft wilde Tiere oder Vögel ihn belästigten, kamen Wolken und trieben diese hinweg.

II

Gines Nachts, als er sich wieder einmal umhertrieb, stieß er auf einen Bogen und einige Pfeile. Er sprang darauf zu und hob sie auf. Dann ging er durch einen Wald, tötete Kaninchen und kleine Vögel und aß sie roh; auch Pflaumen und wilde Trauben fand und verzehrte er. So ging er immer weiter nach Westen, bis er an einen Ort kam, der ihm sehr gut gefiel. Hier fand er Mais, Bohnen und Kürbisse, die er roh verzehrte. Kaum hatte er das Feld verlassen und war in einen Wald gegangen, als die Eigentümerin des Feldes,

eine alte Hexe, mit ihrem Sack auf dem Rücken kam, um Kürbisse, Mais und Bohnen zu holen. Sie bemerkte im Felde die Abdrücke eines Kinderfußes und freute sich so darüber, daß sie ihren Sack auf den Boden warf und rief: „Komm her, Enkelchen, ich warte ja schon viele Jahre auf dich.“ Der Knabe hörte die Frau rufen und kam zu ihr. Sie nahm ihn in ihre Arme und sagte zu ihm, daß er sie Großmutter nennen müsse und daß es jetzt heim zum Großvater gehe. Der Knabe ließ sich mitnehmen, und als sie das Tipi der Alten erreichten, rief diese ihren Gatten heraus, um ihm ihren Enkel zu zeigen. Der Alte kam und tat gleichfalls sehr erfreut. Es war offenkundig, daß die beiden nur deshalb so vergnügt waren, den Knaben zu finden, weil sie ihn zu töten und zu fressen gedachten, sobald er herangewachsen sein würde.

Der Knabe wohnte nun bei den beiden Alten. Er wurde fett, und eines Tages sagte die alte Hexe zu ihrem Mann: „Ich glaube, es ist nun Zeit, daß wir ihn schlachten. Du bleibst zu Hause, und ich werde den Jungen mit Korn und Kürbissen vorausschicken; sowie er das Tipi betritt, kannst du ihn töten.“ Der alte Mann war einverstanden. Die Hexe ging mit dem Knaben auf das Feld und sammelte Mais, Kürbisse und Bohnen. Sie machte ein Bündel daraus und sprach: „Trag' es zu Großvater, er wird Hunger haben.“ Der Knabe legte sich den Kornsack auf die Schulter und ging zum Tipi, hielt aber inne, bevor er hineinging; eine Stimme in seinem Innern sagte ihm, daß der Alte Böses gegen ihn im Schilde führe. Daher nahm er das Bündel, hob die Zelttür und warf es hinein. Als er eintrat, lag dicht neben dem Eingange eine riesige Schlange, die sich in das Bündel festgebissen hatte. Da ergriff er Bogen und Pfeile und schoß die Schlange viemal in den Kopf, so daß ihr Blut zu strömen begann. Während sie sich in Lodeszuckungen wand, begann sie sich wieder allmählich in den alten Mann zu verwandeln. Nun wußte der Knabe, daß der Großvater ihn hatte töten wollen. Er setzte sich neben das Feuer und hörte nach einer Weile die alte Hexe kommen. „Alter, warum kommst du nicht heraus und erzählst

mir, wie du das schöne Wild erlegt hast?" So rief sie mehrmals, aber der Mann kam nicht heraus. Da ging die Hexe in das Tipi hinein und sah zu ihrem Staunen den Knaben unversehrt dasitzen, ihren Gatten aber mit zerschmettertem Schädel tot daliegen. „Es muß ein Wunderknabe sein," murmelte sie bei sich, „aber ich werde nich schon rächen; ich werde ihn von meinen Tieren zerreißen lassen.“

Eines Tages warnte sie arglistig den Knaben vor dem Betreten einer gewissen Felsgegend. Er ging nun grade hin, sah jedoch zuerst nichts. Schließlich kam er an eine Stelle, wo menschliche Skelette umherlagen; er drehte sich um und wollte schon zurückgehen, als er hinter sich ein Geräusch hörte. Es waren vier Berglöwen, die ihn verfolgten. Drei tötete er, dem vierten, größten, gab er einen Schlag auf den Kopf, so daß das Tier betäubt wurde, nicht mehr beißen konnte und nachher so gebändigt war, daß der Knabe alles mit ihm anfangen konnte. Er kam zum Tipi der Alten, die darüber sehr bestürzt war, rief sie heraus, auf daß sie sahe, wie der Berglöwe ihm folgte, und sprach zu ihr: „Großmutter, dies Tier hier solltest du auf der Nordseite des Zelteinganges sitzen lassen, es wird dir alles treulich hüten.“ Ein andermal hatte er ein ähnliches Abenteuer mit vier Bären, von denen er einen fing und auf der Südseite des Zelteinganges zum Wächter bestellte. Da sprach die alte Hexe bei sich: „Nun soll der Knabe aber doch noch sein Leben lassen.“ Sie schickte ihn wieder in eine Felsgegend. Auf dem Wege dorthin hob er einen kleinen runden Stein auf, den er in der Hand behielt. Plötzlich sah er eine Menge Schlangen aus allen Richtungen auf sich eindringen und wußte nicht mehr, wohin er entfliehen oder was er tun sollte. Sein Vater aber, der Stern, sah seine Not und hieß ihn sich auf den kleinen Stein setzen, der alsbald wuchs und immer größer wurde, so daß der Knabe vom Erdboden in die Höhe gehoben wurde. Als die Schlangen nach ihm schnappten, bissen sie auf Stein, und ihre Zähne brachen ab. Unterdes rief der Stern die Sonne an, ihm zu helfen, die Schlangen zu vernichten. Der Stern ließ einen heftigen

Regenguß niedergehen, und zu gleicher Zeit schien die Sonne mit all' ihrer Kraft auf die Regenwassertümpel, so daß das Wasser kochte und alle Schlangen getötet wurden. Nur eine große Schlange war dem Knaben zunahe gekommen. Er berührte sie mit seinem Bogen, machte sie zahm und nahm sie mit sich zu der alten Hexe. „Sie ist dein,“ sagte er zu ihr, „mach' dir einen Sack daraus, um deine Nahrung darin zu bergen, denn aus mir wirst du dir ja doch nie einen Sack machen können, wie du hofftest.“ Nun wußte die Alte, daß er ein Wunderknabe war, der alle ihre Gedanken kannte. Er verließ sie, und die Hexe gab die Tiere frei, erhob sich und folgte ihnen nach.

Der Knabe kam jetzt in ein Dorf seiner eigenen Verwandtschaft. Er traf einen armen Jungen, der ihn mit sich nach Hause nahm; als die Mutter des letzteren ihn erblickte, sagte sie zu ihm: „Mein Sohn, du darfst hier nicht bleiben; deine Verwandten könnten es nicht gern sehen“, worauf er erwiderte: „Ich habe keine Verwandten und keine Heimat. Ich bin eben erst hergekommen und froh, bei deinem Jungen sein zu können.“ Er richtete sich häuslich bei der armen Frau ein und ging täglich mit ihrem Sohn auf die Jagd. Zuerst tötete er nur Kaninchen und anderes Kleinwild, während der arme Knabe nichts erlegte. Allmählich ging der Sternenknabe zu Hirschen und anderem größeren Wild über, so daß die Leute auf ihn aufmerksam wurden und wissen wollten, wer er wäre. Der Häuptling sandte nach ihm und fragte, woher er käme. Er gab zur Antwort, daß er vom Himmel herabgekommen, daß seine Mutter tot und er selbst allein zurückgeblieben sei. Nun wußten die Leute, daß er der Knabe war, dessen Mutter einst-mals in der Nacht auf so geheimnisvolle Weise verschwunden war. Der Sternensohn wurde ein angesehener Mann unter ihnen, behielt aber trotzdem den armen Knaben allezeit um sich. Wenn irgendwelche wilden Tiere im Lande waren, so tötete er sie. Er sagte den Leuten, daß sein Bogen nicht ein gewöhnlicher Bogen, sondern der Regenbogen droben am Himmel sei und daß auch seine vier Pfeile vom Himmel

stammten und eigentlich Sterne seien. Schließlich verkündete er ihnen, seine Zeit sei nun gekommen, und er müsse zu seinem Vater im Himmel zurückkehren.

Es war eine stürmische Nacht, da er verschwand. Niemand wußte, wohin er gegangen war, aber alle glaubten, daß sein Vater ihn wieder zu sich genommen habe, und noch bis zum heutigen Tage sind sie der Meinung, der Knabe sei einer der Sterne geworden, die noch jetzt in der Nacht herableuchten.

c) Die Zwillinge

Ein Mann wohnte mit seiner Frau allein an einem Flusse. Die Frau war guter Hoffnung und in der Periode der ersten Wehen. „Ich werde jetzt täglich jagen gehen,“ sagte ihr Gatte zu ihr, „und ich möchte, daß du, Liebe, immer im Zelte bei deiner gewöhnlichen Arbeit bleibest. Es kommt vielleicht jemand, der dich in Versuchung führen will, während ich fort bin. Achte nicht auf ihn, wenn er unserm Tipi naht und dich ruft.“

Als der Mann fort war, rief in der Tat eine Stimme die Frau: „Was machst du?“ Sie aber rührte sich nicht, sondern blieb still bei ihrer Quillarbeit, bis ihr Gatte zurückkehrte. „Komm heraus und lade den Pony ab“, sagte er, und sie gehorchte, froh lächelnd und ihn ob seiner reichen Beute an Fleisch und Fellen beglückwünschend.

Am nächsten Tage, als der Mann nach dem Frühstück wieder auf die Jagd gegangen war, ereignete sich dasselbe. Wieder schenkte die Frau dem Rufen und Heulen draußen keine Beachtung und empfing den heimkehrenden Gatten wie am Tage vorher.

Am dritten Tage klang die Stimme näher und lauter als zuvor, und die Frau wurde schon etwas neugieriger. „Ich möchte wohl wissen, wem diese merkwürdige Stimme gehört,“ sagte sie, „ich bin hier ganz allein und hilflos, denn mein Gatte geht ja täglich fort.“ Diesmal war sie in etwas schlechterer Laune als sonst, als ihr Gatte heimkehrte.

Am vierten Tage schärzte er ihr vor seinem Fortgange noch

besonders ein, keiner Stimme Beachtung zu schenken, die sie etwa höre. „Ich will versuchen, so früh wie möglich zurück zu sein, aber das Wild ist weit entfernt.“ Bald, nachdem er das Tipi verlassen hatte, ließ sich die Stimme, welche die Frau rief, wieder am Zelteingange vernehmen. Sie war so neugierig, daß sie mit einer Ahle ein Loch in die Zeltwand stach, um nachzuschauen, wer der merkwürdige Fremde sei. „Das ist's, was ich schon lange haben wollte“, sagte dieser, betrat das Tipi und setzte sich hinter der Zeltmitte nieder. Er trug dick verfilztes Haar und sah überhaupt sehr wild aus. Die Frau machte sogleich Feuer, stellte einen Kessel darüber, setzte Fleisch an und überreichte es, als es gekocht war, dem Fremdling in einer Holzschale. „Das ist nicht eine Schale, wie ich sie gewohnt bin!“ sagte dieser. Sie war ärgerlich und gab ihm ihre kostbare weiße Büffeldecke, damit er von ihr abze. Aber auch diese wies er zurück. Sie dachte nach, was wohl das beste Gefäß für ihn wäre. Da fiel ihr ihr bestes Hirschlederkleid ein; sie zog es aus, breitete es vor dem Fremden auf den Boden und legte das Fleisch darauf. „Beinahe erraten! Aber noch ist's nicht das richtige“, sagte er. Sie war ratlos, hatte sie doch nun schon ihr bestes Kleid für ihn hergegeben. Immer noch wartete der Fremde; da warf sie sich schließlich vor dem Manne nieder und legte das Fleisch sich selbst auf die Brust. „Ja, das ist die Fleischschale, wie ich sie brauche,“ rief er, als das Fleisch und schnitt ihr dann mit den Worten: „Es kommt auch vor, daß ein Mann gelegentlich seine Schale zerschlägt,“ den Bauch auf. Die Zwillinge, die er im Leibe der Frau fand, schleuderte er weit fort, den einen an die Tür, den andern an eine Quelle; dann legte er den Leichnam der Frau mit dem Rücken nach dem Feuer, bedeckte ihn mit ihrem Büffelfellmantel und verließ das Zelt.

Es war schon dunkel, als der Gatte heimkehrte. „Komm heraus, Weib, und lade den Pony ab“, rief er, aber niemand antwortete. „Das kommt daher, daß ich ihr riet, recht vorsichtig zu sein, wenn ich auf Jagd wäre. Mag auch sein, daß sie schlafst, es ist spät“ sagte er zu sich und lud selbst den Pony

ab. Dann betrat er das Tipi und sah sein Weib, in den Büffelfellmantel gehüllt, mit dem Rücken nach dem Feuer zu liegen. „Steh' auf, Weib, schüre das Feuer und laß' uns zu Abend speisen“ sagte der Gatte und zog den Fellmantel von ihr weg. Sie antwortete noch immer nicht; er drehte ihren Körper nach dem Feuer herum und fand, daß ihr Leib aufgeschlitzt war. Da ließ er alles stehen und liegen und weinte bitterlich. Er ging in die Nacht hinaus und jammerte über das Geschick seines unglücklichen Weibes. Erst am Morgen betrat er das Tipi wieder, bahrte sein Weib ordentlich auf und ging dann gleich wieder in die Prärie, um die Totenklage



anzustimmen. Als er abends wieder in das Tipi kam, fand er drinnen seine Pfeile umhergestreut. „Das ist ja merkwürdig,“ sagte er zu sich, „ich bin ganz allein, mein Weib ist tot — da möchte ich doch wissen, wer herkommt und sich mit meinen Pfeilen zu schaffen macht.“ Deshalb schllich er sich, als er am nächsten Tage hinausging, um die Totenklage fortzusetzen, heimlich wieder zurück, um zu sehen, wer das Tipi in seiner Abwesenheit beträte. Beim Näherkommen hörte er Stimmen von Knaben, die im Zelte spielten. Er froh nahe heran, sprang plötzlich hinein und ergriff einen von ihnen, den „Neben-der-Tür“ genannten, während der andere, der „Quellenknabe“, entkam. „Neben-der-Tür“ wehrte sich, kratzte und biß, um frei zu kommen, aber der Vater hielt ihn fest und sprach begütigend zu ihm: „Mein Sohn, sieh', all' diese schönen

Dinge, die Bogen und Pfeile hier drinnen, die Ponys, die draußen grasen — sie und andere Dinge sind dein; willst du also nicht vernünftig sein und der Gefährte deines armen Vaters werden?" Schließlich ergab sich der Knabe drein, und beide waren glücklich.

Um nächsten Morgen sagte der Vater, als er sich hinausbegab, um wieder seine Totentrauer abzuhalten, zu seinem Sohn, er solle doch seinen Bruder zu überreden suchen, sein Versteck zu verlassen und mit ihm das Pfeilspiel zu spielen; er würde inzwischen heimlich dazukommen. „Neben-der-Tür“ sollte den ersten Satz gewinnen und, wenn „Quellenknabe“ nachsehen würde, auf ihn springen, ihn festhalten und den Vater rufen. Als der Vater fort war, rief „Neben-der-Tür“ den Bruder aus seinem Versteck zum Spiel herbei. „Quellenknabe“ antwortete: „Nein, ich komme nicht, der Vater hat dich ergriffen.“ „Nicht doch! Ich entwischte ihm,“ log „Neben-der-Tür“; „komm also hervor und laß uns vergnügt sein. Er wird sich lange nicht mehr sehen lassen, denn ich habe ihm das Gesicht zerfetzt und ihn tüchtig gebissen.“ Der andere ließ sich also überreden, sah sich aber vorsichtig um und traute sich noch nicht gleich ins Zelt. Endlich tat er es aber doch, und das Spiel begann, als sei nichts geschehen und als läge die tote Mutter gar nicht im Zelt. „Autsch, Bruder, ich gewann diesen Pfeil! Die Sehnschnur berührt die Feder des andern!“ rief „Neben-der-Tür“. „Knie hin und sieh nach, wenn du es nicht glaubst.“ Zogernd und immer noch in Furcht, der Vater möchte kommen, gehorchte „Quellenknabe“, richtete sich aber sogleich auf und sagte, er habe nicht verloren. „Du hast dich nicht tief genug gebückt, um es deutlich sehen zu können“, sagte „Neben-der-Tür“; und als der Bruder sich noch einmal bückte, sprang er auf ihn und rief den Vater herbei. Dieser stürzte sogleich herein, packte den Knaben und redete ihm zu, nicht zu weinen, er habe schöne, neue Pfeile für ihn. „Quellenknabe“ wehrte sich zuerst wie sein Bruder, ehe er sich ergab.

Nun lebte der Vater glücklich mit seinen beiden Söhnen. Die Knaben wußten aber bald, daß ihn ein Kummer drücke; des-

halb baten sie ihn, er möchte ihnen zwei Bogen mit je zwei Pfeilen machen, einen schwarzen und einen roten, sodann ein Schwighaus bauen und die tote Mutter hineinlegen, was der Vater denn auch tat. Dann entfernten sich die Knaben eine kurze Strecke von dem Schwighause. Der eine schoß einen schwarzen Pfeil hoch in die Luft, wobei er rief: „Erhebe dich, Mutter! Erhebe dich!“ Da erbebte der Boden des Schwighauses leise. Der andere tat dasselbe mit einem roten Pfeil; da sah man deutlich die Wände des Schwighauses schwanken. Als sein Bruder den zweiten schwarzen Pfeil in die Luft schoß und wieder dabei rief: „Erhebe dich, Mutter!“ wurde das Schwighaus sichtbar von den Flanken bis zur Spitze hinauf erschüttert, und als der andere Knabe endlich den zweiten roten Pfeil verschoss mit dem lauten Ruf: „Erhebe dich, Mutter! Komm hervor!“ da trat die Mutter lebend und blühend aus dem Schwighause heraus. So war die Familie wieder glücklich vereint; sie lebte froh und zufrieden, und Vater und Mutter gingen wieder ihren gewohnten Beschäftigungen nach.

II

Liebe Jungen,“ sprach der Vater eines Tages, „seid stets gut und folgsam und hört auf mich und die Mutter. Vor allem geht nicht in das dicke Gehölz drüber, dort lebt ein gefährlicher Unhold. Ich begebe mich jetzt für eine Weile auf die Jagd; seid auf der Hut und bleibt immer in der Nähe des Tipi.“ Er ging, und die Knaben sprachen zueinander: „Der Vater warnt uns, in jenen Wald zu gehen, wir wollen doch einmal sehen, was es dort Besonderes gibt.“ Sie stahlen sich heimlich fort nach dem Gehölz und erblickten darin ein alleinstehendes Tipi aus gegerbten, verräucherten Fellen. Näherkommend sahen sie einen Mann in dem Tipi, der ihnen den Willkomm bot und sie eintreten hieß; dabei musterte er sie scharf. Als die Knaben das Tipi betraten, wurden sie gewahr, daß der Mann dick verfilztes Haar hatte und daß überall im Zelt Schlangen herumkrochen. Die Knaben nahmen ein paar

flache Steine, legten sie sich unter und ließen sich erst dann nieder; hätten sie es nicht getan, so wären die Schlangen ihnen in den Astern gefrochen. „Liebe Enkelchen, ich sähe gern, wenn ihr mich lausen würdet“, sagte der Mann. Sie setzten sich dicht neben ihn, wobei sie nicht vergaßen, die Steine unter sich zu behalten, und begannen sein Haar, das in einem Knoten über der Stirn aufgebunden war, zu lösen. Da fanden sie, daß der Mann das Gehirn offen trug; er lebte einsam in den Wäldern, hatte keinerlei Zuneigung zu irgendeinem andern Menschen und war im wahren Sinne des Wortes der erste Mörder. Die Knaben machten sich ans Werk, knäckten die Läuse mit den Zähnen und bewirkten so, daß „Offen-Hirn“ schließlich einnickte. Als er fest schlief, banden sie die Strähnen seines verfilzten Haares an die Zeltstangen, erhitzten einen runden Stein, der groß genug war, um gerade den Schädel auszufüllen, und taten ihn, als er glühend war, hinein. „Offen-Hirn“ wand sich und schlug um sich, verbrannte aber zuguterletzt doch zu Tode. Da schnitten die Knaben ihm das Haar ab und nahmen es mit sich. Als sie daheim anlangten, gaben sie es ihrem Vater, damit er es sich an Wams und Leggings hänge. „Wie in aller Welt seid ihr zu dem Haar gekommen? Der Mann war der schlimmste Unheilstifter, den es auf Erden gab!“ sagte der Vater, und die Knaben erzählten, wie sie ihn getötet hatten.

(Nachdem die Zwillinge noch weitere Taten verrichtetet, u. a. die Donnervögel erlegt haben, deren Federn sie dem Vater bringen, damit er sich Federhauben und Federfächer daraus mache, beschließt dieser sie von weiteren Waghalsigkeiten durch ein Spielzeug fernzuhalten:)

Er machte ihnen ein Nezrad und hoffte sie dadurch mehr ans Zelt fesseln zu können. „Liebe Jungen, ich möchte, daß ihr mit Nezrad und Pfeilstäben spielt. Aber seht euch vor und rollt das Nezrad nie mit dem Wind, sondern stets gegen den Wind einander zu und werft dann mit den Pfeilstäben danach.“ — So sprach der Vater. Die Knaben aber wollten wissen, was der Grund dieser Vorsicht wäre, und beschlossen es auszu-

probieren. Als sie beim Entscheidungsspiel waren, erhob sich ein starker Wirbelwind, der beide Knaben weit fort in ein fernes Land trug. Dort war gerade ein Zeltlager auf der Wanderschaft bei einem Wassertümpel angelangt, an dem hohes Gras wuchs. Eine alte Frau hatte ihr Tipi angepflockt und kam, um Gras für die Lagerstreu zu schneiden. Wie sie sich so hier- und dorthin wandte, stieß sie plötzlich im Grase auf den einen der beiden jetzt schon ziemlich herangewachsenen Knaben. „Lieber Enkel, ich freue mich, dich zu sehen,“ sprach sie, „ich nehme dich mit, damit du mir in meinem Tipi ein bißchen hilfst.“ Der Knabe sah schmußig und dickebauchig aus, trotzdem war die Alte froh, ihn zum Enkel zu haben. Als die Leute von ihrem Funde hörten, nannten sie den Knaben „Grasfindling“.

Im Zeltlager war ein großer Häuptling, der hatte zwei sehr hübsche Töchter. Eines Tages versuchten die Leute einen Präriefuchs auf einem Baume zu schießen, aber ohne Erfolg. „Wer den Präriefuchs tötet, erhält meine älteste Tochter zur Frau“ sagte der Häuptling. Alle Männer versuchten ihr Heil, um das Mädchen zu gewinnen, aber der Präriefuchs war schlauer als sie. „Großmutter, mach' mir einen Bogen und Pfeile, ich will's auch einmal versuchen“ sagte Grasfindling. „Mein Enkel will also heiraten, so jung und häßlich er ist. Nun, es geht nichts über's Probieren“ meinte die Alte, machte ihm Bogen und Pfeile, und er ging hin und fand, daß die Leute immer noch nach dem Präriefuchs schossen. Sie machten sich über seine Dickebauchigkeit und Häßlichkeit lustig, er aber legte an, schoß und tötete den Präriefuchs. Auch die Krähe war unter der Menge, um ihr Heil zu versuchen. Als der Knabe den Präriefuchs herunterholte, behauptete sie, ihn erlegt zu haben, obwohl andere, die in der Nähe standen, den Knaben als den glücklichen Schützen bezeichneten. Dieser kehrte heim und befahl seiner Großmutter, zu den Schützen zu gehen und, wie die übrigen, das Tier zu betasten, dabei aber verstohlen ein Stückchen Fell abzureißen und ihm zu bringen. Die alte Frau tat, wie Grasfindling ihr gesagt hatte, brachte das Fell-

stück und legte es am Zelteingang nieder. Um nächsten Morgen war daraus ein vollständiger Balg geworden, dessen Färbung viel schöner war als die des auf dem Baume geschossenen Präriefuchses. „Bring' dies Fell zum Häuptling“ sagte der Knabe zur Großmutter. Sie tat es, und der Häuptling war sehr überrascht darüber. „Da ich nun einmal den Leuten eine Belohnung für ein Präriefuchsfell versprochen habe, will ich diesem Knaben meine zweite Tochter zum Weibe geben.“ Als die ältere Tochter dies hörte, sagte sie, sie würde an Stelle ihrer Schwester nun und nimmer den Knaben heiraten, seines Äuferen wegen. Nichtsdestoweniger wurde ein Tipi für die Krähe, Grasfindling und ihre beiden Frauen errichtet, und die Krähe schlief auf der Nordseite, Grasfindling auf der Westseite hinter dem Zeltmittelpunkt. Nacht kam, und beide Paare legten sich schlafen. Grasfindling und sein junges Weib sagten nichts, aber die Krähenfrau spie Gift und Galle, wenn sie Grasfindling sah, und konnte sich nicht enthalten, der Schwester zuzustecheln: „Wenn ich an deiner Stelle wäre, Schwester, würde ich ihn nicht als Gatten annehmen.“ „Läß' nur, er wird sich schon noch auswachsen; du mußt bedenken, er ist noch sehr jung“ antwortete diese. Früh am Morgen stand die Krähenfrau auf und goß heimlich Wasser auf das Bett ihrer Schwester. „Steh' auf, dein Gatte hat das Bett naß gemacht!“ rief sie. „Du solltest dich schämen, einen solchen Mann zu haben.“ Darüber wurde die junge Frau sehr verlegen; sie schenkte indes, als die Schwester ihr Tun am nächsten Morgen wiederholte, ihren Worten keine Beachtung mehr, sondern riet ihr, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern. In der dritten Nacht gingen die Krähenfrau und ihre Schwester früh zu Bett, während Grasfindling noch lange ausblieb. Die Krähenfrau benutzte seine Abwesenheit, um ihn dauernd zu schmähen, in der Hoffnung, sie könne so die Ehe ihrer Schwester auseinanderbringen. Spät in der Nacht kam Grasfindling heim. Er verbreitete einen solchen Wohlgeruch und hatte eine so männliche Erscheinung, daß sein Weib jetzt erst erkannte, was er für ein

schöner Mann war, und ihn nur noch desto heißer liebte. Als die Schwester am Morgen wieder Wasser auf ihr Bett goß und sie schmähte, sagte sie nichts mehr, denn sie wußte, daß ihr Gatte sich bisher noch nie in seiner richtigen Gestalt gezeigt hatte. In der vierten Nacht erschien Grasfindling, nachdem er wieder lange Zeit fortgewesen war, im vollen Glanze kriegerischer Ausrüstung. Er lehnte eine Federlanze gegen einen Gabelstock an der Rückwand des Zeltes und legte einen quillverzierten Büffelfellmantel, prächtige Kleider, eine Bogentasche aus schönem Pantherfell und einen Koffer im Zelte ab. Sobald er es betrat, verbreitete sich ein Geruch, als wuchs duftendes Gras darin. Er hing Bogentasche, Koffer und Kleider über die dreifüßige Rückenstütze und empfing die Umarmungen seines Weibes, das glücklich war, sich nunmehr mit einem so stattlichen Gatten vor allen Leuten zeigen zu können. Die Krähenfrau war wieder früh auf, um das Bett des jungen Mannes zu begießen, wurde aber sogleich andern Sinnes, als sie gewahr wurde, wie er jetzt aussah, und seine Kleider auf dem Dreifuß erblickte.

Als Grasfindling aufstand, übte seine schöne Erscheinung gewaltige Anziehungskraft auf die Krähenfrau aus. Sie wollte dem jungen Ehemann beim Frühstück aufwarten, aber ihre Schwester ließ es nicht zu. „Komm mir nicht in den Weg! Ich kann meinen Gatten allein bedienen!“ sagte sie zu ihr. Obwohl ärgerlich darüber, knüpfte die Krähenfrau doch ein Gespräch an und versuchte jeden Morgen und auch während des Tages ihrem Schwager gefällig zu sein, aber immer hielt ihre Schwester sie fern. Eines Tages sagte Grasfindling zu ihr: „Du kannst unserm Vater sagen, er solle die Leute Büffeldünger sammeln und ein Gehege mit einem Tor machen lassen; an dem Tor sollen dann die Büffelfladen einer hinter dem anderen aufrecht hingestellt werden. Der letzte muß ganz dünn sein und von einem räudigen Bullen herstammen.“ Es geschah, und als Grasfindling das Gehege besichtigt hatte, sprach er zu dem letzten Büffelfladen: „Wenn ich nach einer Weile wieder herkomme, werde ich dich totschießen; dann sollen die übrigen

lebendige Büffel werden, auffspringen und von den Leuten abgeschlachtet werden.“

Alles kam so, wie er gesagt hatte. Geschäftig waren die Leute dabei, die Büffel abzuhäuten, Grasfindling unter ihnen. Er hatte seinen Büffel ganz am Ende der Herde getötet, und zwar für seinen Schwiegervater. Da trat die Krähenfrau zu ihm und erbot sich, ihm das Fleisch ins Lager tragen zu helfen. Wieder legte die Schwester sich ins Mittel und hieß sie sich packen; aber die Krähenfrau strich nach wie vor um das Paar herum. Grasfindling tat das Büffelblut für seinen Schwiegervater in einen Darmsack und machte sich schon mit seinem jungen Weibe auf den Weg, es nach Haus zu tragen, als die Krähenfrau wieder herankam und sagte, sie wolle es tragen. „Nein, Schwägerin,“ entgegnete Grasfindling, „du könntest dir deine Kleider beschmutzen, ich will es selbst tragen.“

„Geh' du doch zu deinem eigenen Gatten, der Krähe, die noch draußen ist und Büffelaugen sammelt“, setzte seine Frau hinzu, aber die Krähenfrau bestand darauf, den Sack mit dem Blute zu tragen. Schließlich gab der junge Mann ihn her, durchstach ihn aber heimlich mit einem Dorn, so daß Blut herausleckte. Daher besudelte die Krähenfrau sich auf dem Heimwege ihre Kleider über und über. Der junge Gatte und seine Frau machten sich nun über sie lustig, so daß sie sich sehr gedemütigt vorkam.

Eines Tages suchte sie wieder die Gesellschaft des jungverheirateten Paares auf, erlebte aber nur neue Enttäuschungen und Demütigungen. Darüber wurde sie so unglücklich, daß sie in die Prärie hinausging und tage- und nächtelang weinte ob der Behandlung, die sie von ihrer Schwester erfahren hatte. Da kam einst eine Taschenratte zu ihr und fragte sie nach dem Grunde ihres K ummers. „Mein Schwager hat mich bitter enttäuscht, nachdem ich ihm alles zu Gefallen getan habe“, sagte sie. „Höre auf zu weinen“ antwortete die Taschenratte; „ich bin das einzige lebende Wesen, das Macht hat, dir zu helfen. Ich will in dieser Nacht ein Loch unter dem Erdboden wühlen, du aber sollst früh am Morgen hingehen, den

beiden die Decke wegziehen, wenn sie schlafen, und Grasfindling rufen, daß er aufstehe.“ Die Krähenfrau hörte auf zu weinen. Um nächsten Morgen ging sie zu dem Tipi, in dem die jungen Leute schliefen, zog ihnen die Decken fort und rief dem jungen Mann zu, er solle sich ein bißchen für seinen Schwiegervater rühren. Als Grasfindling aufstand — sein Weib hatte sich zuerst erhoben —, versank er plötzlich bis zu den Hüften in einem Loch. Der Boden um ihn her verandelte sich in Felsen, und er selbst wurde zu Stein. Noch heute lassen die Leute, wenn sie an der Stelle, wo Grasfindling zu Stein wurde, vorüberkommen, ein Opfer zurück, um Gnade und Schutz von ihm zu erflehen.

20. Allerlei Unholde

a) Die Spinnenfrau



iele Dörfer waren im Lande, und die Menschen hatten Büffel und Mais in Hülle und Fülle. Aber im Nordosten der Dörfer lebte die Spinnenfrau, und jedesmal, wenn ein Jäger ein Dorf verließ und in die Nähe ihrer Behausung kam, setzte sie ihm vergiftete Speise vor, so daß er starb. Dann schnitt sie ihm den Kopf ab, den sie in ihrem Hause aufhing, und schlitzte ihm den Leib auf, den sie in den benachbarten Bach warf, so daß die Fische ihn fraßen. Aus dem Kopfe entfernte sie das Gehirn und ließ es in der Sonne trocknen; die Ohren aber zog sie auf eine Schnur und ließ sie gleichfalls in der Sonne trocknen, so daß sie wie kleine Stückchen Kürbis aussahen.

So schwanden die Menschen dahin. Da suchten die übrigbleibenden zu erfahren, wohin sie gingen, und einige beherzte Männer folgten den Jägern, die in die Gewalt der Spinnenfrau fielen und nimmer zurückkehrten. Diese Männer kamen heim und erzählten den Leuten, daß es die Spinnenfrau sei, die das Volk verderbe. Also beschloß man, die Jäger sollten

künftig andere Wege gehen. Aber die Spinnenfrau kam nun selbst in die Dörfer, fing viele und brachte sie in ihr Haus. Irgendein geheimnisvolles Tier in der Erde schien ihr Macht verliehen zu haben.

Tirawa blickte auf sein Volk hinab und wurde traurig; er hatte Mitleid mit den Menschen und befahl Sonne und Mond, ihre beiden Knaben hinabzusenden, damit sie dem Volke beistünden und die Spinnenfrau verdürben. Einst hatte Tirawa der Spinnenfrau Samen gegeben, auf daß sie sie pflanze und ernte und sie dann, wenn sie viele hätte, unter die Menschen verteile. Aber statt dessen tat sie die Samen in Säcke, grub Löcher in den Erdboden und legte die Säcke hinein. Nicht ein Korn gab sie einem andern, sondern behielt alles für sich.

Die Söhne der Sonne und des Mondes wurden in der Nacht vom Himmel auf die Erde gebracht und an der Ostseite des Dorfes niedergesetzt. Mehrere Tage lang streiften sie durch die Wälder, bis schließlich einer der Häuptlinge des Dorfes sie fand. Es waren ansehnliche Jünglinge, so daß der Mann sie in sein Haus nahm. Einige Zeit wohnten sie bei ihm; jagend zogen sie umher und hörten von der geheimnisvollen alten Frau, die im Norden lebe und nicht aufhöre, die Männer zu töten. Die jungen Männer sagten nichts, sondern blieben vorläufig noch bei den Leuten, bis sie ganz erwachsen waren. Eines Tages baten sie den Mann, in dessen Obhut sie waren, ihnen je einen Bogen aus Heckendorn und einen Köcher voll Pfeilen zu geben. Der Mann erfüllte ihre Bitte, und so gleich hängten sie die Köcher um und brachen nach dem Lande im Norden auf. Die Spinnenfrau wußte, daß sie kamen, daher sandte sie ihnen ihre Schlangen entgegen. Furcht ergriff die Jünglinge, als sie die Schlangen erblickten, denn der Boden war ganz mit ihnen bedeckt, und mitten unter ihnen lag eine gewaltige Klapperschlange, die Anführerin aller übrigen. Aber der ältere der beiden griff beherzt zum Bogen und erschoß die Klapperschlange. Da krochen alle andern Schlangen in ihre Höhlen und verschwanden. Am nächsten Tage

sahen sich die Jünglinge von Berglöwen angegriffen, die die Spinnenfrau zu ihrem Verderben ausgesandt hatte; wieder fürchtete sich der jüngere der beiden Sonnensöhne, während der ältere ihm Mut zusprach, auf den größten Berglöwen anlegte und diesen tötete. Da flohen die andern in ihre Schlupfwinkel zurück. Weiter wanderten die Jünglinge und stießen auf Bären, die die Spinnenfrau ihnen gleichfalls entgegeneschickte, aber die Jünglinge erlegten sie wie die andern Ungeheuer, und die Spinnenfrau rief, als sie davon Kunde bekam: „Das müssen Wunderknaben sein!“ Die Jünglinge kamen nun in ein dicht bewaldetes Land; sie gingen quer durch den Wald und stiegen die Hügel hinab in ein Tal, wo die Spinnenfrau vor ihrem Hause stand und ihnen zuwinkte, heranzukommen.

„Liebe Enkel,“ sprach sie, „in den letzten paar Tagen habe ich schon Ausschau nach euch gehalten. Wie lange wart ihr auf der Reise hierher? Saht ihr auch nicht wilde Tiere auf eurem Wege?“ Als die Jünglinge bejahten, fragte sie, ob sie sie getötet hätten. Der ältere erwiederte: „Wir waren schneller als sie und begegneten ihnen daher nicht.“ Die Alte unterdrückte ihren Ärger und sagte freundlich: „Das ist ja schön, daß ihr gekommen seid. Ihr könnt mir etwas bei der Arbeit helfen.“ Dann drehte sie sich um und rief: „Mädchen, macht Feuer und kocht etwas für meine Enkel. Sie haben einen langen Weg hinter sich und sind hungrig.“ Die Mädchen, die bei der Alten waren, gingen ins Haus, setzten die Köpfe ans Feuer, taten etwas hinein und kochten es. Die Jünglinge wurden nun ins Haus genötigt, und die Spinnenfrau sagte, sie habe etwas Mehlsbrei für sie zum Essen. Ringsum hingen menschliche Köpfe im Hause, und der ältere Bruder flüsterte dem jüngeren zu: „Was sie uns vorsetzt, sind Menschenhirne.“ Dann gab er ihm ein Stückchen Wurzel, das er unterdes kauen sollte, und sprach: „Wenn sie uns die Schüssel reicht, mußt du nicht erschrecken.“ Als die Alte ihnen die Schüssel mit Gehirn vorsetzte, aßen sie ruhig, während jene ihnen zusah und murmelte: „Was für hübsche Bürschchen sie sind! Sie werden schöne Maissäcke abgeben. Ich werde ihnen die Köpfe ab-

schneiden und dann die Körper aufblasen, so daß sie sich in Säcke verwandeln, die ich dann mit Körnern füllen und in meinem Hause aufstellen kann.“

Nachdem die Jünglinge gegessen und die Schüssel zurückgegeben hatten, sagte die Alte zu sich: „Es dauert doch recht lange! Ich weiß nicht, warum meine Medizin nicht wirkt. Sollte sie vielleicht diesmal versagen?“ Der ältere der beiden Brüder erhob sich und sprach: „Großmutter, wir gehen einen Augenblick hinaus ins Gebüsch, unser Wasser abzuschlagen. Wir sind gleich wieder da, denn wir brennen darauf, dir bei der Arbeit, die du für uns hast, zu helfen.“ Als sie draußen und außer Sicht der Alten waren, holte der Ältere einen kleinen Sack hervor, in dem zu Pulver zerriebene Wurzeln waren, machte ihn auf, stopfte ein bißchen von dem Pulver dem Jüngeren in die Nase und ließ es ihn einatmen. Sogleich begann der Jüngere sich zu erbrechen, bis der Magen leer war. Der andere tat dasselbe. Dann kehrten sie zum Erstaunen der Alten ins Haus zurück. „Es müssen Wunderknaben sein“ dachte sie und befahl ihren Töchtern: „Kocht etwas von den getrockneten Kürbissen für die jungen Männer, sie müssen wieder Hunger haben.“ „Nein, Großmutter,“ erwiderten die Jünglinge, „wir haben ja gerade gegessen.“ Aber die Spinnenfrau wollte nichts davon hören; ihre Töchter mußten die angeblichen Kürbisse in den Topf tun und lange kochen. Während des sprach die Alte beständig mit sich selbst darüber, was sie mit den Jünglingen anfangen würde. Dann setzte sie ihnen das Kürbisgericht vor, nachdem sie noch etwas zerriebene Wurzel in den Napf getan hatte. Der ältere Bruder verfuhr mit dem jüngeren wie zuvor, und sie gingen hinaus, um sich zu erbrechen. Als sie zurückkamen, sagten sie zu der Alten, sie dächten, ihr Besuch hätte nun lange genug gedauert, und sie wollten jetzt wieder heim gehen. „Nein, nein!“ wehrte die Spinnenfrau ab, „bleibt noch hier! Morgen wollen wir das Fest des Schädelbündels feiern und tanzen!“ Die Jünglinge legten sich also schlafen, und die Alte schlug ihr Lager quer vor der HüttenTür auf, so daß sie es gewahr werden mußte,

wenn die Jünglinge etwa hinaus wollten. Einmal kamen sie auch und baten sie, sie hinauszulassen, sie wollten draußen nur ihr Wasser abschlagen. „Geht, Enkelchen!“ sagte die Alte, folgte ihnen aber auf dem Fuße, immerzu versichernd, wie sehr sie sich freue, ihre Enkel zu Besuch bei sich zu haben. Am nächsten Tage sprach die Spinnenfrau zu den Jünglingen: „Kommt hinaus mit mir und beteiligt euch an dem Tanz, den wir abhalten wollen. Ich werde den Gesang übernehmen, euch aber zugleich auch tanzen helfen. Der Gesang dient den Frauen beim Tanz; ihr Jünglinge aber tanzt mit mir.“ Dann ging sie hinaus und richtete einen Tanzplatz im Osten der Hütte her. Unterdessen nahm der ältere Bruder einen andern Medizinsack, rieb den ganzen Körper des jungen und seinen eigenen damit ein und sagte: „Heute hat sie irgend etwas Schlimmes vor; wir müssen auf alles, was kommt, gerüstet sein.“ Die Spinnenfrau kam und meldete, alles sei bereit, und sie gingen hinaus und begaben sich nach einem Platz, der an einer steilen Böschung lag. Hier, hart am Rande der Böschung, stellte sie die Jünglinge auf; denn sie hoffte, sie würden, wenn sie sie im Kreise herumtanzen ließe, von Schwindel ergriffen werden, die steile Böschung hinabstürzen und umkommen. Dann begann sie mit dem Gesang; sooft sie eine Pause machte, sagte sie bei sich: „Was es doch für hübsche Jungen sind! Wenn sie hinunterfallen, werde ich zum Bach hinabsteigen und ihnen in den Mund blasen, bis ihre Haut sich vom Fleische löst; die Hämpe werde ich dann trocknen und mir daraus Säcke machen, die in meinem Hause stehen sollen.“ Ihr Gesang aber lautete:

„Wolken mögen sich ballen!
Schwarze Wolken! Kommt herbei!
Schneesturm soll rasen,
Froststarr werden die Welt!“

Als sie von den Wolken zu singen begann, zogen sogleich von Norden Wolken heran, denn die alte Frau hatte Macht über das kalte Wetter. Als sie die schwarzen Wolken rief, waren diese bereits dicht über ihnen. Als sie den Schneesturm

beschwor, begann es zu schneien, und der Wind fegte heran. Und als sie endlich vom Froste sang, schien alles in Frost zu erstarren. Gleich zu Beginn des Gesanges begannen alle nach der Melodie zu tanzen; aber den Jünglingen wurde nicht schwindlig. Sie verwandelten sich in Schneevögel und tanzten als solche umher, das Gesicht nach Norden gewandt.

Die Spinnenfrau sah nun ein, daß sie nicht Macht über sie habe, daß all' ihre Medizinen, sogar der Sturm versagt hätten; so gab sie es schließlich auf und hielt inne. „Ihr sollt“, so sprach sie, „das Beste haben, was ich besitze. Ich werde fortan gut zu euch sein; meine Mädchen haben bereits unser Mahl gerüstet.“ Da erwiderten die Jünglinge: „Nein, Großmutter, jetzt sind wir an der Reihe. Jetzt wollen wir singen und mit dir tanzen.“ „Wie ihr wollt! Macht aber nur den Tanz so kurz wie möglich, denn ich habe Hunger. Wir haben heute Morgen schon tüchtig gearbeitet.“ Da begannen die Jünglinge folgendermaßen zu singen:

„Sturm! Geh' vorüber!

Wolken, ziehet fort!

Sonne, unser Vater, scheine auf uns!“

So geschah es auch. Der Sturm legte sich, die Sonne kam heraus und schien auf sie. Und die Jünglinge sangen, während die Spinnenfrau tanzte, weiter:

„Vater! Komm näher zu uns herab!

Dein Haupt komme auf uns!“

Die Sonne tat ihre Schuldigkeit, und es wurde so heiß, daß die Alte schließlich einen Sack hervorzog, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Sie hielt inne und sagte: „Lasst uns heimgehen.“ Die Jünglinge aber antworteten: „Wir wollen weiter tanzen.“ Und ihr dritter Sang lautete:

„Jetzt scheint unser Vater auf uns herab mit all' seiner Glut; Die unsern Vater heißer machten, mögen in Scharen herabkommen!“

Während sie noch tanzten, sahen sie eine ganze Wolke Heuschrecken von der Sonne herabkommen. Die alte Frau flehte die Jünglinge an, sie sollten den Heuschrecken Halt gebieten, aber sie sangen weiter:



Bootsbestattung bei den Chinook
(Nach Schoolcraft)

HFM Könyvtár
20250828

„Unser Vater, die Sonne, möge die Heuschrecken wieder zu sich rufen und sie senden
Zu unsrer Mutter, dem Monde, bei der unsere Großmutter in Zukunft wohnt.“

Die Heuschrecken flogen herab, und ihrer waren so viele unter den Füßen der Spinnenfrau, daß sie von ihnen emporgetragen wurde. Die jungen Männer fuhren fort zu singen, und die Alte versuchte vergebens, sie zum Aufhören zu bewegen. Höher und höher trugen sie die Heuschreckenscharen unter ihren Füßen, hinauf zum Himmel. Sie wollte sie zuerst mit ihrem Sacke fortscheuchen, aber er war viel zu klein, so daß sie es schließlich mit ihren Kleidern versuchte, die sie auszog. Hierhin und dorthin sprang sie und schlug nach den Heuschrecken, aber die Scharen waren so dicht, daß sie nicht Raum gaben und, während die Jünglinge weiter sangen, mit der alten Frau am Himmel verschwanden. Sie trugen sie in die Nähe der Sonne; aber die war so heiß, daß sie die Alte nicht bis zu ihr hinbringen konnten; also änderten sie die Richtung ihres Fluges. Die alte Frau war jetzt ganz still geworden. Die Heuschrecken erreichten den Mond und setzten sie auf ihm ab. Wenn ihr den Vollmond seht, könnt ihr sie noch heute auf ihm erblicken; sie schleppt ihre Kleider nach, die zu ihren Füßen sichtbar sind.

Die Jünglinge aber gingen zur Hütte der Spinnenfrau und gaben ihren Töchtern die Freiheit. Eine jede nahm soviel Samen mit, wie sie tragen konnte. So begaben sie sich zu den vier Dörfern der Pawnee, jedes Mädchen zu einem andern, und brachten die Samen dem Volke. Die Mädchen waren gut geartet; sie hatten nichts von den Untaten der Mutter gewußt. Daher heirateten sie in die vier Stämme der Pawnee. Von nun an hatten alle vier Stämme Samen zur Aussaat.

b) Der rollende Schädel

An einem Flusse stand einst ein Tipi; darin lebte ein Mann mit seiner Frau und Tochter. Die Tochter war hübsch und anziehend, dazu geschickt, denn sie fertigte unermüdlich Quill-

arbeiten an. Morgens, mittags und abends pflegte sie den Eltern Wasser zu holen. „Liebe Tochter,“ sagte eines Tages der Vater zu ihr, „ich weiß nicht mehr, womit wir unser Leben fristen sollen. Die Mutter hat soeben unseren letzten Nahrungs- vorrat verbraucht. Sollen wir denn verhungern?“ Die Tochter saß an der Lipiwand, Stachelschweinborsten zu Lipigen hängen flechtend. Außer ihr hatte noch jemand die Worte des alten Mannes gehört, wie sich bald zeigen sollte.

Frühmorgens ging die Tochter Wasser holen und fand eine fette Büffelkuh tot am Flußufer liegen. Sie berichtete es dem Vater. „Dank sei dem Himmel,“ sagte dieser, „nun sind wir vor dem Hungertode gerettet.“ Dann begab er sich mit der Mutter hinaus, häutete die Büffelkuh ab und brachte Fleisch und Fell heim, so daß sie wieder einmal ein gutes Mahl abhalten konnten. Am nächsten Tage ging die Tochter wie immer nach Wasser und fand einen fetten Büffelbulle, der etwas weiter entfernt vom Zelte lag, als die Büffelkuh tags zuvor. Wieder holten der Vater und die Mutter Fleisch und Fell; ein Teil des Fleisches wurde getrocknet und in Parfleches verstaут, ein anderer Teil in Streifen geschnitten und auf Pfählen zum Trocknen aufgehängt. Am folgenden Morgen fand die Tochter, ein Stückchen weiter entfernt, ein fettes Antilopenweibchen, dessen Fleisch und Fell die Eltern holten, während die Tochter das Fell zubereitete, aus dem sie Mokkasins zu machen pflegte. Ein feister Hirsch war die Ausbeute des nächsten Tages, und die Tochter hatte genug zu tun mit Quillarbeiten an Mänteln, Taschen und Parfleches. Tags darauf fand die Tochter, diesmal näher dem Zelte, einen schwarzen Hirsch und hatte nun auch Häute für Wämser und Leggings. Am folgenden Morgen lag am Wege nach der Wasserstelle, noch ein Stück näher dem Zelte, ein fettes Wapitiweibchen, dessen Haut sich wegen ihrer Dicke sehr für die Quillarbeit eignete, und wieder einen Tag später wurde ein fetter Wapitibock dicht beim Zelte gefunden. Sozt hatte die Familie frisches und Trockenfleisch in Hülle und Fülle und lebte herrlich und in Freuden.

Eines Nachts, als sie schon zu Bett gegangen waren, hörten sie draußen jemand schnaufen; eine Stimme sprach: „Ich bringe euch diese Gabe“, und sie vernahmen, wie eine Last an der Tür abgeworfen wurde. Am Morgen ging die Tochter hinaus und sah einen fetten Bullen tot vor dem Zelte liegen. Der Vater und die Mutter häuteten ihn ab und nahmen das Fleisch und das Fell, das einen prächtigen Mantel abgab. In der nächsten Nacht hörten sie die Stimme wieder und fanden am Morgen darauf eine fette Büffelkuh, und so ging es weiter, bis alle Parfleches mit Fleisch gefüllt waren und sie das Fleisch auf Pfählen hängen lassen mußten. Schließlich kam ihnen die ungeheure Masse Fleisch aber doch verdächtig vor. Als in der nächsten Nacht die Stimme sich wieder an der Zelttür vernehmen ließ und sprach: „Ich habe euch diese Last gebracht! — Ich möchte wohl wissen, ob die Leute nun bald fett geworden sind; man sollte es mit der Zeit annehmen“, da sagte der Vater: „Ich will doch einmal herauszubekommen versuchen, was hinter dieser seltsamen Stimme, die uns des Nachts immer die Liere bringt, steckt. Wer in aller Welt mag es sein? Wir leben hier an einem einsamen Orte, und unsere Tochter spricht nie von einem Manne, der etwa herkäme.“ Dann stand er auf, schllich sich an die Tür, lugte durch eines der Pflochlöcher und sah zu seiner Überraschung etwas Weißes, das sogleich außer Schweiße in das Gehölz schlüpfte. „Tochter, ich sah ein merkwürdiges Etwas, das von der Tür nach dem Gehölz ging, nachdem wir seine Stimme draußen gehört hatten. Das ist etwas Unheimliches, und ich denke, wir täten besser, wenn wir ihm aus dem Wege gingen“, sagte er zu seiner Tochter. Diese antwortete: „Ja, Vater, dann müssen wir aber bald davongehen.“ Sie hörte sogleich mit ihrer Quillarbeit auf und fertigte vier Paar Mokasins, die sie an vier verschiedenen Stellen im Innern des Tipi versteckte: zwei Paar unter der Bettdecke auf der Hinterseite und zwei Paar zu beiden Seiten an den Wänden. Unterdessen rüsteten ihre Eltern zur Flucht. Sie ließen das Tier, welches das unbekannte Wesen draußen abgeworfen hatte, einen Wapitibock, diesmal

unberührt liegen und brachen noch an demselben Tage auf, Vater und Mutter voran, die Tochter hinterdrein. In der Nacht kam das merkwürdige Wesen wieder an die Tür des Zeltes und sprach: „Ich bringe euch diese Last hier.“ Als es die Last wie immer an der Tür abgeworfen hatte, wurde es des Wapitibodes gewahr, der noch unberührt vom Tage zuvor dalag, und rief drohend: „Ihr könnt mir nicht entrinnen! Es gibt für keinen von euch eine Möglichkeit des Entkommens.“ Es rumorte ums Zelt, stieß brummend dagegen, aber nichts rührte sich. — Da stob es von dannen und rollte auf dem Wege dahin, war aber noch nicht weit gekommen, als eines der Mokkasinpaare wie ein Mensch hinter ihm her rief. Es kehrte um, sprang ins Tipi, fand aber niemand darin. „Du entgehst mir nicht, Fressen!“ brüllte das Wesen und sauste von neuem auf dem Wege hinter der Familie her. Das zweite Paar Mokkassins schrie, das Wesen kehrte wieder um und tobte im Zelte von einer Wand zur andern, ohne jemand zu entdecken. Wieder rollte es eilends dahin und war gerade so weit vom Tipi entfernt wie zuvor, als das dritte Paar Mokkassins rief und das Wesen zu erneuter Umkehr und vergeblichem Suchen im Tipi veranlaßte.

Vater, Mutter und Tochter hatten unterdes einen Hügel erreicht und blickten hinter sich, um zu sehen, ob sie nun vollkommen in Sicherheit seien. Da sahen sie zu ihrem Entsezen einen Schädel hinter sich her rollen. Die Tochter rief: „Ich will, daß sich ihm etwas in den Weg stelle“, und sogleich lag ein dick mit Disteln bestandener Fleck hinter ihnen. Die Tochter blickte zurück und beobachtete den Schädel. Er stob hierhin und dorthin, bis er schließlich mitten durch das Distelfeld rollte. Da floh die Tochter und rief, als ihre Eltern wieder einen Hügel erreicht hatten: „Ich will, daß ihm etwas den Weg verlege“, und sogleich erhob sich ein dichtes Gehölz hinter ihnen. Wieder sah sie zurück, und erst nach einer langen Zeit kam der Schädel aus dem Gehölz hervorgerollt. Zum drittenmal sagte das Mädchen einen Zauberspruch, der eine Kaktushecke quer über dem Weg hinter ihnen entstehen ließ. Doch auch

hier brachte es der Schädel fertig, hindurchzubrechen. Immer näher rollte er heran, immer schneller liefen der Vater und die Mutter. „Er kommt schnell heran! Ich will, daß etwas dem Schädel den Weg versperre“ rief die Tochter. — Da gähnte eine tiefe Schlucht hinter ihnen. Hin und her rollte der Schädel, um die schmalste Stelle zu finden, an der er hinüberspringen konnte. Er war dem Mädchen gerade gegenüber, als dieses ihn aufforderte, zu springen. Schließlich wagte er's, aber die Schlucht war zu breit, wirbelnd sauste er in die Tiefe und schlug mit donnerähnlichem Krachen auf dem Boden auf. Gleich darauf schloß sich der Spalt und begrub ihn unter sich.

Als die Tochter den Hügel, auf dem Vater und Mutter ihrer harrten, erreicht hatte, erblickte sie auf der andern Seite einen weiten Kreis von Tipis. Sie stiegen in das Lager hinab und erzählten den Leuten die Umstände, unter denen sie gerettet waren. „Vor einem seltsamen Wesen flohen wir, das sich schließlich als ein Schädel erwies. Aber eine tiefe Schlucht tat sich hinter uns auf, in die das Wesen stürzte; es zerschellte, und die einstürzenden Flanken der Schlucht begruben es.“ „So sollen wir künftig in der Erde beigesetzt werden, wenn wir sterben“, sezte die Tochter hinzu.

c) Tsoawits

Tovi, die Turteltaube, sammelte Samenkörner im Tal, während ihr Knäblein schlief. Müde, es noch weiter auf dem Rücken zu tragen, legte sie es unter einem Salbeistrauch nieder und befahl seinem Schwestern Dhotschu (dem gelben Sommervogel), es zu hüten. Eifrig bei ihrer Arbeit, hatte sich die Mutter eine ziemliche Strecke weit entfernt, als eine Tsoawits kam und das kleine Mädchen fragte: „Ist das dein Bruder?“ worauf Dhotschu antwortete: „Nein, meine Schwester“, denn sie hatte gehört, daß die Tsoawits lieber Knaben stehlen als Mädchen. Da wurde die Tsoawits ärgerlich, schalt sie und sagte, es sei sehr unartig von kleinen Mädchen, zu lügen. Sie nahm ein seltsames, fürchterliches Aussehen an, so daß die Kleine vor Schrecken starr war und die Tsoawits mit

dem Knaben auf und davon gehen konnte. Sie brachte ihn in ihre Behausung, die auf einem fernen Berge lag. Dort legte sie ihn auf den Boden, packte seinen rechten Fuß und zog an dem Bein, bis es so lang war wie das eines Mannes. Ebenso machte sie's mit dem andern, dann mit dem Rumpf, schließlich mit den Armen, und siehe da, der Knabe war so groß wie ein Erwachsener geworden. Da heiratete ihn die Tsoawits und hatte nun den schon lange ersehnten Gatten; aber wenn er auch den Körper eines Mannes hatte, so war doch noch das Herz eines Kindes in ihm, dem nichts schöner dünkte, als der Mann einer Hure zu sein.

Als Towi zurückkehrte, ihr Kind nicht mehr unter dem Salbeibusch fand und von Ohotschu erfuhr, daß es von einer Tsoawits gestohlen sei, wurde sie zuerst sehr ärgerlich und strafte ihre Tochter hart. Dann ging sie lange Zeit auf die Suche; sie weinte und weinte und wollte von keinem Troste hören, obwohl alle ihre Freunde sich an den Nachforschungen beteiligten und schworen, die ihr angetane Unbill zu rächen. Der erste unter ihren Freunden war ihr Bruder Kwina, der Adler. Dieser flog weit und breit über die Lande, bis er eines Tages ein ungewöhnliches Geräusch hörte und beim Näherkommen die Tsoawits und Uja (den Salbeihahn), ihren kindlichen Gatten, bemerkte. Er wußte nicht, daß dieser lange Mensch der kleine Knabe, den die Tsoawits einst gestohlen hatte, war, kehrte sogleich zurück und berichtete Towi, was er gesehen hatte. Towi rief: „Wenn es wirklich mein Kind ist, wird es meine Stimme kennen.“ Und sie wanderte dorthin, wo die Tsoawits und Uja wohnten, stieg auf eine Zeder und klagte und weinte unausgesetzt. Kwina ließ sich in der Nähe auf einem andern Baume nieder, um die Wirkung zu beobachten, die die Stimme der Mutter auf Uja haben würde. Uja erkannte sie wirklich und sagte zur Tsoawits: „Ich höre meine Mutter — ich höre meine Mutter!“ Aber sie lachte ihn aus und überredete ihn, sich zu verstecken.

Nun hatte die Tsoawits Uja bereits jagen gelehrt, und kurz zuvor hatte er auch schon ein Bergschaf erlegt, das beim Hause

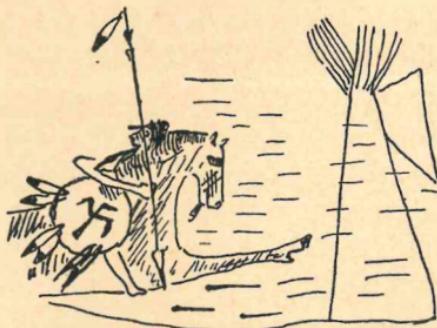
lag. Die Tsoawits entfernte die Speisefeste aus dem Magen des Bergschafes und kroch mit Uja hinein, „denn“, so sagte sie sich, „Towi wird sicher nie auf den Gedanken kommen, im Wanste eines Bergschafes nach meinem Gatten zu suchen.“ In diesem Zufluchtsorte waren sie in der Tat lange Zeit wohlgeborgen, so daß diejenigen, die sie suchten, sich den Kopf über ihr seltsames Verschwinden zerbrachen. Endlich sagte Kwina: „Sie haben sich möglicherweise irgendwo im Erdboden oder unter Felsen verkrochen. Nach dieser langen Zeit werden sie wohl hungrig sein und auf Nahrungssuche gehen; ich will einen Köder auf einen Baum legen, um sie anzulocken.“ Er tötete ein Kaninchen und hing es auf die Spitze einer schlanken Fichte, von der er die Rinde abbrach und die Rinde abschälte, so daß sie schwierig zu erflettern war. Dann sprach er: „Wenn die beiden Hungrigen herauskommen, werden sie sicher versuchen, auf diesen Baum der Nahrung wegen zu steigen; das wird lange dauern, und während die Tsoawits damit beschäftigt ist, holen wir uns Uja.“ Sie warteten noch ein paar Tage, bis die Tsoawits sehr hungrig war und ihr kindlicher Gatte nach Essen schrie; da kam sie endlich aus ihrem Versteck hervor, um etwas Eßbares zu suchen. Der Geruch des Fleisches auf dem Baume führte sie dorthin, sie versuchte ihn zu ersteigen, glitt aber immer wieder herunter; unterdes flog Kwina, der auf einem Felsen nahebei gesessen und beobachtet hatte, woher sie kam, zu dem Tierwanst, der das Versteck der beiden gewesen war, ergriff Uja, trug ihn hinweg und legte ihn unter denselben Salbeisträuch nieder, unter dem er einst geraubt worden war; und siehe da, er war mit einem male wieder der hübsche kleine Junge geworden, als den Towi ihn verloren hatte.

Kwina flog zum Himmel empor und brachte ein Unwetter herab; der Wind blies, der Regen platschte auf den Boden, so daß Kwinas Spuren verwischt wurden und die Tsoawits ihnen nicht folgen konnte. Über sie sah in der Nähe einige Adlerfedern auf der Erde liegen und wußte nun, wer ihr den Gatten geraubt hatte. Da sprach sie zu sich: „Ich weiß, daß Kwina Towis Bruder ist; er ist ein mächtiger Krieger und

furchtbarer Mann; darum will ich zu meinem Großvater Logoa, der Klapperschlange, gehen; er soll mich beschützen und meine Feinde töten.“

Logoa hielt gerade sein Mittagsschlafchen auf einem Felsen, als die Isoawits nahte. Da erwachte er und rief ihr zu: „Mach, daß du fortkommst; du kommst mir nicht sehr gelegen!“ Dennoch kam sie heran und bat um seinen Schutz. Während sie noch miteinander verhandelten, hörten sie bereits Kwina nahen, und Logoa rief: „Versteck dich!“ Die Isoawits wußte nicht wohin; da öffnete Logoa seinen Kuchen, und sie kroch hinein, bis in den Magen. Das verursachte aber Logoa so große Beschwerden, daß er sie aufforderte, wieder herauszukommen. Aber sie weigerte sich, denn sie hatte große Furcht. Da wollte er sie ausspeien, aber es gelang ihm nicht, und nun war Logoa schon fast dem Tode nahe. Wie er sich so in Krämpfen wand, um sie wieder von sich zu geben, streifte er plötzlich seine Haut ab und kroch davon. Die Isoawits aber saß gefangen in der Haut, rollte darin umher und verbarg sich schließlich zwischen Felsen. Als Kwina herankam und rief: „Wo bist du, alte Isoawits?“ wiederholte sie spöttisch seine Worte.

Seit diesem Tage wohnen Heren in Schlangenhäuten, verbergen sich zwischen Felsen und haben ihren Spaß daran, die Worte Vorübergehender zu wiederholen. Die Weißen, die die Geschichten der alten Völker nicht kennen, nennen diese Spottufe: Echo; die Indianer aber wissen, was es damit für eine Bewandnis hat.



21. Die verlassenen Kinder



Es war einmal ein Stamm. Die Kinder spielten etwas entfernt vom Lagerkreis. Ein Häuptling ging in der Nähe vorüber, da riefen ihm zwei Kinder, Bruder und Schwester, ein Schimpfwort nach. Der Häuptling begab sich zum Lager und sprach: „Lasset uns alle aufbrechen. Keiner lasse seine Zeltstangen über den Boden schleifen, sondern hebe sie hoch und trage sie eine große Strecke weit, damit sie keine Spuren hinterlassen. Zwei Kinder haben etwas Häßliches zu mir gesagt; deshalb will ich, daß sie verlassen werden und nicht imstande seien, uns zu folgen. Jeder gehe und nehme alles, sogar seine Hunde mit.“ Die Leute taten, wie ihnen befohlen, und als die beiden Kinder nach der Stelle zurückkehrten, an der das Lager gestanden hatte, fanden sie nichts mehr vor. Weinend liefen sie davon, um nach Spuren zu suchen, wobei sie eine Richtung ganz aufs Geratewohl einschlugen. Endlich, nach einem weiten Stück Weges, entdeckten sie Spuren, folgten ihnen, immer noch weinend, und erreichten schließlich das Lager. Sie kamen zum Zelte ihrer Eltern und fanden diese drinnen. Als sie aber „Mutter!“ riefen, beachtete diese sie gar nicht, sondern sagte nur: „Ich hatte nie eine Tochter und nie einen Sohn.“ Darauf befaßl der Häuptling, das Lager wiederum abzubrechen, nachdem man die Kinder Rücken an Rücken gebunden und ihre Füße gefesselt hatte. So überließ man sie dem Hungertode. Ein alter Hund, der so alt war, daß er nicht mehr beißen konnte, kam zu den Kindern und benagte und faute die Rohlederstricke, mit denen sie gefesselt waren, bis sie weich waren; dann sagte er zu ihnen: „Streckt euch!“ und die Kinder drehten und wanden sich, bis die nassen Stricke von ihnen wichen und sie frei dastanden. Als sie sich umsahen, fanden sie noch ein paar Fleischbrocken, die der Stamm liegengelassen hatte. Sie bauten sich eine Hütte aus Weidenzweigen und Gras und wohnten darin. Als der Knabe einmal gerade allein war,

hörte er, wie eine Stimme zu ihm sprach, konnte aber niemand sehen. Die Stimme sagte: „Verzage nicht, du wirst dir ebensogut wie andere Leute Nahrung zu verschaffen wissen. Geh' zu jenem Hügel.“ Der Knabe ging zu dem Hügel und erblickte dort ein großes Erdloch, in dessen Nähe zahlreiche Büffelsspuren sichtbar waren. Er kehrte heim und setzte sich mit geschlossenen Augen nieder. Als seine Schwester kam, fragte sie ihn: „Was ist denn mit dir?“ Und er antwortete: „Blicke dorthin, nach jenem Hügel, wo das weißliche Büffelgras wächst.“ Sie sah hin und wurde eines schwarzen Punkts gewahr. Es kam näher und näher, und sie erkannte, daß es eine lange Reihe von Büffeln war. Das teilte sie dem Bruder mit, und als die Büffel schon ganz nahe waren, fragte er: „Von welcher Seite kommen sie?“ Sie sagte es ihm; er drehte sein Gesicht den Büffeln zu und öffnete die Augen — da fielen alle tot nieder. Das Mädchen ging hin und begann sie zu zerlegen; es war aber nicht so leicht, da sie kein Messer hatte. Eine Stimme sprach zu ihr: „Sez' dich nieder auf das Fleisch.“ Sie tat es, und als sie sich wieder erhob, war mit einemmale das ganze Fleisch zerschnitten, so daß sie es nur noch zum Trocknen aufzuhängen brauchte. Und die Stimme sprach von neuem zu ihr: „Sez' dich nieder auf die aufgestapelten Häute.“ Sie gehorchte, und sogleich waren alle Felle schön zubereitet. Von nun an ging es den Kindern weiter so gut; sie besaßen jetzt ein großes Zelt, viele Decken und mehr Fleisch, als sie gebrauchen konnten. Der Stamm aber, der sie im Stich gelassen hatte, litt Hunger. Endlich fanden einige junge Leute die Kinder, die nun herangewachsen waren, erkannten sie wieder und sahen, in welchem Überfluß sie lebten. Sie berichteten es ihrem Stamme, und dieser brach auf, um wieder zu den Kindern zu stoßen. Die Eltern der Kinder kamen herbei, umarmten sie und sprachen: „Ist das nicht unsere liebe Tochter?“ Aber das Mädchen sagte: „Ich hatte nie eine Mutter.“ Und als die Frau den Jüngling umarmte und ihn ihren Sohn nannte, sagte er ebenfalls: „Ich hatte nie eine Mutter.“

22. Vom Manne, der seine Augen verlor



s gab einst einen Mann, der war im-
stande, seine Augen aus dem Kopfe her-
aus auf einen Baumast zu senden und
sie durch die Worte: „Naëchansts hin-
nischistanimaa“ („Augen hingen an einem
Zweig“) wieder zurückzurufen. Weißer-
Mann sah ihm einmal zu, als er es machte,
und ging zu ihm hin, denn er wollte es
auch lernen. Der Mann lehrte ihn das Kunststück, warnte ihn
aber, es ja nicht öfter als viermal täglich zu wiederholen.

Weißer-Mann ging einen Fluß entlang. Als er zu dem höch-
sten Baume, den es weit und breit gab, kam, sandte er seine
Augen auf den Wipfel hinauf. Dann rief er sie wieder her-
unter. Ohne der Warnung zu gedenken, glaubte er es nun
sooft, wie er wollte, tun zu können. Über beim fünftenmale
blieben die Augen an dem Aste haften. Den ganzen Tag rief
er, aber die Augen kamen nicht herunter. Sie schwollen an
und begannen zu verwesen, und Fliegen sammelten sich auf
ihnen. Erschöpft warf sich Weißer-Mann hin, die leeren Augen-
höhlen noch immer nach oben gerichtet und seine Augen rufend;
aber sie kamen nicht, und er begann zu weinen.

Nachts, als er schon halb schlief, rannte eine Maus über ihn
weg. Er schloß die Augenlider, damit die Mäuse nicht sähen,
daß er blind sei, und rührte sich nicht, um eine zu fangen.
Schließlich blieb eine auf seiner Brust sitzen. Er verhielt sich
ganz still, um sie zutraulich zu machen; die Maus kroch ihm
aufs Gesicht und begann sein Haar für ihr Nest abzunagen.
Dann leckte sie ihm die Tränen ab, ließ dabei aber ihren
Schwanz in seinen offenen Mund hängen. Er schloß den Mund
und hatte die Maus so gefangen. Dann hielt er sie fest, erzählte
ihr sein Mißgeschick und ließ sich von ihr nach dem Baume hin-
führen. Die Maus sagte, sie könne seine Augen sehen; sie
seien bereits unförmlich angeschwollen. Sie erbot sich, den
Baum zu erklimmen und sie herunterzuholen; doch Weißer-
Mann wollte sie nicht aus seinen Fingern lassen. Sie ver-

suchte sich loszuwinden, er hielt sie aber fest, und so fragte sie schließlich, unter welchen Bedingungen er sie freigeben würde. Weißer-Mann erwiderte: nur wenn sie ihm eines ihrer eigenen Augen abtrate. Das tat die Maus. Er hatte nun sein Augenlicht wieder und ließ die Maus laufen. Aber das Augelein lag ganz tief in seiner Höhle drinnen; er konnte zwar damit sehen, aber nicht besonders gut. Ein Büffel graste in der Nähe. Als er Weissen-Mann weinen sah, verwunderte er sich. Weißer-Mann sprach: „Da ist ja ein Büffel; der hat gewiß die Macht, mir in meiner Not zu helfen.“ Der Büffel fragte ihn, was er wolle. Weißer-Mann erzählte ihm von seinem Verlust und daß er noch ein Auge brauche. Der Büffel nahm sich gutmütig eins heraus und tat es in Weissen-Manns Kopf. Jetzt konnte dieser wieder weit sehen; aber auch dies Auge paßte nicht recht in seine Höhle, es stand weit heraus. So blieb es nun.

23. Tiergeschichten

a) Vom Manne, der die Büffelkuh heiratete



Witter-Mann-Koyote traf eines Tages einen Mann, der einen Bogen und einen Köcher voll Pfeilen trug und die ganze Welt durchstreifte. Er sprach zu ihm: „Komm her, ich will dir etwas zeigen, was dir gefallen wird.“ Dann führte er den Mann zu einer Büffelkuh, die im Schlamm feststeckte, und hieß ihn sie begatten. Als dies geschehen war, brachte er ihn an eine andere Stelle, wo eine Wapitikuhs im Schlamm festsaß, und hieß ihn mit ihr dasselbe tun. — Im Laufe mehrerer Wochen gaben Büffel- und Wapitikuhs je einem Knaben das Leben.

Kurze Zeit nach diesem Zusammentreffen kehrte der wandernde Mann zu seinem Stamm zurück. Eines Tages spielte er mit Ring und Pfeilen, da nahte sich ihm ein kleiner Knabe mit kurzem Hals und krausem Haar, der einen Mantel aus Büffelskalbfell trug, und bat ihn: „Vater, wenn du etwas ge-

winnst, so gib mir davon ab.“ Der Mann musterte ihn erstaunt und versprach es. Bald darauf kam ein anderes Bürschchen mit glatterem Haar und längerem Hals heran und tat dieselbe Bitte. Als der Mann mit seinem Spiel fertig war, rief er die beiden Knaben zu sich und fragte sie: „Wie kommt es, daß ihr mich Vater nennt?“ Da antworteten beide: „Gedenkst du nicht jenes Tages, da unsere Mütter im Schlamm festsaßen?“ Der Mann bejahte und befahl den beiden Buben, ihre Mütter zu holen. Das geschah; als diese kamen, hatten sie die Gestalt menschlicher Frauen.

Nachdem er beide sorgfältig betrachtet, fand der Mann, daß seine Neigung ihn nicht zu der Wapitifrau, sondern zu der Büffelfrau hinzog. Da sprach diese zu ihm: „Ich will mit dir unter der Bedingung zusammenleben, daß du mir nie Schimpfworte sagst. Lieber schlage mich.“ Der Mann versprach es und lebte einige Zeit einträchtig mit ihr. Als er aber eines Tages sich über etwas, was sie getan hatte, erregte, vergaß er seine Zusage und gebrauchte ein verpöntes Wort. Sogleich verwandelte sie sich in eine Büffelkuh, ihr Sohn in ein Büffelkalb, und beide liefen davon.

Der Mann versuchte ihrer wieder habhaft zu werden. Nachdem er sie tagelang verfolgt hatte, stieß er auf eine große Büffelherde. Während er auf einem Hügel saß und sie beobachtete, nahte sich ihm ganz verstohlen ein kleines Büffelkalb und sprach: „Vater, meine Onkel wollen dich auf die Probe stellen, indem sie alle Kälber meines Alters zu einem Kreis zusammentreten lassen, die Köpfe dem Mittelpunkt zugewendet. Du selbst sollst in die Mitte des Kreises treten und mich aus der Zahl der andern herausfinden. Wenn du daneben rätst, werden meine Onkel dich aufspießen. Ich will dir aber ein Zeichen geben: wenn du zu mir kommst, zucke ich mit dem linken Ohr. Weiter wollen sie noch, daß du auch die Mutter aus einem Kreis von Büffelkühen herausfindest. Ich werde



vorher etwas weißen Ton lecken und dann so tun, als ginge ich, an ihrem Euter zu trinken; dabei will ich ihr dann etwas von dem weißen Ton auf die linke Schulter reiben, so daß du sie erkennst, wenn du ihr nahest."

Die Büffel hielten einen großen Tanz ab und verkündeten dem Mann, sie würden ihn auffspießen, wenn er nicht sein Weib und Kind herausfände. Als die Kreise der Kühle und Kälber gebildet waren, gelang es dem Mann, die richtigen zu bezeichnen. Darüber wurden nun aber die Büffel so wütend, daß sie auf ihn eindrangen, um ihn auf ihre Hörner zu nehmen. Als der Mann noch auf der Suche nach Weib und Kind gewesen war, war ihm wieder einmal Alter-Mann-Rohote begegnet und hatte ihm geraten, er solle einen langen, dünnen Streifen Büffelsehne mit der Feder eines Adlers auf seinem Scheitel befestigen, so daß sie auf und nieder wippe, wenn er tanze. Sobald nun die Büffel sich auf ihn stürzten, um ihn aufzuspießen, erhob sich die Feder in die Luft; da sein Wesen in die Feder übergegangen war, befand sich niemand mehr im Mittelpunkte des Kreises, und die wütenden Büffel stießen sich gegenseitig mit den Hörnern und zerschlugen sich Beine und Schultern. Endlich standen sie davon ab; sie erkannten, daß des Mannes Medizin stärker sei als die ihre, und gestatteten ihm, Weib und Kind mit sich zurück in sein Lager zu nehmen.

b) Wie die Menschen den Büffeln beikamen

Die Büffel fraßen früher Menschen. Elster und Habicht standen auf der Seite der Menschen, denn von ihnen tat keiner dem anderen etwas zuleide. Eine Beratung fand zwischen Tieren und Menschen statt; Elster und Habicht flogen von dannen mit der Botschaft, es solle ein Wettrennen stattfinden, durch das entschieden würde, wer den andern verspeisen dürfe; die Gewinner sollten die Verlierer verspeisen. Die Bahn war lang und lief um einen Berg herum. Der beste Renner von allen Büffeln war eine Büffelkuh; sie dachte, sie würde gewinnen, und willigte daher in das Wettrennen ein. Auf der Gegenseite war man nicht so zuversichtlich, vielmehr in

Sorge, weil die Bahn so lang war, und versuchte Zauberkraft zu erlangen, um Ermüdung und Erschöpfung vorzubeugen. Daher bemalten sich alle Vögel und vierfüßigen Tiere zu dem Rennen; seither sind sie so bunt. Selbst die Wasserschildkröte legte rote Farbe um die Augen auf; die Elster bemalte sich an Kopf, Schultern und Schwanz weiß. Schließlich waren alle bereit und stellten sich in einer Reihe auf. Dann rannten sie los. Alle kleinen Vögel, die Schildkröten, Kaninchen, Präriewölfe, Wölfe, Fliegen, Ameisen, sonstigen Insekten und Schlangen blieben bald zurück. Als sie sich dem Berge näherten, war die Büffelkuh allen voraus, dann kam die Elster, dann der Habicht, dann die Menschen. Der Rest zog sich weit auseinander. So dicht wirbelte der Staub auf, daß nichts zu sehen war. Um den ganzen Berg herum hatte die Büffelkuh die Spitze; die beiden Vögel aber wußten, daß sie imstande seien, das Rennen zu gewinnen, und hielten so lange gerade nur eben Schritt mit der Büffelkuh, bis diese fast an den Ausgangspunkt gekommen war. Dann gingen sie vor und gewannen das Rennen für die Menschen. Als sie ankamen, sahen sie vierfüßige Tiere und Vögel, über die ganze Bahn verstreut, sich zu Tode rennen, und Boden und Felsen gerödet von ihrem Blute. Jetzt riefen die Büffel ihren Jungen zu, sich zu verbergen, da sie von nun an von den Menschen gejagt werden würden, und hießen sie sich als letzten Vorrat noch etwas getrocknetes Menschenfleisch mitnehmen. Die Jungen gehorchten und hängten sich das Fleisch vorn an ihre Brust, unter der Kehle. Daher essen die Menschen diesen Teil des Büffels nicht; sie sagen, es sei Menschenfleisch. Vom Tage des Rennens an begannen die Menschen zu jagen. Da aber Habichte und Elstern, Krähen und Bussarde beim Rennen auf ihrer Seite gewesen waren, essen sie diese Tiere nicht, sondern gebrauchen nur ihre Federn als Schmuck.

c) Der Coyote und die Büffel

Der Coyote kam einst seines Weges daher. Er hatte lange nichts gegessen und war ganz mager und elend vor Hunger. Schließlich kam er zu einem verlassenen Lager, fand darin

aber nichts als ein verglimmendes Feuer. Als er nach Nah-
rung umherspähte, stieß er auf ein Messer und einen Pfeil
und nahm beide mit sich. Er erklimmte einen hohen Hügel
und sah unten im Tal viele Büffel grasen. Er kroch bis fast
zum Gipfel des Hügels und lugte hinüber. Dann sprach er,
Messer und Pfeil betrachtend, zu sich: „Die Menschen töten
doch Büffel mit diesen Dingen.“ Und er nahm den Pfeil,
warf ihn gegen einen Büffel und sagte: „Fliege und töte
einen Büffel! — Triff den da!“ Der Pfeil fiel zu Boden und
sprach: „Du mußt ein Stück Holz und eine Schnur nehmen,
sonst kann ich nicht fliegen und den Büffel töten.“ Da stieg der
Koyote auf einen Baum, nahm das Messer, schnitt einen Ast
ab, schnitt ihn zurecht und schälte die Rinde ab. Den Ast
drehte er zu einer Schnur, die er an den Stock band. Dann
legte er den Bogen auf den Boden, setzte den Pfeil auf den
Stock und sagte: „Fliege!“ Der Pfeil sprach: „Nein, so geht
es nicht. Du mußt an der Schnur ziehen.“ Der Koyote legte
den Pfeil wieder hin, fasste die Schnur und zog den Bogen
am Boden entlang. „Aber nicht doch!“ rief der Pfeil. „So
geht es auch nicht. Du mußt mich mit der einen Hand an den
Stock anlegen und die Schnur mit der andern halten.“ Der
Koyote gehorchte. „So, jetzt mußt du mit aller Kraft anziehen
und dann loslassen“ erklärte der Pfeil. Der Pfeil flog nun
auf die Büffel zu, traf einen in die Flanke, brachte ihn aber
nicht zu Fall. Der Koyote hob das Messer auf und lief, so
schnell er konnte, hinter dem verwundeten Büffel her; er
schrie dabei so laut, daß der Büffel schon vor Schreck zu-
sammenbrach. Der Koyote hielt sogleich an, um das Blut aus
seinen Wunden zu lecken, dann ergriff er das Messer und
machte sich bereit, den Büffel zu schlachten. Dabei sah er auf
und erblickte einen Bären, der auf der andern Seite saß.
„Komm her,“ sagte er zu ihm, „ich will dir etwas geben.“
Aber der Bär rührte sich nicht. Der Koyote lud ihn zum
zweitenmal ein, da kam der Bär herbei und half dem Koyote
beim Schlachten. Nun bekam es aber der Koyote mit der
Angst vor dem Bären zu tun und versteckte sich vor ihm auf

der andern Seite des toten Büffels. Nach einer Weile begann das Blut im Magen des Koyote zu rumoren, und der Bär hörte es. Er hielt inne und fragte: „Was ist das?“ Der Koyote schlug sich auf den Bauch und sprach laut: „Sei ruhig, Bruder.“ „Was hat dein Bruder gesagt?“ fragte der Bär. „Ach, er sagte eben nur, daß er gern Bären fresse.“ Darüber erschrak der Bär sehr und erhob sich, um fortzulaufen. „Wo gehst du denn hin?“ fragte ihn der Koyote, und er erwiderte: „Oh, ich gehe nur über den Hügel dort.“ Sobald der Bär außer Sicht war, stieg der Koyote den Hügel hinauf und sah den Bären davonlaufen, so schnell er konnte. Da rief er ihm nach: „Komm doch zurück! Ich dachte, du wolltest mir beim Schlachten helfen.“

Der Koyote ging wieder zu dem toten Büffel und bedeckte das schon herausgeschnittene Fleisch mit Blättern, die zahlreich auf dem Boden herumlagen. Als er dann fortfuhr, den Büffel zu zerlegen, flog eine Elster vorbei. Der Koyote warf ihr ein Stück Fett zu und sagte: „Fß das und fliege dann in der ganzen Welt umher und bestelle allen Vögeln und vierfüßigen Tieren, sie möchten hierher kommen. Es wird ein großes Festmahl geben.“ Die Elster flog über das ganze Land und lud alle Tiere zu dem Essen ein. Bald waren sie da und versammelten sich rings im Kreise um den Koyote. Dieser nahm Platz, um eine Ansprache an sie zu halten. Sobald er das tat, begann der Nachtfalke über seinem Kopfe zu kreisen, und zwar recht geräuschvoll. „Pack' dich, du neidisches Frauenzimmer, ich will jetzt sprechen“ rief der Koyote; dann wollte er sich erheben, konnte es aber nicht. Der Nachtfalke hatte überall um ihn seine Lösung ausgestreut, so daß er auf seinem Platz festklebte. Im Nu waren alle Tiere aufgesprungen und zu dem Kadaver gelaufen und begannen zu fressen. Einige fanden auch bald das unter Blättern versteckte Fleisch, scharrten es hervor und fraßen es gleichfalls auf. Just, als alles Fleisch verschwunden war, kam der Koyote wieder frei; die Tiere aber rannten davon und ließen ihn im Stich. Da setzte er sich hin und weinte.

d) Die Schildkröte auf dem Kriegspfad

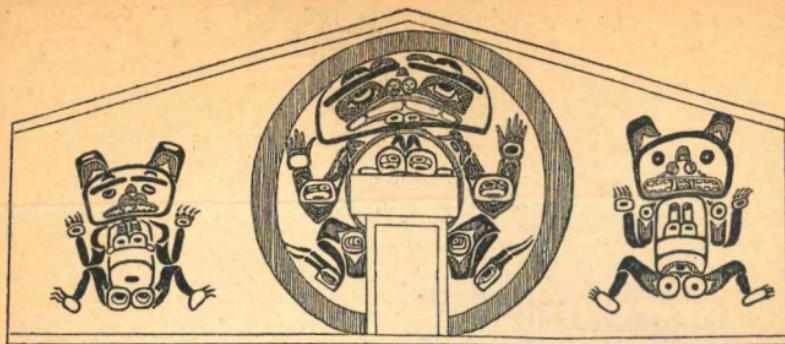
Ges war einmal ein großes Lager, in dem viele vierfüßige Tiere und Insekten lebten. Die Schildkröte und ihre Schwester waren unter ihnen. Eines Tages sagte sie zu ihrer Schwester: „Ich werde jetzt auf den Kriegspfad gehen und mir dazu meine Kampfgenossen aussuchen.“ Und sie ging hin und lud einen Feuerbrand, eine Heuschrecke, ein Stück Pemmikan, einen gelben Schmetterling und einen Travoisstock ein, mit ihr zu kommen. Nachdem sie diese merkwürdige Gesellschaft um sich versammelt hatte, zog sie in den Krieg. Sie waren bis auf den Gipfel eines Hügels gekommen, als ein Wirbelwind nahte. Der Schmetterling sprach: „Nun will ich euch einmal zeigen, was ich kann.“ Und er breitete seine Flügel aus, um einen großen Flug zu unternehmen. Aber der Sturm trug ihn hinweg und wirbelte ihn umher, so daß er schrie: „Halt, Bruder, halt!“ Der Wirbelwind beachtete ihn nicht, und bald hatten die andern den Schmetterling aus den Augen verloren. Die Schildkröte und ihre Genossen warteten lange; als er aber immer noch nicht zurückkehrte, setzten sie ihren Marsch fort und kamen bald zu einem dichten, dornigen Rosengebüsche. Während die Schildkröte den Weg durch das Dickicht bahnte, hörte sie von hinten jemand um Hilfe rufen. Alle drehten sich um und sahen, daß der Travoisstock im Dornbusch festsaß. Da packten sie ihn, um ihn herauszuziehen — sie zogen und zogen, bis der Stock brach. „Nun wird er sterben“ sagten sie und standen alle um ihn herum, bis er tot war. Dann zogen sie weiter. Dabei überhitzte sich der Pemmikan und stürzte tot nieder, noch ehe sie weit gekommen waren. Die andern gelangten an einen Strom mit schlammigen Ufern. Sie hielten Rat und beschlossen hinüberzuspringen. Die Schildkröte und das Feuer kamen heil hinüber, aber die Heuschrecke, die zu sehr auf ihre Geschicklichkeit baute, erreichte gerade noch die Uferkante, fiel in den Schlamm und blieb stecken. Als sie versuchte, sich herauszuziehen, verlor sie ein Bein. Ihr Geschrei brachte die Schildkröte und das Feuer herbei, aber als diese daran gingen, sie herauszuziehen, verlor

sie ein zweites Bein. „Nun kannst du nicht mehr mit uns gehen,“ sagte die Schildkröte, „wir müssen dich verlassen.“ Die Schildkröte und das Feuer gingen allein weiter und kamen wieder an einen großen Strom. Dieser war zu breit, um hinüberzuspringen; also beschloß die Schildkröte, hindurchzuschwimmen und dabei das Feuer auf den Rücken zu nehmen. Als sie in der Mitte des Stromes war, begann das Feuer zu verlöschen und rief der Schildkröte zu, sie möge sich sputen. Die Schildkröte schwamm aus Leibeskräften, aber als sie das andere Ufer erreicht hatte, war das Feuer aus. Jetzt war die Schildkröte allein von der ganzen Kriegsgenossenschaft übriggeblieben.

Als sie weiter wanderte, erreichte sie ein Indianerlager. Sie verbarg sich am Rande eines Baches, an einer Stelle, wo die Leute Wasser schöpfen kamen. Es dauerte auch nicht lange, da nahte sich ein kleines Mädchen. Die Schildkröte erhob sich aus dem Wasser, packte das Mädchen und zog es unter Wasser. Sobald es ertrunken war, schnitt sie ihm den Kopf ab und steckte ihn unter ihren Panzer. Dann marschierte sie kühn auf das Lager los. Da hörte sie einen Mann laut hinter sich rufen: „Da ist eine Schildkröte!“ Andere Männer kamen und schleppten sie ins Lager. Da sprach die Schildkröte zu den Männern folgendermaßen in ihrer eigenen Sprache: „Ich bin hier, um mich nach einem Feinde umzusehen.“ Als die Männer dies nicht verstanden, sagten sie: „Laßt uns die Spinne rufen. Sie ist gewandt und versteht vielleicht, was die Schildkröte sagt.“ Die Spinne kam, und die Schildkröte wiederholte ihre Worte, die die Spinne den Männern verdolmetschte. Sobald die Männer vernahmen, was die Schildkröte im Schilde fügte, zündeten sie ein großes Feuer in der Mitte des Lagers an und sagten, sie wollten die Schildkröte ins Feuer werfen. Als die Schildkröte sah, was vor sich ging, sprach sie zur Spinne: „Ei! Das Feuer ist gerade etwas für mich.“ Dann schritt sie durch das Feuer, das sie nur wenig versengte, und begab sich wieder zu den Leuten. Diese riefen: „Wahrhaftig, das Feuer scheint ihr Element zu sein“ und wollten sie nun nicht wieder ins Feuer gehen lassen, weil sie dachten, es mache ihr nur Spaß.

Nun befragten sie die Spinne wieder, auf welche Weise sie die Schildkröte umbringen könnten, und diese riet, sie in ein tiefes, wassergefülltes Loch zu werfen. Als die Schildkröte sah, was sie vorhatten, tat sie sehr erschreckt und begann ihr schlimmes Geschick zu bejammern. Sie sagte der Spinne, sie würde unbedingt sterben, wenn man sie ins Wasser würde. Während sie noch weinte und schrie, wurde sie gepackt und hineingeworfen. Sie sank, und die Leute sagten, als Blasen an die Oberfläche stiegen: „Jetzt ist sie tot.“ Augenblicklich erhob sich aber die Schildkröte wieder mitten aus dem Wasser, stieß einen Kriegsruf aus und schwenkte den Kopf des Kindes, das sie getötet hatte, in der Luft; dann tauchte sie wieder unter. Ein allgemeines Wutgeheul war die Antwort. „Wie sollen wir bloß die Schildkröte umbringen!“ schrien die Leute. Die Spinne riet ihnen, alle ihre Pferde, Käbel, Weiber herbeizuholen, das Wasser auszuschöpfen und die Pferde damit zu tränken. Sie gingen hurtig ans Werk, aber das Wasser war noch nicht ganz ausgeschöpft, als die Sonne unterging. Die Spinne sagte: „Wir müssen bis morgen warten. Damit aber die Schildkröte nicht entwicht, wollen wir alle rings um das Wasserloch schlafen.“ Während sie dalagen, teils schlafend, teils wachend, gelang es der Schildkröte, unbemerkt zu entkommen. Endlich erreichte sie ihr eigenes Lager wieder und berichtete von ihren Abenteuern. Sie erzählte ihrem Volke, daß sie einen ihrer Feinde getötet habe, und zeigte zum Beweise den Skalp. Ihre Schwester tanzte über dem Skalp den Siegestanz.





24. Der Aufbau der Welt


 ie Vilchula glauben, daß es fünf Welten gäbe, eine über der andern. Die mittlste ist unsere eigene Welt, die Erde; über ihr breiten sich zwei Himmel, unter ihr zwei Unterwelten aus. Der obere Himmel heißt Atsaachtl; hier herrscht eine Göttin namens Qamaits. Dieser obere Himmel gleicht einer baumlosen Steppe; um zu ihm zu gelangen, muß man vom Haus der Götter im unteren Himmel einen Fluß hinaufgehen, oder man muß durch ein Loch im Himmelsgewölbe kriechen. Das Haus der Qamaits, der höchsten Göttin, steht im fernen Osten. Beständig fegt ein Sturmwind über die Steppe und reißt jedes Ding mit sich fort, zum Eingang des Hauses hin. Im Umkreis desselben aber herrscht Windstille; vor ihm erhebt sich ein Totempfeiler in Gestalt eines großen geflügelten Ungeheuers, dessen Maul den Türeingang bildet. Vor dem Türeingang liegt dreifarbig (blauer, schwarzer und weißer) Kies, und hinter dem Haus ist ein Salzwassertümpel, in dem die Göttin badet und die Sisiutl haust. Dies schlangen- oder fischartige Wesen kommt bisweilen zur Erde herab, und überall, wo es sich zeigt, bersten die Felsen und geraten die Berghänge ins Rutschen. Die Berge waren im Anbeginn der Welt noch sehr hoch, viel höher als gegenwärtig; sie waren menschenähnliche Dämonen, welche die Welt unbewohnbar machten, weshalb

Namaits ihnen den Krieg erklärte. Sie besiegte sie im Kampf und machte sie niedriger. Von diesem Kampf zeugen noch manche Spuren auf Erden. Noch jetzt besucht Namaits von Zeit zu Zeit die Erde, aber ihr Besuch hinterläßt nur Krankheit und Tod.

Im Mittelpunkt des unteren Himmels, der Sonch genannt wird, steht das Haus der Götter, Nusmeta („Haus der Mythen“). Auch vor ihm erhebt sich ein Totempfeiler; er ist mit Darstellungen aller Arten von Vögeln bemalt. Noch, ein weißer Kranich, sitzt oben auf der Spitze des Pfeilers. Der Herr dieses Hauses ist Sench, die Sonne, die einzige Gottheit, zu der die Vilchula beten (denn zu Namaits betet niemand). Sench an Ansehen gleich kommt Atkuntam. Beide wohnen im hinteren Teil des „Hauses der Mythen“. Näher dem Feuer haust Snutkulchals, ein alter Mann, der ehemals über das Haus gebot, auf seinen Rang aber zugunsten von Sench und Atkuntam verzichtet hat. Diese sind die eigentlichen Beherrscher der Menschheit; sie sind auch ihre Schöpfer, wenn sie auch manchmal ihr feindlich gesinnt erscheinen. Außer den dreien wohnt noch eine große Zahl niederer Gottheiten im „Haus der Mythen“. Sie sind die Gehilfen der beiden Hauptgottheiten und haben insbesondere die Aufgabe, das Kusiut (d. h. das gesamte Winterzeremoniell der Vilchula) zu überwachen. So tötet Sichsekyliaich diejenigen, welche die Vorschriften des Zeremoniells übertreten; Nusneneqals hält die fern, die nicht in die Geheimnisse des Kusiut eingeweiht sind; Sanotlchmutlalt hat die Aufgabe, den Menschen neue Kusiut-tänze von den Gottheiten zu überbringen; und zwei Göttinnen, Snitsmana und Aiatlilaacha, treten für jene Menschen ein, die von den Hauptgöttern mit Tod und Krankheit bedroht werden. Diese beiden Göttinnen haben auch die Aufgabe, die Menschen vom Schlaf zu erwecken — ohne ihre Hilfe würde niemand wieder erwachen —, und Aiatlilaacha im besonderen ist die Hüterin des Mondes. Sie muß ihm allmonatlich seine volle Gestalt wiedergeben und nach einer Finsternis sein Gesicht säubern. Eine solche wird nämlich von Gottheiten er-

zeugt, die dann sein Gesicht schwarz bemalen, denn man glaubt, daß zur Zeit der Finsternis der Mond mit einer der heiligsten Kusiutzeremonien beschäftigt ist, deren Ausführung mit großen Gefahren verknüpft ist; die schwarze Bemalung des Gesichts dient ihm als Schutz gegen diese Gefahren. — Darum bemalen und reinigen Snitsmana und Uatlilaacha auch die Gesichter der menschlichen Kusiuttänzer und erwecken die, welche bei der gefahrvollen Ausübung der Zeremonien ums Leben gekommen sind, vom Tode.

Eine Reihe anderer Gottheiten greift unmittelbarer in die Geschehnisse der Welt ein. Sench ist zwar der Menschenköpfer, doch gibt erst der Gott Kchecheknem diesem seinem Werke die letzte Vollendung. Wenn Sench ein Kind schafft, das geboren wird, so verleiht erst Kchecheknem diesem bestimmte Züge. Bevor die Kinder geboren werden, legt die Göttin Nuechqemalsaich sie in eine Wiege und schaukelt sie; erst dann werden sie auf die Erde gesandt. Auch mit den Tierjungen macht sie es so. Eine andere Göttin im „Haus der Mythen“, Nonoosqa, ist die Mutter der Blumen. In jedem Frühjahr läßt sie die Blumen der Reihe nach entstehen; zwei alte Frauen, ihre Gehilfinnen, rufen dazu einen Schamanen zur Unterstützung herbei. — In jedem Jahr bestimmen die Götter zur Zeit der Wintersonnenwende, wer im folgenden Jahr sterben soll. Zwei Wesen, deren Name Kakefssaiotl ola chmanoas ist, werden auf die beiden Enden eines langen Brettes, das in der Mitte unterstützt ist und wie eine Schaukel hin und her schwingt, gesetzt. Dann werden alle Menschen und Tiere herbeigerufen und müssen sich an den Enden der Schaukel aufstellen. Wenn eines der beiden schaukelnden Wesen herabfällt, so stirbt derjenige, der in der Nähe steht, eher als der am andern Ende. Auch einen Boten der Götter gibt es, Nutsekoalsika („Langohr“), der alle Nachrichten von der Erde zum „Haus der Mythen“ hinaufbringt. Weder Sench noch Utkuntam mischen sich, wenn sie auch in erster Linie den Geschicken der Menschen ihre Aufmerksamkeit schenken, persönlich in ihre Angelegenheiten ein. Ihre Gedanken werden

von vier Brüdern ausgeführt, die den gemeinsamen Namen Masmasalanich führen. Sie heißen Matlapalitsef, Yulatimot, Matlapeechoef und Tlilitlulak und haben eine Schwester namens Tlaquimeiks. Sie wohnen in einem erhöhten Raum im Hintergrunde des „Hauses der Mythen“ und beschäftigen sich damit, Holz zu schnitzen und zu bemalen. Daher heißt es auch, daß sie die Menschen diese Künste lehrten; sie zeigten ihnen, wie sie Kanus auszuöhöhlen, allerlei Behälter zu machen, Häuser zu bauen hatten, sie lehrten sie aber auch die Jagdmethoden und schufen die Fische.

Außer all' diesen Göttern gibt es noch neun Brüder und eine Schwester, die ganz besonders das Kusiutzeremoniell überwachen und sich durch ihre verschiedene Gesichtsbemalung unterscheiden. Der eine trägt Vollmond-, ein anderer Halbmond-, ein dritter Stern-, ein vierter Regenbogenbemalung und so fort. — In einem Winkel des „Hauses der Mythen“ lebt ein Sohn der Götter Sench und Atlkuntam, namens Baëchotla. Wenn jene ihre Besucher zu töten beabsichtigen, senden sie sie hinter die Tür von Baëchotlas Kammer; dieser stürzt dann hervor und verschlingt den Besucher. Er ist es auch, der die Mitglieder des Kannibalenbundes weiht.

Der Pfad der Sonne wird von einer Unzahl anderer Gottheiten bewacht. Am Sonnenaufgangspunkt hat der „Bär des Himmels“ seinen Platz. Er ist ein gewaltiger Krieger, der die Sonne vor den Angriffen ihrer Feinde schützt; er ist es auch, der den Menschen kriegerischen Mut einhaucht. Am Sonnenuntergangspunkt steht ein riesiger Pfosten, der den Himmel trägt und es verhindert, daß die Sonne hinab in die untere Welt stürzt. Der Pfad der Sonne ist eine Brücke, die einst die Masmasalanichs bauten. Ihre Breite entspricht der des Himmelsstreifens, auf dem sich die Sonne von der Wintersonnenwende bis zur Sommersonnenwende bewegt. Die Sonne wandelt ihre Bahn mit dem Untlich gen Westen, im Winter auf der rechten, im Sommer auf der linken Seite der Brücke. An der äußersten linken und äußersten rechten Stelle der Brücke, die beide Seemt heißen („Ort, wo die Sonne sich niederläßt“),

wacht je ein Wesen darüber, daß die Sonne hier nicht allzu lange zur Zeit der Sonnenwende verweile. Drei andere Wächter begleiten die Sonne während ihres ganzen Laufes, wobei sie sie fortgesetzt umtanzen. Zur Zeit einer Finsternis verliert die Sonne ihre Fädeln. Die Strahlen der Sonne sind ihre Augenbrauen.

Vierundzwanzig Wächter, Nekolakhaich genannt, sind dazu da, den Himmel mit dem Nötigsten zu versorgen. Der Himmel muß nämlich dauernd mit Brennholz beschickt werden. Einstmals schichteten sie zuviel Brennholz im Himmel auf, so daß er barst und alle Scherben bis auf einen hinab zur Erde fielen; die Splitter trafen die Gesichter der vierundzwanzig Wächter und verunstalteten sie. Sie versuchten nun, den Himmel wieder auszubessern, verstanden es aber nicht. Da stiegen sie den Fluß hinab, trafen die Masmasanichs und baten sie um ihre Unterstützung. Die Masmasanichs sammelten die Scherben und leimten sie wieder zusammen. Bis zu dieser Zeit hatte die Sonne sich im Osten aufgehalten; von nun an begann sie ihren täglichen Lauf, und die Masmasanichs bauten ihr die Brücke. Sie trieben einen Keil in die Öffnung des Himmels, durch welche die Nekolakhaich das Brennholz zu schaffen hatten, und sprachen: „Der Himmel soll nicht wieder bersten; dieser Keil wird seinen Mund offen halten.“

Unsere eigene Welt, die Erde, heißt Anefootl oder Denkilst („das Land unten“). Sie ist eine Insel, die im endlosen Ozean schwimmt. Fern im Osten sitzt mit gespreizten Beinen ein Riese namens Atlepalachnaich. Er hält einen langen, steinernen Balken in den ausgestreckten Händen; an diesem ist die Erde mittels zweier steinerner Seile befestigt. Zuweilen ermüdet er und bewegt seine Hände, um den steinernen Balken besser zu fassen; dann gibt es ein Erdbeben. Wenn er unsere Erde westwärts bewegt, brechen Epidemien aus, und wenn er sie ostwärts bewegt, schwinden alle Krankheiten wieder. Im Ozean lebt ein Wesen namens Sethsats, das zweimal täglich das Wasser des Ozeans verschluckt und wieder von sich gibt; das ist die Ursache der Gezeiten.

Die Welt unter uns ist Ajiutanem, das Land der Geister. Kunde von dieser Welt bekommen wir hauptsächlich durch Schamanen, die sie während einer Verzückung besucht haben. Der Weg zum Geisterland führt durch eine Öffnung, die sich in jedem Hause zwischen der Tür und der Feuerstelle befindet. Das Geisterland dehnt sich längs den Sandufern eines großen Flusses aus; ein Hügel liegt hinter dem Dorf der Geister, dessen Fuß mit scharfkantigen Steinen bedeckt ist. Wenn auf der Erde Sommer ist, ist es im Geisterland Winter, und wenn wir Nacht haben, haben die Geister Tag. Die Geister laufen nicht aufrecht auf ihren Füßen, sondern auf den Köpfen; sie haben eine eigene Sprache, die verschieden von jeder irdischen ist. Sobald die Totenseelen die Unterwelt erreichen, bekommen sie neue Namen. Das Dorf der Geister umgibt ein Gatter; die Geister haben auch Tanzhäuser, in denen sie ihr Aksiut feiern, die direkt unter den Begräbnispläcken jedes irdischen Dorfes liegen. Diese Tanzhäuser sind sehr lang und breit und besitzen vier Feuerstellen; die Frauen hocken auf dem Fußboden, während die Männer sich auf einer erhöhten Plattform aufhalten. Die Tanzhäuser haben zwar Türen, doch werden sie von denen, die zum erstenmal in die Unterwelt gelangen, durch die Rauchlöcher betreten, wobei eine Art Strickleiter, an deren Ende zwei Männer stehen, das Herabsteigen erleichtert. Wer einmal das Tanzhaus der Geister betreten hat, für den gibt es keine unmittelbare Rückkehr zur Erde mehr. Doch steht es den Seelen frei, mit Hilfe der Strickleiter zum unteren Himmel hinaufzusteigen. Dann können sie von den Gottheiten auf die Erde zurückgesandt werden, um als Kinder in derselben Familie, der sie einst angehörten, wieder geboren zu werden. Wem aber das Leben im Lande der Geister behagt, der stirbt zum zweitenmal und sinkt dann in die zweite, tiefere Unterwelt hinab, von der es kein Zurück mehr gibt. Im fernen Westen liegt das Land der Lachse, Mialtoa genannt. Alljährlich im Vorfrühling verlassen es die Lachse und steigen die Flüsse hinauf; im Herbst kehren sie nach Mialtoa zurück. Winwinas Kanu Kunkunuqtstutls bringt sie alljährlich

den Menschen. Wenn es nach neun Monaten die Rückreise antritt, langt ein anderes Kanu, Noaknem genannt, an, welches das Kusiutzeremoniell bringt. Es bleibt vier Monate, bis zur Rückkehr des ersten Kanus, und es heißt, daß alle Gottheiten des „Haus des Mythen“ auf dem Kanu Noaknem die Dörfer der Vilchula besuchen.

Endlich gibt es noch eine Anzahl dämonischer Wesen, die auf der Erde leben. Eines, Tlatlaäitl genannt, hat die Aufgabe, die Schamanen zu weihen. Es haust in den Wäldern und schwingt einen mit rotem Federnbast umwundenen Holzstab in den Händen, wodurch ein summender Ton entsteht. Um den Hals trägt es einen großen Ring aus Streifen Bärenfells und rotem Federnbast. Zuweilen tummelt es sich in Weihern, die im Gebirge liegen. Wenn es ins Wasser springt, so fängt dieses an zu kochen; wenn eine Frau ihm begegnet, so beginnt sie zu menstruieren, und wenn ein Mann es trifft, so blutet ihm die Nase. Wenn Tlatlaäitl einen Menschen zum Schamanen weiht, so berührt er dessen Brust mit seinem Stabe und bemalt sein Gesicht mit dem Muster des Regenbogens. Dann schwingt er seinen Stab und bewirkt durch das Geräusch, daß der Mensch in Ohnmacht fällt. Auch sinnliche Lüste erweckt er in Mensch und Tier. Bisweilen enthüllt das Wesen dem von ihm geweihten Schamanen, wer demnächst frank wird oder stirbt. Es bewirkt nämlich, daß er sieht, wie der Körper eines Menschen schwarz ist oder wie andere auf dem Kopf stehen; das sind Anzeichen, daß sie frühzeitig sterben werden. — Auch die Sisiutl ist ein Helfer der Schamanen und dient ihm als Mittel, Krankheiten zu kurieren. Mit großen Vorsichtsmaßregeln muß eine Sisiutl gefangen, zerlegt und in Krankheitsfällen verwendet werden. Das Auge der Sisiutl misst einen Fuß im Durchmesser und ist durchscheinend wie Bergkristall. — Ein anderes Wesen namens Kutsos ist der Vater der Bergziegen. Wenn ein Jäger Kutsos trifft, erscheint dieser ihm zuerst in der Größe eines Zickleins. Dann muß er die Augen schließen und wieder öffnen und wird sogleich Kutsos in seiner wahren Gestalt als Ziegenbock von ungeheurer Größe

vor sich sehen. Dann muß der Jäger bergan steigen; wenn er hinabgehen würde, würde er stürzen und umkommen. Der Donner wird vom Donnervogel verursacht, der in den Bergen wohnt, gemeinsam mit einer Schar von Geistern, die als seine besonderen Freunde gelten. In seinem Hause leben außer seinem Herold Utlchulatenum noch das Kaninchen, die Eule — der Rival des Donnervogels —, der Berg und der Regentropfen.

25. Die Entstehung der Sterne

Bor langer Zeit lebte eine Frau namens Pakuana. Sie hatte einen Sohn namens Stsqaaqa (beide waren Vögel). Sie besaßen große Vorräte an getrockneten Lachsen, und als es Winter wurde, sprach die Frau zu ihrem Sohne: „Lege die Lachse in den Fluß und wässere sie aus.“ Der Knabe gehorchte. Er brachte abends die Fische zum Flusse und bedeckte sie mit schweren Steinen. Als er morgens zum Wasser ging, um die Fische wieder zu holen, waren sie verschwunden. Da lief er zu seiner Mutter und rief: „Oh, Mutter, jemand hat unsere Lachse gestohlen. Ich weiß aber nicht, wer der Dieb ist.“ Abends legte er wieder getrocknete Lachse ins Wasser, und wieder wurden sie gestohlen, obwohl er sie diesmal mit noch mehr Steinen bedeckt hatte. Als in der dritten Nacht das gleiche geschah, legte er sich auf die Lauer, um den Dieb zu ertappen. Er hatte noch nicht lange in seinem Versteck gewartet, da sah er den grauen Bären kommen und die Fische unter den Steinen fortziehen. Rasch sprang er hervor und schrie: „Ts! ts! Warum stiehlst du meine Fische?“ Der Bär erwiderte: „Sei still! Ich bin groß und du bist klein. Ich kann dich fressen.“ Damit schlürfte er den Kleinen durch die Nase ein. Dieser aber flog gerade durch ihn hindurch und rief höhnend: „Ts! ts! Da bin ich! Deine Nase und dein Afters sind gar zu groß.“ Dreimal verschlang ihn der Bär, und jedesmal

kam er wieder hinten heraus. Da nahm der Bär zwei Pfropfen, verschluckte den Kleinen und verstopfte sich Nase und Uster, so daß jener gefangen war. Stsqaaqa nahm sein Reibefeuerzeug und machte ein Feuer im Magen des Bären. Als dasselbe lichterloh brannte, stieß er den Pflock aus dem Uster und flog von dannen. Der Bär aber schrie: „Das Feuer verbrennt mich. Lösch es aus.“ Stsqaaqa aber antwortete: „Nein, du mußt sterben, denn du hast mich viermal fressen wollen.“ Der Bär fiel auf den Rücken und schlug noch ein paarmal mit seinen Pfoten um sich; dann platzte sein Bauch, und er war tot. Viele Funken flogen heraus und wurden in Sterne verwandelt.

Stsqaaqa flog nun zu seiner Mutter und sprach: „Bald werden die Freunde des Bären kommen, um seinen Tod zu rächen.“ Da begann Pakuana Zaubersprüche zu singen, während sie Takt auf einem Felsblöck schlug, auf dem sie saßen. Der Stein fing an zu wachsen. Er ward größer und größer und wurde endlich ein riesiger Berg. Oben entzündeten sie ein großes Feuer, in dem sie Steine glühend machten. Als nun die Tiere des Waldes gegen den Berg anstürmten, um den Tod des Bären zu rächen, rollten sie die glühenden Steine hinab und töteten ihre Feinde. Die Steine erschlugen den grauen Bären, den schwarzen Bären, den Sneneiq und den Wolf.

26. Der Mondmann als Buhle



in Mann sandte seine Frau jeden Tag in den Wald, Beeren zu sammeln. Eines Tages sah sie daselbst der Mann im Monde, der Sohn Senchs. Er fand Gefallen an ihr und stieg vom Himmel herab, um etwas bei ihr zu bleiben. Dann kehrte er in den Himmel zurück. Die Frau ging nach Haus, hatte aber keine Beeren, da sie, statt zu sammeln, mit dem Mondmann zusammen gewesen war. Als sie nun alltäglich ohne Beeren nach Haus kam, obwohl ihrer viele im Walde wuchsen, ward ihr Mann

mißtrauisch und beschloß, sie zu belauschen. Er fand sie mit ihrem Liebhaber zusammen. Unbemerkt schlich er nach Haus zurück, beschloß aber, sich zu rächen. Am folgenden Tage sprach er zu seiner Frau: „Du findest ja nie Beeren, ich will jetzt selbst einmal gehen und sehen, ob es keine gibt.“ Er setzte sich nun seiner Frau Hut auf, hing ihren Mantel um, unter dem er ein Messer verbarg, und ging zu dem Platze, wo jene einander zu treffen pflegten. Es währte nicht lange, da kam der Mondmann. Als dieser ihn umfangen wollte, schnitt er ihm mit dem Messer den Kopf ab. Er trug ihn nach Hause, und als seine Frau ihn erblickte, erschrak sie sehr und fing an zu weinen. Da er wissen wollte, wer jener sei, rief er alle Leute zusammen, den Kopf anzusehen. Aber niemand erkannte ihn.

Sench stieg nun zur Erde herab, um seinen Sohn zu suchen. Endlich kam er auch zu dem Manne, welcher ihn erschlagen hatte. Er fragte: „Hast du meinen Sohn nicht gesehen?“ Jener antwortete: „Nein, ich kenne ihn nicht und habe ihn nicht gesehen.“ Da erblickte Sench den Kopf seines Sohnes, der über dem Feuer hing. Er ward sehr zornig und machte ein großes Feuer auf der Erde, so daß alle Menschen umkamen. Nur die Geliebte des Mondmannes blieb verschont. Sie nahm einen Eimer voll Wasser aus dem Flusse, ehe er austrocknete, und fing mit dem Wasser viele kleine Fische. Als alles ausgebrannt und die Flüsse vertrocknet waren, schüttete sie das Wasser in den Fluß, der nun wieder zu laufen begann. Die Fische schwammen darin umher und vermehrten sich rasch.





27. Die Rabensage

a) Die Geburt des Raben



Es gab eine Zeit, da kein Licht auf der Erde war, so daß alle Menschen im Finstern umhergingen und arbeiteten. In dieser Zeit lebte ein Mann namens Naschatiyetl und bei ihm seine Frau und seine Schwester. Die Frau liebte er sehr, daß er sie durchaus nicht arbeiten ließ, so daß sie den ganzen Tag mit Stillsiken hinbrachte, sei es im Hause, sei es vor den Häusern auf den Klippen. An ihrem Leibe trug diese Frau vier Kolibris, von denen zwei an ihren Brüsten neben den Armen und die beiden andern weiter unterhalb in den Achselhöhlen saßen. Sie verließen aber ihre Plätze augenblicklich und flogen davon, sobald die Frau, sei es auch auf das sittsamste, sich mit einem andern Mann als ihrem eigenen abgab. Ihr eigener Mann war nun so eifersüchtig, daß er sie, wenn er von Hause wegging, in einen Kasten einschloß. Er ging täglich zur Arbeit in den Wald, wo er Einbäume machte; in dieser Kunst war er nämlich Meister. Seine Schwester hieß Kitschuginsi; sie hatte, man weiß nicht von wem, einige Söhne, und diese wurden einer nach dem andern von ihrem eifersüchtigen Oheim getötet, sobald sie herangewachsen waren. Die Mutter flagte, hilflos wie sie war, über den Verlust ihrer Kinder. So saß sie einst weinend auf den Klippen, als ganz nahe dem Strande eine Schar Schwertwale vorbeizog, von denen der eine anhielt

und ein Gespräch mit der trostlosen Mutter begann. Nachdem er von der Ursache ihrer Trauer gehört hatte, befahl er ihr ins Wasser zu steigen, einen kleinen Stein vom Grunde aufzuheben, ihn heiß zu machen, zu verschlucken und Wasser nachzutrinken. Kitschuginsi tat es, verschluckte den Stein und trank danach von den Wellen, die der Abzug der Walfische hinterließ. Infolge davon wurde sie schwanger und gebar schon nach acht Monaten einen Sohn, den sie für einen gewöhnlichen Sterblichen hielt, der aber Yetl (der Rabe) war. Während der Schwangerschaft hatte sie sich vor ihrem Bruder an einem abgelegenen Orte verborgen gehalten.

Schon in seiner frühesten Jugend machte Kitschuginsi ihrem Sohne einen Bogen und Pfeile, und sobald sie ihm deren Anwendung gezeigt hatte, wurde er ein so geschickter Jäger, daß er keinen vorbeifliegenden Vogel verfehlte. Allein von den Kolibris erlegte er so viele, daß die Mutter sich aus deren Balgen ein ganzes Oberkleid nähte. Um seiner Jagdlust zu genügen, baute er sich eine kleine Schießhütte; als er in dieser einmal während der Morgendämmerung versteckt lag, setzte sich dicht vor die Tür ein großer Vogel, der, wie eine Elster gestaltet, einen langen Schwanz hatte und einen sehr langen, dünnen, glänzenden Schnabel, der fest wie Eisen war. Es war der Kuzgatuli (der Himmelsvogel). Yetl schoß ihn, zog ihm den Balg ab und streifte ihn sich über, worauf er sofort Lust und Fähigkeit zum Fliegen fühlte. Ein andermal schoß er eine große Ente und bekleidete mit ihrem Balg seine Mutter, die dann sofort auf dem Meere schwimmen konnte.

Als Yetl herangewachsen war und durch seine Mutter von den Untaten ihres Bruders gehört hatte, ging er, während sich dieser wieder einmal im Walde beim Kanubau befand, in sein Haus, öffnete den Kasten, in den die Frau gesteckt war, ließ ihre Kolibris davonfliegen und verführte die Frau. Dann erwartete er ruhig den gekränkten Ehemann. Dieser beschloß, sich an dem Neffen zu rächen. Zunächst forderte er ihn zu einer Seefahrt auf und warf ihn während derselben über Bord. Aber Yetl ging ungesiehen auf dem Meeresgrunde landwärts,

wo er nach vier Tagen wohlbehalten wieder zum Vorschein kam. Dann befahl der Oheim ihm, einen Baum zu fällen, der in der Nähe des Hauses stand, denn er hoffte, der Baum werde ihn töten. Als aber der Baum auf Yetl fiel, tötete er ihn nicht, denn sein Körper war wie aus Stein. Am nächsten Tage rief Nasschakihetl ihn wiederum zu sich und hieß ihn ein Kanu, das er soeben gemacht hatte, glätten. Als Yetl hineinstieg, um das Innere zu bearbeiten, schloß es sich über ihm, sobald der Oheim die spreizenden Stäbe fortnahm. Aber Yetl stemmte nur seine Elsbogen gegen die Wände, zerbrach das Kanu und schlug es kurz und klein. Da ließ Nasschakihetl ihn wieder zu sich rufen und setzte auf das Feuer einen großen Kupferkessel, in den heiße Steine geworfen wurden. Er befahl ihm, hineinzusteigen, und deckte dann den Kessel zu, um ihn zu töten. Aber Yetl verwandelte sich in Stein, und als sein Oheim ihn schon in Stücke zerfocht wünschte und in den Kessel gudete, sah er ihn heil und unversehrt darin sitzen.

Da ergrimmte Nasschakihetl sehr und rief: „Es regne über die ganze Erde, auf daß die Menschen zugrunde gehen.“ Und es wurde mit einem male so naß und stürmisch, daß die Menschen nicht mehr auf die Nahrungs suche gehen konnten und elend zu verhungern begannen. Ihre Kanus zerbarsten, ihre Häuser stürzten über ihnen zusammen, und sie litten schrecklich. Dann setzte sich Nasschakihetl seinen Lanzhut auf, und sogleich begann Wasser aus dessen Spitze hervorzuströmen. Als es schon den Fußboden des Hauses bedeckte, stiegen Yetl und seine Mutter auf die unterste der um den Boden herumlaufenden Stufen; denn Nasschakihetls Haus war nur scheinbar ein solches, in Wirklichkeit aber die Welt, und die Stufen waren die Berge. Es hatte acht solcher Stufen; je weiter das Wasser stieg, desto höhere Stufen erklimmen Yetl und seine Mutter; dasselbe taten die Menschen, die dabei glaubten, sie stiegen die Berge empor. Als das Haus schon fast ganz mit Wasser angefüllt war, hüllte Yetl seine Mutter in das Federkleid der Ente, die er getötet hatte, während er selbst den Balg des Himmelsvogels überzog. Die Ente schwamm auf der

Oberfläche des Wassers, Yetl aber flog zur höchsten Wolke des Himmels empor und heftete sich dort mit seinem Schnabel fest. Tag um Tag hing er dort oben — niemand weiß wie lange —; schließlich, als er glaubte, das Wasser sei schon etwas gesunken, zog er seinen Schnabel aus der Wolke und ließ sich auf ein Stück Land herabfallen. Da fand er, daß das Wasser nur noch bis zur halben Höhe der Berge stand.

Variante

Tn einem Orte lebte ein Häuptling mit seiner Frau. Die Frau verging sich mit einem Liebhaber, aber der Häuptling mußte nichts davon. Der Jüngling, der die Frau des Häuptlings liebte, besuchte sie oft in Abwesenheit ihres Mannes. Endlich fasste die Häuptlingsfrau den Entschluß, scheinbar zu sterben, um mit ihrem Liebhaber desto innigere Gemeinschaft pflegen zu können. Sie gab vor, krank zu sein, und stellte sich kurze Zeit danach so, als läge sie in den letzten Zügen. Alles Volk weinte und flagte; vor ihrem scheinbaren Ende äußerte sie noch den Wunsch, man möge sie in eine Grabkiste legen, wenn sie gestorben sei, was denn auch geschah. Die Grabkiste wurde im Walde in die Zweige eines Baumes gestellt; als Beigaben legte man der Häuptlingsfrau einen Hornlöffel und ein Fischmesser in die Kiste. Zwei Nächte lang ging der Häuptling in den Wald und setzte sich trauernd unter die Grabkiste, in der sein Weib lag; endlich hörte er auf zu weinen. Und siehe da, es fielen schon Würmer aus der Kiste zu Boden. Der Häuptling dachte bei sich: „Sie ist schon voller Würmer.“ In Wirklichkeit aber schabte die Häuptlingsfrau ihren Hornlöffel mit dem Fischmesser, und die Spänen sahen genau wie Würmer aus. Gegen Abend kam der Liebhaber der Frau in den Wald. Er erklimmte den Baum und klopfte an die Kiste mit den Worten: „Laß mich herein, Geist.“ Das wiederholte er zweimal, und die Häuptlingsfrau erwiederte lachend: „Ha ha! Dir zuliebe mache ich Würmer aus meinem Leibe!“ Dann hob sie den Deckel der Grabkiste hoch, der Mann kroch hinein und legte sich zu ihr.

So ging es jede Nacht. Endlich wurde die Häuptlingsfrau schwanger. Der Häuptling wußte nichts davon, daß der Liebhaber sie dauernd besuchte, bis es schließlich ein Mann entdeckte und ihm meldete. Da legten sich die Neffen des Häuptlings auf die Lauer und töteten den Liebhaber und ebenso die Frau. Jetzt war sie wirklich tot, und ihr Leib begann zu verwesen. Trotzdem kam das Kind, das sie empfangen hatte, lebend zur Welt. Es nährte sich von den Eingeweiden der toten Mutter und bekam daher später den Namen Unmagomhat („Eingeweidesauger“). Es wuchs in der Grabkiste heran.

Als es Frühling wurde, fingen die Knaben, welche den Winter über im Dorfe geblieben waren, an, im Walde umherzuspielen. Sie nahmen ihre Bogen und Pfeile und versuchten sich im Bogenschießen. Eines Tages, als sie so spielten, erschien plötzlich ein ganz nackter Knabe, dessen Haut wie Feuer leuchtete, unter ihnen; er ergriff die Pfeile, die sie abgeschossen hatten, und verschwand so rasch, daß niemand wußte, wohin er gegangen war. Um folgenden Tage, als die Knaben wieder spielten, erschien der Fremde abermals und nahm ihre Pfeile fort. Als die Knaben ihn sahen, fürchteten sie sich und verbargen ihre Köpfe unter den Mänteln. Nur einer wagte es, durch ein Loch in seinem Mantel zu lugen, und sah, daß der leuchtende Knabe aus der Kiste auf dem Baume kam, in der die Häuptlingsfrau beigesetzt war, und daß er mit den Pfeilen dorthin zurückkehrte.

Die Knaben gingen nach Hause und erzählten, was geschehen war. Ihre Eltern glaubten ihnen nicht; als die Kinder aber bei ihrer Erzählung beharrten, sandten sie einen jungen Mann mit ihnen in den Wald und hießen sie weiter spielen. Der junge Mann sollte berichten, ob etwas Wahres an der Erzählung der Kinder sei. Die Kinder hatten kaum angefangen zu schießen, als der feurige Knabe kam, die Pfeile fortnahm und in seine Kiste zurückkehrte.

Als der junge Mann nun berichtete, was er gesehen hatte, berief der Häuptling eine Ratsversammlung, und es wurde beschlossen, einen Versuch zu machen, den feurigen Knaben

zu fangen. Die Leute verfertigten ein großes Bündel Pfeile, legten es in den Wald, und als der Knabe es forttragen wollte, ergriffen sie ihn und brachten ihn in das Dorf.

Der alte Häuptling, sein Vater, ließ die Tür und den Rauchfang des Hauses verschließen, damit der Knabe nicht entfliehen konnte, und wusch ihn dann, um ihn stark zu machen. Da sah er, daß seine ganze Haut wie Feuer glänzte. Er ging nun aus, um zu sehen, was aus seiner Frau geworden war, und fand ihren Körper ganz eingetrocknet. Der Knabe hatte von ihren Eingeweiden gelebt.

Nach zwei Tagen fing der Knabe an zu weinen und wollte sich nicht beruhigen lassen. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen. Der Häuptling ließ alle Kinder zu ihm kommen und mit ihm spielen, der Knabe ließ sich aber nicht aufmuntern und fuhr fort zu weinen. Endlich kam auch ein Knabe zu ihm, der gerade Harz kaute. Als der Kleine dies sah, bat er ihn um etwas Harz, und jener gab es ihm willig. Er kaute es nicht nur, sondern verschluckte es und wollte mehr und immer mehr haben. Die Leute gaben ihm ihre gesamten Harzvorräte, und er aß alles auf.

Mittlerweile war er immer größer geworden und lernte bald sprechen. Der Knabe, welcher ihm zuerst das Harz gegeben hatte, war sein Lieblingsspielgefährte. Eines Tages gingen sie zusammen aus, um Vogel zu schießen. Wenn sie an einem Baum vorbeikamen, an dem etwas Harz saß, nahm Unmagomhat es ab und bestrich seinen Körper damit. Nach einiger Zeit schossen sie jeder einen Specht, und der Knabe fragte seinen Freund, ob er mit ihm in den Himmel gehen wolle. Jener war einverstanden; sie legten die Bälge der Spechte an, flogen in die Höhe und erreichten endlich ein Land, fern, fern von unserer Erde. Dort sahen sie ein Haus, ließen sich nicht weit von demselben nieder und fingen an, Holz mit ihren Schnäbeln zu klopfen. Im Hause wohnten zwei Mädchen, Ksemtsialf („weibliche Eisvögel“) mit Namen. Als diese das Geräusch hörten, riefen sie: „Bist du's, Unmagomhat?“ „Ja,“ erwiderte dieser, „könnt ihr mir nicht sagen, wo das Loch im

Himmel ist?" Sie antworteten: "Es ist zu weit für dich, Unmagomhat!" Die Knaben, die ihre Vogelfleider abgelegt hatten, zogen sie wieder an und flogen weiter.

Nach einiger Zeit gelangten sie in ein anderes Land und sahen ein Haus, in dem ein Mädchen namens Ksemwut'een („weibliche Maus“) wohnte. Sie hörten ihre Stimme. Da fingen sie an, mit ihren Schnäbeln auf das Holz zu klopfen, und als Ksemwut'een sie hörte, sagte sie: „Herein, herein, Unmagomhat.“ Sie wollte ihm zu essen geben, aber er wollte nichts haben, da er ganz satt von dem vielen Harz war, das er gegessen hatte. Sein Gefährte aber griff herhaft zu. Nachdem er gegessen hatte, fragte Unmagomhat: „Wo ist das Loch im Himmel und wie kann ich hindurch gelangen?“ Sie zeigte ihm den Weg und sprach: „Biermal öffnet es sich für kurze Zeit — zähle nach — und viermal schließt es sich.“ Und sie sagte ihm, was alles geschehen und was ihnen im Himmel begegnen würde. Die Knaben legten ihre Vogelfleider wieder an und flogen weiter. Als sie zu dem Loch im Himmel gekommen waren, sprach Unmagomhat zu seinem Freunde: „Du weißt, daß ich dich lieb habe. Ich will zuerst versuchen, durch das Loch zu fliegen. Komm du mir nach, aber paß' auf, daß du den rechten Augenblick wahrnimmst, nachdem es sich viermal geschlossen hat. Ich werde dich drüben erwarten.“

Als das Loch sich zum vierten Male öffnete, flog Unmagomhat hindurch. Sein Freund wartete aber nicht den rechten Augenblick ab, sondern folgte ihm sogleich. Das Loch schloß sich, ehe er hindurchkommen konnte, und er wurde zerquetscht. Als Unmagomhat im Himmel angekommen war, nahm er seinen Mantel ab und setzte sich nieder, um auf seinen Freund zu warten. Da dieser aber gar nicht kam, sagte er sich, daß er bei dem Versuch, durch das Loch zu fliegen, umgekommen sein müsse.

Unmagomhat fand einen Pfad im Himmel, dem er folgte. Nach kurzer Zeit sah er eine schöne Ente, die er tötete und deren Balg er abzog. Er ging weiter und kam endlich zu einer Quelle, an der er sich niederließ. Er hatte noch nicht lange

dort gesessen, da kam ein junges Mädchen in Begleitung eines Sklaven, um Wasser zu schöpfen; es war die Tochter der Sonne. Er legte den Entenbalg um und nahm sogleich die Gestalt einer Ente an. Als das Mädchen herankam und den schönen Vogel erblickte, versuchte es ihn zu fangen; Unmagomhat ließ sich willig greifen, ohne einen Versuch zu machen, fortzufliegen. Jene trug ihn unter ihrem Mantel ins Haus und in ihr Schlafzimmer. Nachts nahm sie ihn zu sich ins Bett und umschlang ihn mit ihren Armen. Als sie nun fest schlief, warf Unmagomhat sein Vogelfleid ab und umarmte in seiner wahren Gestalt die Sonnentochter, welche träumte, daß jemand sie liebkose. Dann wurde sie wach. Sie fühlte, daß seine Haut sehr weich war, erwiderte seine Liebkosungen und sagte nichts. Morgens gab Unmagomhat ihr etwas Harz und forderte sie auf, es zu verschlucken. Sie tat es, und es schmeckte ihr sehr gut, da es so süß war. Da sie am folgenden Morgen lange im Bett blieb, sandte ihr Vater eine Sklavin hinein, sie zu rufen. Diese sah den jungen Mann bei ihr liegen, fürchtete sich aber, dem Häuptling zu berichten, was sie gesehen hatte. Sie ging daher zur Mutter des jungen Mädchens mit der unerwarteten Nachricht. Diese erstaunte und sprach: „Woher mag der junge Mann nur gekommen sein?“ und erzählte es ihrem Manne, der sogleich nach seiner Tochter und dem jungen Manne schickte.

Als die Häuptlingstochter die Botschaft hörte, wagte sie nicht aufzustehen und sprach zu Unmagomhat: „Ich fürchte, Vater wird dich töten.“ Endlich mußten sie aber doch gehorchen und gingen zum Feuer hinab, wo der alte Häuptling saß. Dieser bewillkommnete den jungen Mann und hieß ihn niedersitzen. Nach kurzer Zeit bemerkte die Häuptlingstochter, daß sie schwanger war. Eines Nachts sagte sie zu ihrem Manne: „Ich habe Bauchschmerzen, komm mit mir zu dem langen Stamm am Ufer.“ Sie setzte sich darauf, und er hielt sie fest. Da gebaß sie ein Kind, das ihr aber aus den Händen glitt. Es war verschwunden, und sie konnte nicht ausfindig machen, wohin es geraten war. Es war nämlich vom Himmel geradewegs auf

die Erde gefallen, und zwar auf einige Zweige, die im Meere umherschwammen.

Gerade um diese Zeit war der Sohn eines Häuptlings von Mechtlaqchatla gestorben, und dieser hatte vier Sklaven ausgesandt, zwei Männer und zwei Frauen, um Holz für den Scheiterhaufen zu holen, auf dem die Leiche verbrannt werden sollte. Als sie auf dem Wege nach Q'atoo, wo sie Holz schlagen sollten, waren, hörten sie eine feine Kinderstimme und fanden Unmagomhats Sohn, der auf dem Wasser umhertrieb. Sie hatten Mitleid mit ihm, nahmen ihn ins Boot, und einer der Sklaven wickelte ihn in seinen Mantel. Sie kehrten nach Haus zurück, brachten das Kind ihrer Herrin und sprachen: „Du bist sehr glücklich. Wir haben einen Säugling gefunden, den du anstelle deines eigenen annehmen kannst.“ Da stand die Frau auf, setzte sich auf einen Stuhl und ließ das Kind zwischen ihre Beine legen, als wenn sie es eben geboren hätte. Seine Haut war schneeweiß.

Als der Häuptling hörte, daß ihm ein Sohn geboren sei, gab er ein großes Fest. Das Kind wuchs heran; aber im Winter, als die Leute zum Nassfluß gegangen waren, weigerte es sich mit einem male, zu essen. Nur Fett von Hirschen und Bergziegen nahm es zu sich. Es saß in einer Ecke des Hauses und machte sich Pfeile, mit denen es spielen wollte. Sein Vater wurde sehr ängstlich, da es gar nichts essen wollte, und lud alle Leute zu einem großen Feste ein. Er hoffte, irgend jemand werde ihm raten können, wie er den Knaben bewegen könne, Nahrung zu sich zu nehmen. Als alle Gäste versammelt waren, gab er ihnen vortreffliches Essen. Da kam gerade ein alter Mann des Weges, und obwohl niemand ihn kannte, ward auch er eingeladen. Es wurde ihm ein Platz neben dem Knaben angewiesen, der ein Stückchen Fett im Munde hielt, aber nicht zu bewegen war, dasselbe herunterzuschlucken. Der Alte sagte plötzlich: „Ich kann ihn zum Essen bringen“, und diese Worte erfüllten das Herz des alten Häuptlings mit Hoffnung. Der Fremde bat um ein Stückchen Lachs und ließ es am Feuer rösten. Dann nahm er es, kräfte sich unbemerkt etwas Schmuck

vom Leibe und steckte diesen in der Lachs. Er wünschte nun, daß der Knabe nach dem Stück Lachs Verlangen tragen solle, in dem der Schmuz saß. Kaum hatte er den Wunsch gedacht, da hat der Knabe auch schon um das Stück Lachs und aß es, sobald er es bekommen hatte. Als der Häuptling und seine Frau das sahen, waren sie sehr froh und dankten dem Fremden, der sogleich aufstand und das Haus verließ. Sie wußten nicht, daß es Lachachuwase (der doppelköpfige Fisch) war, den sie bewirkt hatten, und daß dieser Unheil angerichtet hatte.

Nach kurzer Zeit verlangte der Knabe mehr und vertilgte in wenigen Tagen die gesamten Wintervorräte des Stammes. Da verließen ihn der Häuptling und all' seine Leute; er aber wurde Tchemsem, der nachher in Gestalt des Raben die ganze Welt durchwanderte.

b) Der Raub der Himmelslichter

Gin mächtiger Häuptling bewahrte Tageslicht, Sonne und Mond in einer Kiste auf, welche er sorgsam in seinem Hause bewachte. Er wußte, daß einst Yetl, der Rabe, in Gestalt einer Fichtennadel kommen würde, sie ihm zu rauben; deshalb verbrannte er alles trockene Laub, das sich in der Nähe seines Hauses fand. Der Rabe aber wollte das Tageslicht befreien. Er flog lange, lange Tage, um das Haus des Häuptlings zu finden. Als er endlich ankam, setzte er sich am Rande eines kleinen Teiches nieder und dachte nach, wie er in das Haus kommen könne, in das er nicht einzutreten wagte. Endlich kam die Tochter des Häuptlings aus dem Hause, um Wasser aus dem Teiche zu schöpfen. Er sprach zu ihr: „Ich will dich zur Frau haben, aber dein Vater darf es nicht wissen, denn er will nicht gestatten, daß ein Fremder sein Haus betritt.“ Jene aber fürchtete den Zorn ihres Vaters und schlug die Werbung des Raben aus. Da verwandelte Yetl sich in eine Fichtennadel und ließ sich in den Teich fallen. Nach kurzer Zeit dachte er: „Oh, käme doch des Häuptlings Tochter, Wasser zu holen!“ Raum hatte er das gedacht, da nahm jene einen Eimer und machte sich bereit, zum Teiche zu gehen.

Ihr Vater fragte: „Warum gehst du selbst? Ich habe doch so viele Sklaven, die für dich Wasser holen können.“ „Nein,“ erwiderte die Tochter, „ich will selbst gehen, denn sie bringen mir immer trübes Wasser.“ Sie ging zum Teiche und sah viele Fichtennadeln auf dem Wasser schwimmen. Vorsichtig schob sie diese zur Seite, ehe sie Wasser schöpfte. Eine aber war trotz ihrer Vorsicht in den Eimer geraten. Sie versuchte, sie zu fangen und hinauszuwerfen, aber immer wieder ent-schlüpfte sie ihrer Hand. Da ward sie ärgerlich und trank das Wasser mit der Nadel. Diese aber war Yetl.

Als sie ins Haus zurückkam und ihr Vater fragte, ob sie reines Wasser gefunden, erzählte sie, wie eine Fichtennadel ihr immer wieder aus der Hand geschlüpft sei und sie sie endlich mit hinuntergeschluckt habe. Infolgedessen ward sie schwanger, und als nach neun Monaten ihre Zeit gekommen war, veranstaltete ihr Vater ein großes Fest und hieß seiner Tochter ein Lager aus Kupferplatten bereiten, die mit Biberfellen bedeckt wurden. Aber sie konnte nicht gebären. Da befahl der Häuptling seinen Sklaven, Moos zu holen. Sie gehorchten; ein Moosbett ward für die Tochter bereitet, und auf ihm genas sie eines Knaben, der aber wieder niemand anders war als Yetl.

Der Knabe wuchs rasch heran, und sein Großvater liebte ihn über alle Maßen. Alles, was der Knabe sich wünschte, gab er ihm, selbst die kostbarsten Felle. Eines Tages aber schrie der Knabe unaufhörlich und wollte sich nicht beruhigen lassen. Er rief: „Ich will die Kiste haben, die dort oben am Dachbalken hängt.“ Es war aber die Kiste, in welcher der Häuptling das Tageslicht, die Sonne und den Mond aufbewahrte. Der Großvater versagte ihm seine Bitte auf das entschiedenste. Da schrie der Knabe, bis er halb tot vor Weinen war, und seine Mutter weinte mit ihm. Da der Großvater fürchtete, sein Enkel könne sich zu Tode weinen, nahm er endlich die Kiste herunter und ließ ihn hineinblicken. Da sah Yetl das Tageslicht. Der Häuptling verschloß dann die Kiste wieder und hing sie an ihren früheren Platz. Sogleich fing der Knabe von

neuem an zu schreien und zwang so endlich den Alten, die Kiste wieder herunterzunehmen und zu öffnen. Er ließ ihn durch einen schmalen Spalt hineinblicken, aber der Knabe rief: „Nein, mehr! mehr!“ und ließ sich nicht beruhigen, bis der Alte die Kiste weiter öffnete. Ehe er dies tat, verstopfte er aber alle Räten und Löcher des Hauses, besonders den Rauchfang. Dann gab er dem Kleinen die Kiste, damit er mit ihr spiele. Dieser ergötzte sich sehr damit. Er ging im Hause umher und warf sie wie einen Ball in die Höhe. Bald aber wollte er den Rauchfang geöffnet haben, und als der Großvater nicht sogleich einwilligte, schrie er wieder. Endlich öffnete dieser den Rauchfang ein wenig. „Nein, mehr! mehr!“ schrie der Knabe, bis er endlich ganz offen stand. Da nahm der Knabe die Gestalt des Raben an, barg die Kiste unter seinen Flügeln und flog von dannen.

Er flog zu den Menschen, welche im Dunkeln fischten, und sprach: „Oh, gebt mir etwas Fisch!“ Die Menschen aber verspotteten und verlachten ihn. Da sprach er von neuem: „Oh, habt Erbarmen mit mir! Gebt mir etwas Fisch, dann gebe ich euch auch das Tageslicht.“ Die Menschen lachten nur und sagten: „Du kannst ja doch kein Tageslicht machen. Wir kennen dich, Rabe! Du Lügner!“ Er bat nochmals um etwas Fisch, und als sie es ihm wieder abschlugen, hob er den einen Flügel etwas auf und ließ den Mond hervorschauen. Da glaubten ihm die Menschen und gaben ihm etwas Hering, der damals noch keine Gräten hatte. Der Rabe aber war böse geworden, weil die Menschen ihm nicht geglaubt hatten. Deshalb stach er den Fisch voll Fichtennadeln, und seitdem haben die Heringe Gräten. Dann setzte er Sonne und Tageslicht an den Himmel. Den Mond zerschnitt er in zwei Hälften; er setzte die eine als Mond an den Himmel und ließ diesen abwechselnd zu- und abnehmen. Die andere zerschlug er in kleine Stücke und machte die Sterne daraus. Als es aber Tag wurde und die Menschen einander sahen, liefen sie auseinander. Die einen wurden Fische, die andern Bären und Wölfe, die dritten Vögel. So entstanden alle Arten von Tieren.

c) Die Überlistung Ganuks

Ges gab, nachdem die Gewässer der großen Flut sich verlaufen hatten, nirgends etwas zu trinken auf der Welt. Der Rabe begab sich auf die Suche und hörte von einem Ort, wo ein Mann namens Ganuk („Sturm vogel“) wohnte, der einen immerwährenden Springquell besaß. Den Raben gelüstete sehr nach dem Wasser, aber Ganuk schlief stets neben seiner Quelle und hatte einen Deckel darüber gestülpt, um sie ganz für sich allein zu behalten. Der Rabe trat bei ihm ein und begrüßte ihn mit den Worten: „Lieber Schwager, ich komme gerade vorbei und will doch einmal sehen, wie es dir geht.“ Dann erzählte er Ganuk von allen möglichen Dingen, die sich draußen zutrügen, um ihn zu verleiten, hinauszugehen und nachzusehen. Aber Ganuk war dem Raben an Schlauheit gewachsen und ging nicht darauf ein.

Gegen Abend sagte der Rabe: „Ich werde bei dir schlafen, Schwager.“ Sie legten sich nieder, und gegen Morgen merkte der Rabe, daß Ganuk fest eingeschlafen war. Da schlich er sich hinaus, holte etwas Hundekot und schmierte ihn auf Ganuks Gesäß. Als der Morgen dämmerte, rief er laut: „Wach' auf, Schwager, wach' auf! Du hast dir deine Sachen über und über besudelt!“ Ganuk fuhr hoch, besah sich, nahm, weil er glaubte, der Rabe spreche die Wahrheit, seine Decken und ging hinaus. Da stürzte der Rabe sich auf die Quelle, nahm den Deckel ab und begann zu trinken; er hatte schon fast alles Wasser ausgetrunken, als Ganuk wieder hereinkam und ihn erblickte. Mit dem Schrei: „Ga! Ga!“ flog der Rabe sogleich stracks in die Höhe, auf das Rauchloch zu. Aber bevor er noch hindurchkam, rief Ganuk die Geister des Rauchlochs an, ihn festzuhalten. So blieb der Rabe stecken, und Ganuk warf Pechholz auf das Feuer unter ihm, um eine Menge Rauch zu erzeugen. Bis dahin war der Rabe weiß gewesen; erst der Rauch färbte ihn so, wie er heutzutage ist. Aber er ließ das Wasser nicht fallen und flog, als die Geister des Rauchlochs ihn freigaben, um die nächste Bergspitze herum und rieb sich dabei sein ganzes Federkleid ab, um soviel wie möglich von dem Fuß loszuwerden.

Dies trug sich irgendwo am heutigen Nassflusse zu, den es damals noch nicht gab. Darauf verfolgte der Rabe den Weg talaußwärts, ließ dabei etwas Wasser aus seinem Schnabel tropfen und schuf so den Nassfluss. Dann spie er größere Wassermengen aus und schuf den Stikine, Taku, Chilkat, Alsek und alle die andern großen Flüsse. Aus den kleinen Tropfen, die aus seinem Schnabel fielen, entstanden die zahlreichen kleinen Lachsbäche.

d) Der Ursprung der Gezeiten

Der Rabe kam an ein Felsgestade und sah dort plötzlich eine Tür auffspringen. Rasch verbarg er sich hinter einer Landspitze, denn er wußte, daß dort die alte Frau wohnte, die über Ebbe und Flut herrschte. Weit draußen auf dem Wasser trieb Lang; der Rabe flog zu ihm hin und kletterte daran hinab, bis auf den Grund des Meeres, wo er eine Anzahl kleiner Seeigel auflas, die dort umherlagen. Dann kehrte er damit ans Ufer zurück und begann sie zu essen, wobei er recht laut und vernehmlich schmatzte.

Die Frau im Innern der Felsküste war mittlerweile aufmerksam geworden und fing an, sich über ihn lustig zu machen, indem sie ihn fragte: „Bei welcher Ebbe hast du dir denn die Seeigel geholt?“ (Nur zur Ebbezeit werden nämlich Seeigel gesammelt.) Der Rabe achtete zuerst scheinbar nicht auf ihre Frage und rief nur den Nerz, der gerade des Weges kam, zu sich heran, ohne sich im Essen stören zu lassen. Als die Frau die Frage wiederholte, fuhr er sie an: „Das geht dich gar nichts an! Sei still oder ich bespide dir das Gesäß.“ Schließlich stellte er sich wütend, ergriff das Messer, mit dem er die Seeigel aufgebrochen hatte, und schlitze damit die Felsenküste, aus der die Stimme der Frau hervordrang, auf. Dann sprang er hinein, schlug sie zu Boden und begann ihr die Hinterbacken mit den Stacheln der Seeigel zu bespicken. „Halt ein, Rabe! Halt ein!“ schrie sie. „Ich will dafür auch die Flut fallen lassen.“ Da sagte der Rabe zum Nerz, seinem Diener: „Lauf' hinaus und sieh' nach, wie weit das Wasser schon ge-

fallen ist.“ Der Nerz kehrte zurück und berichtete: „Es fängt gerade an.“ Beim zweitenmal sagte er: „Jetzt ist das Wasser schon weiter gefallen“ und beim drittenmal: „Das Wasser steht jetzt ganz niedrig und hat alles, was auf dem Gestade ist, freigegeben.“ Da fragte der Rabe die Alte: „Wirst du von jetzt an auch immer, Monate und Jahre hindurch, Flut und Ebbe regelmäßig abwechseln lassen?“ Sie versprach es; und nur weil der Rabe ihr damals, als er die Welt in Ordnung brachte, mit den Stacheln so böse zusegte, gibt es jetzt Ebbe und Flut. Als die Ebbe am niedrigsten war, ging der Rabe mit dem Nerz hinaus und sprach zu ihm: „Von nun an sollen Seeigel deine Nahrung sein.“

e) Die Gewinnung des Feuers

Die Menschen begannen sich auf Erden zu vermehren. Sie waren indessen in großer Bedrängnis, da sie kein Feuer besaßen, um sich ihre Nahrung zu kochen und sich im Winter zu wärmen. Der Rabe erinnerte sich, daß das Feuer im Dorf der Tiere war, und versuchte es daher für die Menschen zu gewinnen. Er brach auf, angetan mit seinem Rabenmantel, den ihm sein Vater, der Häuptling, einst geschenkt hatte. Als er ankam, wollten die Leute im Dorfe seines Vaters ihm aber das Feuer nicht geben, und er mußte unverrichteter Sache wieder von dannen gehen. Er versuchte in jeder Weise, es zu bekommen, aber immer wieder vergebens.

Schließlich sandte er einen seiner Diener, die Seemöve, mit folgender Botschaft zu den Leuten, die das Feuer besaßen: „Ein stattlicher junger Häuptling wird zu euch kommen, um in eures Häuptlings Haus zu tanzen.“ Der ganze Stamm, dem diese Botschaft überbracht wurde, rüstete sich, den jungen Häuptling würdig zu empfangen. Der Rabe erlegte nun einen Hirsch und balgte ihn ab; damals hatte der Hirsch noch einen langen Schwanz wie der Wolf. An diesen Schwanz band der Rabe Pechholz. Dann lieh er sich das Kanu des großen Haifischs und begab sich in diesem nach dem Dorf, wo der Häuptling ein großes Feuer in seinem Hause brennen hatte. Das

Kanu war voll von Krähen und Seemöwen; der Rabe saß mitten unter ihnen, angetan mit seinem Hirschfell. Alle Leute versammelten sich im Häuptlingshause und schürten das Feuer höher, als es je zuvor gewesen war. Das Haus war voll von den Gefolgsleuten des Häuptlings; die Neuangekommenen nahmen auf einer Seite des großen Raumes Platz und machten sich bereit, den Gesang anzustimmen. Sobald der junge Häuptling (der verkappte Rabe) zu tanzen begann, schlugen alle seine Gefährten mit ihren Stöcken Takt; einer hatte auch eine Trommel. Alle sangen, und einige von den Vögeln klatschten mit ihren Händen dazu.

Der als Hirsch verkleidete Rabe trat ein. Er sah sich um und umkreiste dann hüpfend und tanzend das große Feuer. Alle Zuschauer waren entzückt, ihn tanzen zu sehen. Mit einem male fuhr er mit seinem Schwanz über das Feuer hinweg, und das Pechholz an dem Schwanz entzündete sich. Mit dem Feuerbrand am Schwanz rannte er hinaus und stürzte sich ins Wasser, alle seine Gefährten hinter ihm drein. Das große Haifischboot stieß vom Strande ab; die Leute wollten den Hirsch ergreifen und töten, aber er schwamm eilends davon, und das Pechholz an seinem Schwanz verlöschte nicht. Als er nach einer der Inseln gelangte, ging er rasch ans Land, schlug eine Tanne mit seinem Schwanz und sprach: „Du sollst brennen, solange die Welt steht.“ Seitdem ist Holz brennbar und hat der Hirsch einen kurzen, schwarzen Stummelschwanz.

Varian te

Der Rabe sah einstmals einen Gegenstand auf dem Meer treiben. Dieser schwamm nicht weit vom Gestade, kam aber auch niemals näher heran. Der Rabe versammelte nun Vögel aller Arten um sich; gegen Abend bemerkte er, daß der Gegenstand wie Feuer aussah. Daher befahl er dem Hühnerhabicht, der damals noch einen sehr langen Schnabel hatte, hinzufliegen, und schärfe ihm ein, ja recht tapfer zu sein und, wenn er etwas von dem Feuer erbeuten würde, nichts zu verlieren. Der Habicht erreichte den Ort, wo das Feuer schwamm,

ergriff etwas davon und flog zurück, so schnell er konnte. Doch wurde sein Schnabel während der Zeit, die er brauchte, um dem Raben das Feuer zu bringen, zur Hälfte von dem Feuer verzehrt und ist daher jetzt so kurz. Darauf nahm der Rabe etwas rotes Bedernholz und einige weiße Strandkiesel und tat das Feuer in sie hinein. So kommt es, daß das Feuer noch immer allerorten auf der ganzen Welt gefunden wird.

f) Das Haus der Fische

Ginst kam der Rabe an einen breiten Fluß namens Gunach. Auf ihm sah er ein Haus ins Meer hinabtreiben, in dem die Lachse lebten; denn diese waren damals noch alle an einer Stelle beieinander. Das Haus hieß „Haus des Überflusses“. Der Rabe ging zu einem andern Haus am Ufer; in ihm lebte ein Mann, der einen Wanderstab besaß, der über und über mit den Saugnäpfen des Tintenfisches besetzt war. Der Rabe wollte sich den Stab leihen, um das schwimmende Haus damit zu erreichen, und erlangte durch vieles Drängen endlich auch, daß der Mann ihm den Stab überließ. Er legte ihn nun mit der Spitze nach dem schwimmenden Haus zu auf den Boden; sogleich wurde der Stab lang und länger, bis die Saugnäpfe das Haus erreicht hatten und sich an ihm festhefteten. Nun versuchte der Rabe das Haus ans Land zu ziehen, aber vergeblich. Da schrie er zu den Steinen ringsumher: „Auf, helft mir!“ Die Steine begannen sich zu bewegen, kamen aber nicht von der Stelle, und der erzürnte Rabe sprach: „Dafür sollt ihr von nun an immer unbeweglich am Boden liegen.“ Dann ging er zu einigen Hartholzbäumen, die längs des Ufers wuchsen, rüttelte an ihnen und hieß sie sich aufmachen und ihm helfen. Vom Rütteln fielen aber nur die Blätter ab, die sich sogleich in Gestalt von Menschen vom Boden erhoben; und weil die Menschen so aus Blättern entstanden sind, müssen sie wie verwelkende Blätter sterben. Diese Menschen holte der Rabe sich nun heran, brachte sie ans Ende des Stabes und ließ sie alle an den Seiten anfassen, während er selbst das Ende packte. Während sie zogen, stimmte er einen

Gesang an, und schließlich gelang es ihnen auch, das Haus ans Ufer zu ziehen. Der Rabe sprang hinein und fand alle Arten von Lachsen darin, auch Olachens und andere Fische, denen er befahl, die verschiedenen Flüsse hinaufzuschwimmen, die er geschaffen hatte; und zwar gab er jeder Fischart einen andern Fluß.

g) Der Rabe und die Lachse

Der Rabe kam nach Nohunts. Damals gab es noch keine Lachse im See und in den Flüssen, und der Rabe wünschte welche zu haben. Er ging zu dem Waldgeiste Makhyagyu, der gut zu schnitzen und zu zimmern versteht, und bat ihn um Lachse. Da schnitzte dieser für ihn vier Fische aus Zedernholz. Der Rabe warf sie in den Fluß, und Makhyagyu machte, daß sie flussaufwärts schwammen. Der Rabe fing sie dann in einer Reuse. Da Makhyagyu sie aus Zedernholz geschnitten hatte, waren ihre Haut und ihre Gräten sehr hart, und der Rabe war nicht zufriedengestellt.

Deshalb ging er zu den Gräbern und fragte die Toten: „Sind hier keine Zwillinge beigesetzt?“ Da hörte er eine Stimme aus einem Grabe sagen: „Ich war früher ein Lachs.“ Er öffnete das Grab und fand darin die Leiche einer Frau. Er wusch sie mit dem Wasser des Lebens, und die Frau erhob sich und rieb sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätte. Der Rabe führte sie nach Hause. Er sprach zu ihr: „Es gibt keine Lachse hier. Kannst du sie nicht herbeischaffen?“ Da ließ die Frau sich eine Matte und Mäwenfedern geben und schwamm im Flusse umher. Überall, wo sie das Wasser berührte, entstanden Lachse; die Frau erhielt den Namen Omagyieqa („die Haupt-Hauptlingsfrau“). Der Rabe fing nun viele Lachse in seinem Netz und legte sie auf die Trockenrüste im Hause. Er trug dann Brennholz hinein und häufte es unter den Lachsen auf, um ein gutes Feuer zu machen. Dabei stieß er sich an dem Trockenrüst, und die Lachse blieben in seinen Haaren hängen. Da ward er zornig, warf das Holz nieder und rief: „Warum zerrt ihr immer so an meinen Haaren?“ Oma-

gyieqa fragte: „Was sagst du da?“ Der Rabe antwortete zwar: „Oh, nichts von Bedeutung“; aber sie wußte doch gleich, daß er die Lachse gescholten hatte, und ward sofort wieder eine vertrocknete Leiche.

Da ward der Rabe traurig, denn mit Omagyieqa waren auch alle Lachse aus den Flüssen verschwunden, und er beschloß, sie wieder zu holen. Frühmorgens ging er in den Wald, zog Zederbast vom Baume und fuhrte nach Haus zurück. Er hatte vier Schwestern: Gy'anaueqa, Uichts'umqa, Yalamechumeqa und Kuskus, und einen Bruder Nanoaqaoë. Er ließ seine Schwestern Matten machen, die als Unterlagen für Lachse dienen, und machte sich selbst ein Netz. Als alles fertig war, legte er Matten und Netz ins Boot und fuhr mit Uichts'umqa hinaus auf's offene Meer, weiter und weiter nach Westen. Ihr Boot hatte die Eigenschaft, irgendeinen Platz, wie weit er auch entfernt war, in einem Tage zu erreichen. Nachdem sie einen Tag lang gereist waren, sahen sie eine schwarze Küste und fanden, daß sie das Land der Lachse erreicht hatten. Der Häuptling Mäisila lud sie ein, in sein Haus zu kommen. Ehe sie der Einladung folgten, sprach der Rabe zu seiner Schwestern: „Geh' nach einer kleinen Weile am Strande entlang und tue, als ob du die Boote ansehen wolltest. Dann bohre Löcher in alle Boote.“ Die Schwestern führte diese Weisung aus. Mäisila ließ dann seine vier Töchter im Meere schwimmen, und nach kurzer Zeit kamen sie zurück, jede mit einem Lachs in der Hand, der entstanden war, während sie schwammen. Mäisilas Frau kochte die Lachse, und der Häuptling setzte sie seinen Gästen vor, befahl ihnen aber, alle Gräten mitzusessen und ja nichts ins Feuer zu werfen. Plötzlich fing die Nase eines der Mädchen an zu bluten, und da wußten sie sogleich, daß der Rabe eine Gräte verborgen hatte. Sie fanden das Nasenbein des Lachses am Gaumen des Raben und nahmen es ihm fort, und sogleich hörte die Nase des Mädchens auf zu bluten. Der Rabe stellte sich aber, als sei er sehr zornig, schob sein Boot ins Wasser und wollte abreisen. Er hatte absichtlich eine seiner hübschen Matten zurückgelassen, und Mäisila schickte zu ihm

hinunter, um ihm sagen zu lassen, er solle die Matte nicht vergessen. Der Rabe wollte aber nicht zurückkehren, daher sandte der Häuptling seine Tochter mit der Matte hinab. Das Boot war schon so weit im Wasser, daß diese bis über die Knie ins Meer hinein waten mußte. Als sie nun neben dem Boote stand, ergriff der Rabe sie, zog sie ins Boot und fuhr von dannen. Als Maijila das sah, wollte er den Räuber verfolgen; aber die meisten Boote gingen unter, sowie sie ins Wasser geschoben wurden, da Aichtsumqa Löcher hineingebohrt hatte. Einige aber verfolgten sie und hätten beinahe die Flüchtigen erreicht. Da warf der Rabe die Matten, welche seine Schwestern gemacht hatten und welche die Lachse sehr gern haben, ins Wasser. Die Lachse fischten sie auf und zankten sich darum, wer sie haben solle. Unterdes erreichte der Rabe seine Heimat. Die Lachse machten noch einen Versuch, das Mädchen zurückzuholen, aber es gelang ihnen nicht. Seither sind viele Lachse in Wanuf.

b) Wie der Rabe durch List Heringe erlangt

Der Rabe flog zur Möwe nach Takutat und fragte sie, wann sie fische. Sie sagte, gerade jetzt, im Monat Februar, finge sie Heringe, und als der Rabe sich stellte, als ob er daran zweifle, flog sie hinaus, fing einen großen Fisch und verschluckte ihn. Jetzt begab sich der Rabe zum Kranich, der sich am Nassflusse aufhielt, und erzählte ihm, daß die Möwe schlecht von ihm spreche und ihn einen hochbeinigen, langhalsigen Gesellen schelte. Das solle er sich nicht gefallen lassen, sondern die Möwe niederschlagen und mit dem Schnabel nach ihrem Bauch stoßen, denn das wäre ihre empfindlichste Stelle. Dann flog er wieder zur Möwe und sagte ihr, der Kranich rede schlecht von ihr, und so heizte er die beiden aufeinander. Es kam zum Streite; der Kranich flog nach Takutat, schlug die Möwe nieder und stieß ihr dann den Schnabel mit solcher Gewalt auf den Bauch, daß sie den Fisch von sich gab, dessen der Rabe sich sogleich bemächtigte. So hatte er durch List einen Hering erlangt.

Der Rabe nahm nun den Fisch aus und beschmierte mit dem Rogen das ganze Innere seines Bootes. Dann fuhr er mit diesem nach einem Ort, wo ein Haus stand, namens Spenech-noq („Sitz der Zauberkraft“). Er langte gerade am Ufer vor der Hausfront an, als die Insassen des Hauses sich an Spielen ergötzten. Da schüttelte er seinen großen Mantel, der vor Nässe triefte, und sagte verdrießlich: „Das Wasser ist mir aus dem Beutelneß über den ganzen Leib gelaufen.“ Der Häuptling fragte ihn verwundert: „Wovon soll denn das gekommen sein, was du da schwähest, Rabe?“ „Wisse,“ erwiderte dieser, „unsere Boote sind voll. Wir fingen die ganze letzte Nacht Heringe mit Fischrechen.“ „Du lügst, Rabe!“ „So komm und sieh' dir mein Boot an.“ Die jungen Leute eilten herbei und wollten sich überzeugen, ob er wahr gesprochen habe; sie mußten ihm glauben, denn sie bemerkten überall Heringssrogen im Boote des Raben. Da sprach der Häuptling: „Was fällt auch den Dummköpfen, den Heringen, ein, herauszukommen!“ Vier Wesen saßen in den Ecken des Hauses, die hielten die Heringe an Schnüren fest; sie paßten auf, daß sie nicht davon schwammen. Zu ihnen sagte der Häuptling: „Laßt fahren, was ihr festhaltet!“ Das taten sie, und die Heringe schwammen davon. Sobald der Rabe die Worte des Häuptlings vernommen hatte, rannte er hinaus zu seinem Boot, ergriff die Ruder und nahm den Fischrechen in die Hand. „Sie steigen zu beiden Seiten des Flusses hinauf!“ rief er erfreut und ruderte hinterdrein, die Heringe zu fangen. Bald war sein ganzes Boot voll. Er hatte gar nicht nötig, zum Fischrechen zu greifen; der ganze Schwarm der Heringe sprang von selbst in sein Boot, bis es voll war.

i) Der Kampf mit dem Donnerg vogel

Ginst nahm der Rabe einen kleinen Holzsplitter und legte ihn zwischen zwei Stückchen Zedernrinde unter einem Baum im Walde nieder. Dann kehrte er nach Haus zurück. Als er am nächsten Morgen wieder in den Wald ging, um nachzusehen, was aus dem Holze geworden war, fand er ein

kleines Kind zwischen den Kindensteinchen liegen. Er wusch es mit eiskaltem Wasser, damit es rasch wuchs, und nahm zwei gröbere Stücke Rinde, in welche er es einwickelte. Dann legte er es wieder unter den Baum. Als er am nächsten Morgen nach dem Kinde sah, fand er es bedeutend gewachsen. Er wusch es wieder mit kaltem Wasser. Dann sagte er zu ihm: „Nun springe einmal, damit ich sehe, wie stark du bist.“ Das Kind sprang so hoch, wie die höchste Fichte. Da freute sich der Rabe und gab ihm die Namen Dechenitl und Tlatlanaatl. Am dritten Tage wusch er es noch einmal, und am vierten warf er es ins Wasser. Da wurde es sehr stark. Er hieß es einen großen Baum aus der Erde drehen, und Dechenitl gelang es, sobald er es versuchte. Nun lud der Rabe alle Tiere ein, sich mit dem jungen Manne zu messen. Unter diesen war auch Kunkunchulikha, der Donnervogel. Dieser sprach zum Raben: „Läß doch sehen, wie hoch Dechenitl springen kann.“ Er sprang halb so hoch wie eine Zeder. Da lachte Kunkunchulikha und sagte: „Er ist nicht stark.“ Der Rabe ermahnte den Jungen, all seine Kraft zusammenzunehmen. Diesmal sprang er über die Zeder hinweg. Doch als er eben über ihr schwebte, ergriff Kunkunchulikha ihn und flog mit ihm von dannen. Da ward der Rabe traurig. Er legte sich ins Bett und wollte nicht wieder aufstehen. Endlich aber beschloß er, sich zu rächen. Er nahm eine mächtige Zeder und schnitt einen Walfisch daraus.

Dann ging er zum Harze und sagte: „Komm, laß uns gehen und Heilbutten fangen.“ Das Harz hatte keine Lust mitzugehen und sagte, es habe keine Angel. Der Rabe versprach, ihm seine zu leihen. Dann sagte es, es habe keine Fischleine. Auch diese versprach ihm der Rabe. Das Harz hatte aber noch immer keine Lust und sagte, es habe keine Fischfeule und keinen Mantel. Da gab der Rabe ihm seine eigne Keule und sein Bärenfell, und das Harz fuhr nun endlich mit. Es war aber warmer Sonnenschein. Nach einiger Zeit rief der Rabe es an und sagte: „Freund Harz, was machst du?“ „Hu!“ antwortete jenes. Nach kurzer Zeit fragte der Rabe wieder: „Freund

Harz, was machst du?" Jetzt klang das „Hu!" schon leiser. Und als der Rabe zum viertenmale fragte, erhielt er gar keine Antwort mehr. Da fuhr er an das Boot des Harzes heran und fand dieses ganz geschmolzen. Er schlepppte das Boot nach Haus und bestrich den hölzernen Walfisch mit dem Harze. Dann hieß er alle Tiere in den hohlen Körper des Walfisches gehen. Dem schwarzen Bären befahl er, sich in den Kopf zu setzen, der graue Bär saß in dem Rücken und der Wolf im Schwanz. Nun befahl er ihnen, mit dem Walfisch fortzuschwimmen. Das geschnitzte Tier bewegte sich aber nicht ganz so wie ein Walfisch; deshalb rief der Rabe die Tiere zurück und zeigte ihnen, wie sie sich fortbewegen sollten. Dann stieg er selbst hinein, und der Wal schwamm nach der Küste, an welcher Kunkunkulikhas Haus stand. Dieser saß gerade vor der Tür, als der Wal ankam. Da schickte er seinen zweitjüngsten Sohn, der schon einen Wal heben konnte, aus, ihn zu fangen. Dieser warf sein Federkleid über und flog donnernden Fluges hinaus. Er stürzte sich auf den Wal, konnte ihn aber nicht heben und auch nicht wieder loslassen, denn er klebte an dem Harze fest. Mit seinen Krallen verletzte er Tleselaghila (den Nerz) so, daß dieser schrie. Da nahm die Ente einen Stock und zerschlug ihm die Flügel, und der braune Bär fraß seine Füße; nun lag er auf dem Meere mit ausgebreiteten Schwingen. Der alte Vogel schickte den nächstjüngeren Sohn aus, dem Bruder zu helfen; dieser konnte zwei Wale tragen. Er stürzte sich auf den Wal und hob ihn hoch, so daß er senkrecht stand. Aber auch ihm zerschlug die Ente die Flügel und fraß der Bär die Füße. Da schickte Kunkunkulikha seinen zweitältesten Sohn aus, welcher drei Wale tragen konnte. Dieser hob den Walfisch ganz aus dem Wasser, und der Rabe schrie schon vor Angst. Über die Ente zerschlug auch seine Flügel, und der Bär fraß seine Füße. Dem ältesten Sohne und dem Alten selbst erging es nicht besser, obwohl sie den Wal fast ans Land getragen hätten. Nur der allerjüngste Donnervogel, welcher noch in der Wiege lag, war übriggeblieben. Da waren alle Tiere und zumal der Rabe froh, daß sie die Donnervögel getötet hatten. Sie gingen ins

Haus derselben, holten Tlatlanaitl heraus und kehrten mit ihm in dem Wale heim.

k) *Bestrafte Prählerei*

Der Rabe fuhr in einem Kanu. Da gesellte sich der Sturm- vogel in einem andern zu ihm, und beide fuhren längs- seit. „Bist du's, Schwager?“ rief der Rabe. „Wo kommst du her?“ „Von da drüber“ antwortete der Sturm vogel. Nun be- gann der Rabe ihn über die Begebenheiten dieser Welt aus- zufragen, vor wie langer Zeit sie sich zugetragen hätten und so fort, und fragte schließlich: „Wann bist du geboren? Wie lange lebst du schon?“ worauf der Sturm vogel erwiderte: „Seit der Zeit, da von der Unterwelt die große Leber herauf- kam.“ „Bah! Das ist ja nur ein paar Augenblicke her“ sagte der Rabe. Der Sturm vogel wurde ärgerlich und fragte ihn: „Wann bist du denn geboren?“ „Ehe man noch etwas von dieser Welt wußte“ antwortete der Rabe. „Das ist ja auch erst ein kleines Weilchen her“ gab der Sturm vogel zurück. So redeten sie hin und her, bis sie beide in Wut gerieten und der Sturm vogel plötzlich das Kanu des Raben von dem seinen fortstieß und seinen Nebel hut aufsetzte, so daß dichter Nebel sich überall verbreitete und der Rabe nicht mehr wußte, wo er war. Schließlich schrie er laut: „Lieber Schwager Sturm- vogel! Du bist doch der ältere! Du hast länger als ich ge- lebt!“ Der Sturm vogel aber zog noch Wasser aus dem Meer empor und sprengte es in die Luft, so daß es als feiner Sprühregen durch den Nebel herabfiel und der Rabe, der dies durchaus nicht liebte, „Ui! Ui!“ schrie. Nachdem der Sturm vogel ihn so eine Zeitlang genarrt hatte, setzte er den Nebel hut wieder ab. Da sah er den Raben dicht bei sich, hilf- los nach allen Richtungen hin und her rudernd. Der Rabe sagte zu ihm: „Schwager, du tätest besser, die weite Welt mit deinem Hut zu beglücken!“ Und so geschah es auch. Seit- dem wissen wir, daß es schönes Wetter gibt, wenn wir Nebel aus einer Lichtung in den Wäldern aufsteigen und wieder fallen sehen.

I) Die Überlistung der Fischer

Der Rabe kam an einen Ort, wo man viele Heilbutten fing. Die Leute nahmen ihn gut auf und bewirteten ihn auf das beste. Trotzdem spielte er ihnen einen Schabernack. Als die Männer zum Fischen hinausgefahren waren und ihre Angeln ins Wasser gesenkt hatten, tauchte der Rabe unter und fraß ihnen den Lintenfisch, den sie als Köder gebrauchten, von den Angeln. Er wagte aber nicht, ordentlich zuzubeißen, sondern pickte nur an dem Fleische. Nach einiger Zeit ward er fühner, biß fest zu und fing sich so an einer Angel. Trotz allen Widerstrebens ward er hinaufgezogen; zuletzt stemmte er sich noch gegen den Boden des Bootes. Die Fischer zogen mit vereinten Kräften an der Angelschnur und rissen ihm schließlich die Nase ab. Da schwamm der Rabe ans Land, nahm ein Stück Rinde, das er mit Haaren beklebte,

und setzte es sich statt einer Nase an. Er verwandelte sich dann in einen alten Mann und ging in das Dorf zurück. Als er in das erste Haus kam, lud man ihn zum Essen ein, und einer der Fischer sagte: „Alter, denke dir, heut haben wir eine Nase gefangen.“ „Wo ist sie?“ fragte der Rabe. „Dort in des Häuptlings Haus.“ Der Rabe ging hin, um die Nase zu sehen. In des Häuptlings Hause bewirtete man ihn ebenfalls. Bald sagte er: „Oh, ich hörte, ihr habt eine Nase gefangen; zeigt sie mir doch.“ Er betrachtete sie sorgfältig und sagte dann: „Behaltet sie ja nicht, sonst werden viele Leute kommen und mit euch kämpfen.“ Da erschraken die Dorfbewohner und gaben ihm bereitwillig die Nase.





m) Das Abenteuer mit dem Walfisch

Ginst ließ der Rabe sich von einem Walfisch verschlucken. Drinnen im Magen machte er sich's bequem und zündete ein kleines Feuer an. Der Wal bat ihn, sich ja in acht zu nehmen, daß er nicht sein Herz verleze. Der Rabe aber konnte der Versuchung nicht widerstehen und pickte daran. „Au!“ schrie der Wal, denn es tat ihm weh. Er bat den Raben nochmals, ja sein Herz nicht anzurühren. Der Rabe entschuldigte sich, indem er vorgab, nur zufällig daran gestoßen zu haben. Bald darauf pickte er aber wieder daran und biß diesesmal herhaft zu. Da verschied der Wal.

Der Rabe wußte nicht, wie er wieder herauskommen sollte, denn das Maul des Tieres war fest geschlossen. Er dachte: „Oh, strandete doch der Walfisch an einem flachen Ufer.“ Bald hörte er die Brandung brausen und fühlte den Körper des Wals auf die Steine am Ufer stoßen. Da freute er sich. In der Nähe war ein Dorf, und Kinder spielten mit Bogen und Pfeilen am Strand. Als sie den Wal erblickten, liefen sie nach Hause und riefen die Eltern, die sich sogleich daranmachten, den Speck abzulösen. Als sie damit beschäftigt waren, hörten sie jemand im Bauche des Wales singen und schreien, konnten sich aber nicht denken, wer das tätte. Da dachte der Rabe: „Oh, schnitte doch einer von oben gerade zu mir herab!“ Raum hatte er es gedacht, so war auch schon sein Wunsch erfüllt. Ein Mann schnitt ein Loch in den Magen, und sogleich flog der Rabe von dannen und schrie: „Kolá, kolá, kolá!“

Er flog in den Wald, trocknete sich mit Moos ab und pflückte Flechten von den Bäumen, die er mit Harz auf seinen Kopf und sein Gesicht klebte, so daß sie wie graue Haare aussahen. Dann nahm er einen Stab in die Hand und humpelte in solcher Gestalt in das Dorf. Alle, die ihm begegneten, hielten

ihn für einen uralten Mann. Er ging in ein Haus, setzte sich ans Feuer, und die Leute gaben ihm zu essen. Da hörte er sie erzählen, wie ein Wal beim Dorfe gestrandet und ein Rabe aus seinem Magen herausgeflogen sei, und er sprach: „Ich weiß nun gewiß, daß bald eure Feinde kommen und euch alle töten werden. Macht euch bereit, geht in die Boote und lasst den Wal hier. Nur so könnt ihr jenen entfliehen.“ Die Leute folgten seinem Rate. Er selbst stieg mit einer der Familien in deren altes, schadhaftes Boot, das ein Loch im Boden hatte, welches nur notdürftig mit Moos verstopft war. Als sie weit vom Ufer entfernt waren, zog er den Moospfropfen heraus; das Boot ging unter, und alle Insassen kamen elendiglich um. Der Rabe aber flog zum Dorfe zurück und fraß den Walfisch und alle Nahrungsmittel, die im Dorfe aufgespeichert waren.

n) Rabe, Bär und Kormoran

Der Rabe kam zum Bären und forderte ihn auf, mit ihm auf den Heilbuttenfang auszufahren; er wußte eine Stelle, wo sie diese in großer Menge erlangen würden. Der Bär wollte auf den Vorschlag nicht eingehen; er hätte keinen Köder, sagte er. Der Rabe aber versprach ihm zu zeigen, wie man einen Köder erhalten könne. Schließlich willigte der Bär ein, mitzukommen. Sie machten sich Leinen aus Fichtenzweigen, und als sie an die von dem Raben bezeichnete Stelle gekommen waren, warfen sie die Leinen aus. In kurzer Zeit fing der Rabe, welcher heimlich etwas Lachsfilet, das er unter den Federn verborgen hielt, als Köder an der Leine befestigt hatte, fünf Heilbutten; der Bär aber, der keinen Köder hatte, fing nichts. Da sagte der Rabe zu ihm, er solle sich etwas Fleisch vom Bein abschneiden, und indem er sich so stellte, als ob er es ihm vormache, schnitt er ein Stück von dem unter seinen Federn verborgenen Lachsfilet ab. Darauf machte er das Messer recht scharf und gab es dem Bären mit dem Rate, nur ja kräftig und schnell zu schneiden; dann täte es nicht weh. Der Bär befolgte auch diesen Rat und machte einen so tiefen

Schnitt in sein Bein, daß er laut auffschrie und schließlich von Schmerz gepeinigt starb.

Der Kormoran, der mit im Boote war, hatte alles mit angesehen und war nun begierig, es der Frau des Bären zu erzählen. Deshalb forderte er den Raben auf, schnell ans Land zu fahren. Dieser aber sagte zu ihm: „Freund, eine große Laus sitzt auf deinem Kopf; halt' ihn her, ich will sie dir abnehmen.“ Der Kormoran legte auch richtig seinen Kopf in den Schoß des Raben; dieser fing die Laus und sprach dann zu seinem Gefährten: „Streck' deine Zunge heraus, ich will dir die Laus geben.“ „Gib' sie mir in die Krallen“, erwiderte der Kormoran. Doch der Rabe sagte: „Nein! Sie hat dich gebissen, nun beiße sie auch wieder; strecke nur deine Zunge recht weit heraus.“ Der Kormoran tat dies; der Rabe aber riß ihm die Zunge mit Gewalt heraus und forderte ihn dann auf, zu sprechen. Der Kormoran versuchte es, konnte aber nur noch unverständlich lallen. „So sollen alle deine Nachkommen reden“ sagte der Rabe.

Nun bugsierte der Rabe den Leichnam des Bären hinter eine Landspitze und schlepppte ihn dort ans Ufer. Dann fuhr er zu der Frau des Bären und begann seine Heilbutten auszuladen. Dabei sprach er zur Bärin: „Liebe Mühme, schneide doch die Heilbuttenmägen heraus und röste sie.“ Sie ging hinab zum Ufer und schnitt sie heraus, und während sie noch mit den letzten Heilbutten beschäftigt war, lochte der Rabe die Mägen und füllte sie mit heißen Steinen. Dann ging er zur Bärin und sagte: „Komm jetzt lieber herauf. Ich habe die Mägen für dich gelocht. Wasch' dir die Hände und iß sie.“ Darauf trat der Kormoran ins Haus und wollte berichten, was sich ereignet hatte, brachte aber nur ein Lallen hervor. Der Rabe fragte die Bärin: „Weißt du, was der Bursche sagt? Er erzählt, daß es Massen von Heilbutten gab, wo wir fischten. Allemaal, wenn wir eine Kanuladung voll hatten, warfen sie fast das Boot um.“ Als die Bärin anfangen wollte, die Heilbuttenmägen zu essen, sagte der Rabe zu ihr: „Was ich bringe, wird nicht gekaut, sondern ganz verschludt“, und als sie ihn danach

fragte, wo ihr Gatte sei, antwortete er: „Aus irgendeinem Grunde sing er nichts. Darum seßten wir ihn hinter der Landspitze ab. Dort schneidet er Erlenruten zu Angelhaken; er wird wohl noch da sein.“

Die Bärin hatte alle Mägen verschlucht und begann Übelkeit zu empfinden. Da sagte der Rabe zum Kormoran: „Lauf' geschwind hinaus und hole etwas Wasser.“ Die Bärin trank eine große Menge davon, und die heißen Steine in ihrem Magen kochten immer mehr. Der Rabe rief dem Kormoran zu: „hinaus!“ und rannte hinter ihm drein, die Bärin aber wankte im Hause umher, griff hierhin und dorthin und fiel schließlich tot zu Boden. Nun häutete der Rabe sie ab, ging um die Landspitze und machte dasselbe mit dem Bären. Als er noch dabei war, kam der Kormoran herzu. „Pack' dich, kleiner Kormoran!“ schrie der Rabe, gab ihm mit der Hand einen Klaps aufs Gesäß und sagte: „Geh' dort hinaus und stell' dich auf die Felsen.“ Seit dieser Zeit sind dort immer Kormorane gewesen. Der Rabe aber blieb an dem Orte, bis er Bär und Bärin vertilgt hatte.

o) Leichter gedacht als gemacht

Ginst war der Rabe hungrig und darum recht froh, als ihn Machuatalaqa, ein kleiner Wasservogel, zum Essen in sein Haus lud. Er nahm die Einladung an und setzte sich neben das Feuer. Machuatalaqa holte eine Kiste, hielt seinen Fuß darüber und schnitt sich mit einem Steinmesser in das Fußgelenk. Sogleich fielen Lachseier in die Kiste und füllten sie bis zum Rand. Der Rabe aß und nahm den Rest mit heim für seine Schwestern.

Um nächsten Tage lud eine Frau namens Kuëlaïs („junge Robbe“) ihn zu einem Mahl. Wieder setzte er sich neben das Feuer, während sie eine Schüssel holte, sie säuberte, dicht ans Feuer rückte und ihre Hände darüber hielt. Da troff Fett von ihren Händen in die Schüssel und füllte sie ganz. Sie gab es dem Raben, der nach Herzensuschmauste und wieder das, was er übrig ließ, seinen Schwestern nach Haus brachte.

Um folgenden Tage lud der Vogel Aichachone den Rabe ein. Er stellte eine Schachtel neben das Feuer und sang: „Aichachone, chone, chone, qach!“ Sogleich war die Schachtel voller Lachsbeeren. Der Rabe aß und trug den Rest zu seinen Schwestern.

Nun wollte der Rabe es den Tieren gleich tun und beschloß, zunächst Machuatalaqa einzuladen. Tags drauf kam der Vogel auch; der Rabe nahm eine Kiste, hielt seinen Fuß darüber und schnitt sich ins Gelenk — aber es kam nichts, und er sagte zu Machuatalaqa: „Geh! Ich habe nichts, was ich dir vorsehen könnte.“ Abends kam ihm in den Sinn, die junge Robbe zu sich zu bitten. Er betastete in einem fort seine Hände, um sich zu überzeugen, ob sie sich fettig anfühlten. Am folgenden Morgen lud er die Robbe ein, schob ihr eine Sitzmatte ans Feuer, holte eine Schüssel, säuberte diese und stellte sie vor jene hin auf die Matte. Dann hielt er seine Hände darüber, aber kein Tropfchen Fett trat aus ihnen hervor; dafür verbrannte er sich die Hände so gründlich an dem Feuer, daß sie sich mit einer schwarzen Kruste bedeckten. Auch die Robbenfrau mußte er also fort schicken. Zuletzt versuchte er's noch einmal mit dem Vogel Aichachone. Er setzte eine Schachtel neben das Feuer und gab sich Mühe, den Gesang des Vogels nachzuahmen, aber nur eine einzige Beere erschien in der Schachtel, und es wurde auch nicht besser, als er fortfuhr zu singen. Zum Schluß sang er: „Menk!“ — da war die Schachtel mit einem male voller Rot.





28. Die Nerfsage

a) Geburt und Himmelssturz

Gs war einmal eine Frau, die ging in den Wald, um Beeren zu sammeln. Sie verlor ihren Weg und kam zuletzt an einen Fluß. Dort sah sie einen wild aussehenden Menschen auf sich zukommen. Als er bei ihr war, fragte sie ihn: „Wer bist du?“ „Ich bin der Baumstumpf“ erwiderte er. „Wo wohnst du?“ fuhr sie fort, worauf er antwortete: „Nicht weit von hier.“ „Weißt du nicht, wo meines Vaters Dorf liegt?“ fragte sie weiter, und er gab zur Antwort: „Ich weiß es wohl, werde es dir aber nicht verraten, denn ich will dich zum Weibe haben.“ Das arme junge Weib sah keine Möglichkeit des Entkommens und folgte dem Baumstumpf. Bald hatte dieser einen Pfad erreicht, der zu einer Baumgruppe führte, unter der sein Haus stand. Sie trat ein und setzte sich traurig nieder.

Kurze Zeit darauf sagte der Baumstumpf zu ihr: „Komm heraus. Mein Kopf sitzt voller Läuse; du sollst mich lausen.“ Sie willigte ein und wollte ihm, der schon hinausgegangen war, folgen, da hörte sie plötzlich eine Stimme, die sie anrief. Sie hielt inne, sah sich um und erblickte eine Frau, die am Fußboden festgewurzelt war; ihr Name war Musqeechtelpotsaach. Diese händigte der jungen Frau eine Ahle ein und

sprach: „Nimm dies. Die Läuse, von denen dein Gatte spricht, sind in Wirklichkeit Kröten; gebrauche die Ahle, um sie zu fangen. Schaudere und kreische nicht, wenn du sie erblickst, denn sonst wird er dich töten. Spieß die Kröten auf die Ahle und wirf sie hinter dich. Du mußt so tun, als ob du die Läuse mit den Zähnen knackst und isstest, in Wirklichkeit aber nur auf deine Fingernägel beißen, damit dein Gatte an dem Laut irre wird.“ Die junge Frau ging hinaus und setzte sich an der Seite ihres Gatten nieder. Er legte sein Haupt auf ihren Schoß, und sie begann es nach Läusen abzusuchen. Dabei sah sie die Kröten, spießte sie auf die Ahle, warf sie über ihre Schulter und biß sich gleichzeitig auf den Daumennagel. So gleich fragte der Baumstumpf argwöhnisch: „Was höre ich da? Knackst du auch die Läuse?“ Sie bejahte. Nach einiger Zeit hieß der Baumstumpf sie innehalten, und sie gingen ins Haus. Bevor sie sich schlafen legten, sagte er: „Ich werde morgen in der Frühe fortgehen.“ Als die junge Frau aufwachte, sah sie, daß ihr Gatte das Haus bereits verlassen hatte. Sie erhob sich, ging zu der festgewurzelten Frau und fragte sie: „Kann ich irgendwie hoffen zu entkommen, wenn ich fortlaufe?“ „Du magst es versuchen,“ antwortete jene, „aber wisse, daß dein Gatte scharf auf dich aufpaßt. Sein Nachttopf ist sein Wächter und wird ihm alles berichten, was in seiner Abwesenheit vorgeht.“

Spät abends kehrte der Baumstumpf heim, und die Frau tat, als sei sie glücklich, ihn wiederzusehen. Dann sagte er ihr wieder, er wolle am andern Morgen früh fortgehen. Als es Morgen geworden und er fort war, sagte die junge Frau zu der festgewurzelten, daß sie jetzt den Versuch machen wolle, zu entfliehen. Sowie sie aber das Haus verlassen hatte, rief der Nachttopf seinen Herrn. Dieser hörte es sogleich, obwohl er weit entfernt war, verfolgte sie und brachte sie ins Haus zurück. Um folgenden Morgen ging der Baumstumpf wieder fort; da sagte die festgewurzelte Frau zur jungen, sie solle einen Feuerquirl nehmen und damit am ganzen Rande des Nachttopfs Löcher bohren. Als das geschehen war, gab sie ihr

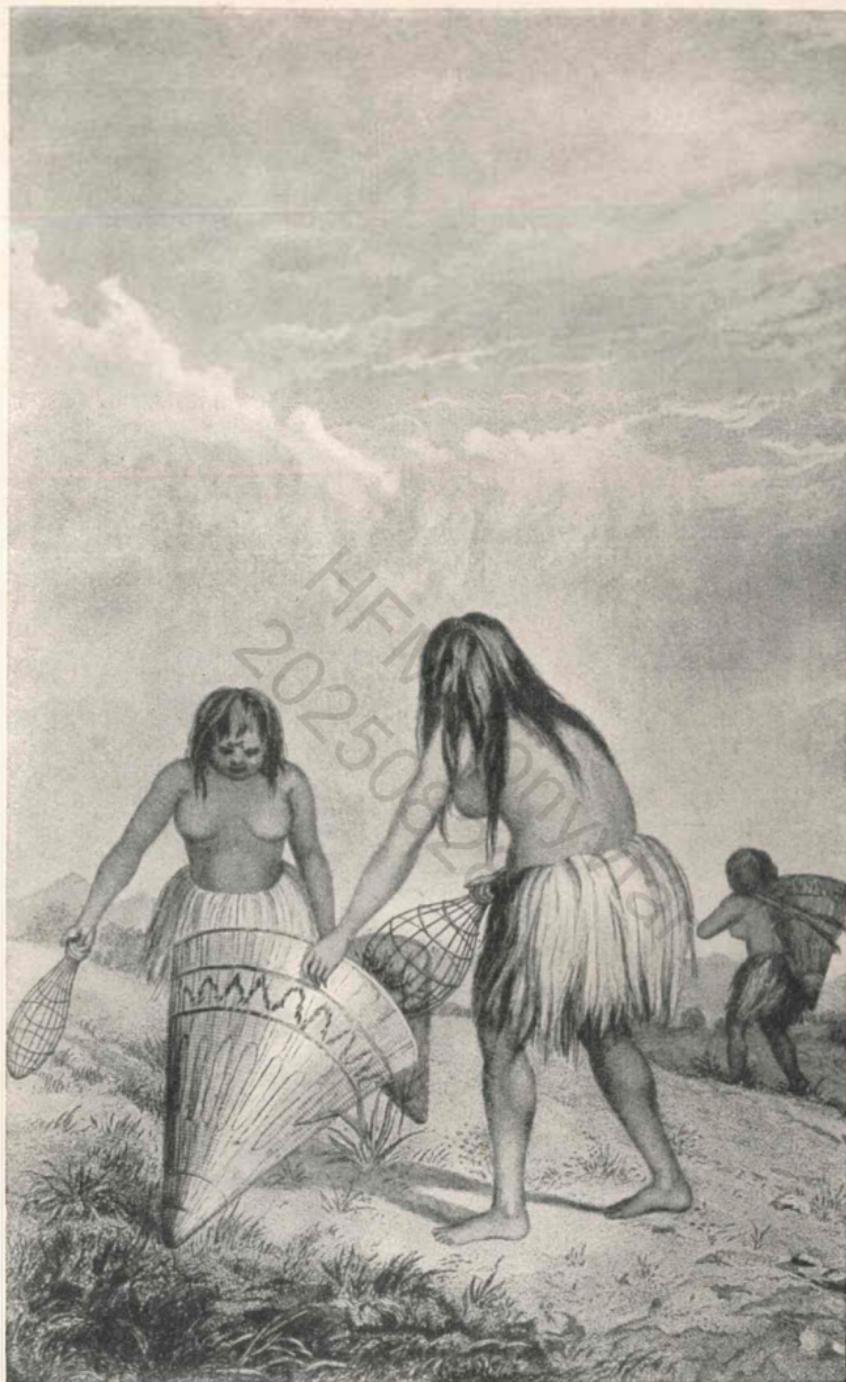
noch eine uringefüllte Blase, einen Kamm und einen Reibstein. Dann riet sie ihr, westwärts davonzulaufen, und unterrichtete sie, wie sie den Urin, den Kamm und den Reibstein gebrauchen solle. Die junge Frau verließ das Haus, und sogleich begann der Nachtopf zu rufen; seine Stimme war aber nicht mehr so laut wie früher, weil sein Rand durchlöchert war. Nichtsdestoweniger hörte es der Baumstumpf, eilte nach Haus und verfolgte sein Weib. Als er sich ihr näherte, warf sie die uringefüllte Blase über ihre Schulter, und der Urin verwandelte sich in einen See, der den Verfolger aufhielt, weil er um ihn herumgehen mußte. Bald hatte er sie aber von neuem eingeholt; da warf sie den Kamm über ihre Schulter, und dieser verwandelte sich in ein Dickicht, das der Verfolger nicht durchdringen konnte, sondern umgehen mußte. Schon hatte er sich bereits wieder bedenklich der Frau genähert, als diese den Reibstein über ihre Schulter warf. Der Reibstein wurde zu einem hohen Berge, der wuchs und wuchs und sie zum Himmel emportrug.

Oben angelangt, entdeckte sie einen Pfad, dem sie folgte. Bald erblickte sie das Haus der Sonne und durch eine Rieze in der Wand desselben den Sonnenmann, der drinnen saß und sie aufforderte, einzutreten. Die Frau öffnete die Tür, aber im Eingange loderten Flammen, so daß sie nicht wagte, hineinzugehen. Der Sonnenmann rief ihr zu, sie solle nur mutig hindurchspringen; sie tat es und kam mit heiler Haut hinein. Nicht lange danach hatte auch der Baumstumpf auf seiner Verfolgung das Haus erreicht. Er lugte durch die Wandrieze hinein, und der Sonnenmann hieß auch ihn eintreten. Beim Versuch, es zu tun, wurde jedoch der Baumstumpf von den Flammen des Türeingangs verzehrt.

Die junge Frau wurde nun eingeladen, in einem Winkel des Hauses ihre Wohnung aufzuschlagen. Sie blieb, und als einige Zeit vergangen war, gebar sie einen Knaben, welcher der Sohn der Sonne war und Lotquoaya hieß. Er war sehr häßlich, und sein Gesicht war mit Schwärzen bedeckt. Eines Tages fragte der Sonnenmann die junge Frau: „Haßt du

Heimweh?" worauf sie erwiederte, daß sie sich sehne, zu ihrem Vater zurückzufahren. Da ließ der Sonnenmann sie auf die Erde blicken und wies ihr das Dorf, aus dem sie stammte. Sie fragte ihn: "Aber wie soll ich hinunterkommen?" Er zeigte ihr, wie sie an seinen Wimperhaaren hinabklimmen sollte. Sie nahm ihren Knaben auf den Rücken und stieg hinab. Am Abend hatte sie ihres Vaters Haus erreicht, und alle ihre Verwandten und Freunde waren froh, sie wiederzusehen.

Um nächsten Morgen ging der Knabe hinaus, um mit andern Kindern zu spielen. Diese hänselten ihn, und als er ihnen sagte, daß sein Vater die Sonne sei, verlachten sie ihn gar, bis er sehr ärgerlich wurde. Er lief zu seiner Mutter und sagte ihr, er wolle zum Vater im Himmel zurückzufahren. Dann machte er sich eine Menge Pfeile und einen Bogen, ging hinaus und begann seine Pfeile in die Höhe zu schießen. Der erste blieb im Himmel stecken, der zweite in der Kerbe des ersten und so fort, bis eine Pfeilkette gebildet war, die bis zum Erdboden reichte. An ihr klimm er empor. Als er den Himmel erstiegen hatte, ging er zum Haus des Sonnenmanns und sprach zu ihm: "Vater, ich möchte gern morgen deine Stelle einnehmen." Der Sonnenmann war einverstanden, sagte ihm aber: "Paß' auf, daß du die Menschen nicht verbrennst. Ich gebrauche am Morgen nur eine Fackel und vermehre allmählich ihre Zahl bis zum Mittag. Am Nachmittag lösche ich wieder eine nach der andern aus." Am folgenden Morgen nahm der Knabe die Fackeln seines Vaters und stieg auf dem Pfade der Sonne empor. Aber viel zu rasch hatte er alle Fackeln entzündet, so daß es glühend heiß auf der Erde wurde. Die Wälder begannen zu brennen, die Felsen barsten, und viele Tiere sprangen ins Wasser, um sich zu retten, aber auch das Wasser fing an zu kochen. Die junge Frau, Totqaahas Mutter, bedeckte die Menschen mit ihrem Mantel und rettete sie so; viele Tiere verkrochen sich unter Steinen. Das Hermelin kroch in ein Erdloch, das jedoch nicht groß genug war, so daß seine Schwanzspitze hervorsah, versengt wurde und seitdem schwarz geblieben ist. Die Bergziege versteckte sich in einer Höhle, da-



Einsammeln von Grässamen bei den kalifornischen Indianern
(Nach Schoolcraft)

HFM Könyvtár
20250828

her ist ihr Fell vollkommen weiß geblieben. Alle andern Tiere aber, die sich nicht schützen, wurden von der Glut versengt und haben seitdem schwarzes Fell; nur auf der Unterseite ist es heller geblieben.

Als der Sonnenmann sah, was sein Sohn angerichtet hatte, packte er ihn, schleuderte ihn auf die Erde hinab und sagte: „Von nun an sollst du der Nerz sein.“

b) Der Ursprung von Ebbe und Flut

Der Wolfshäuptling und sein Stamm wohnten am Ebbe-Strand auf der Südseite des Krummen Ufers; Tleselagylakwe („zur Sonne geboren“), der Nerz, mit den Seinen am Krummen Ufer selbst. Der Stamm des Wolfshäuptlings lebte zufrieden und glücklich, denn er hatte Schaltiere im Überfluss zum Essen, weil Ebbe und Flut regelmäßig an seinem Gestade wechselten, während das Mythenvolk, der Stamm des Nerzes, ständig Hunger litt und der Nerz deshalb von Kummer sehr bedrückt war, denn am Krummen Ufer gab es niemals Ebbe.

Der Nerz lag einst in seinem Hause auf dem Rücken und dachte darüber nach, was zu tun sei. Er redete kein Wort mit seiner Mutter, und auch diese sprach nicht mit ihm, denn sie wußte, daß ihr Sohn vielerlei im Sinn hatte. Als es fast Abend geworden war, kam der Hirsch, des Nerzes Freund. Er ging zum Lager des Nerzes, und beide unterhielten sich flüsternd. Dann verließ der Hirsch das Haus wieder, und der Nerz blieb, ohne sich von seinem Platz zu rühren, weiter auf dem Rücken liegen. Die Nacht brach herein, da klopfte der Sperling an die Tür und rief: „Häuptling Nerz! Eine große Neuigkeit habe ich dir zu melden. Dein Freund, der Hirsch, ist plötzlich verschieden.“ Sogleich folgte der Nerz dem Sperling; als er die Hütte des Hirsches betrat, sah er, daß sein Freund wahrhaftig tot dalag. Und er sprach: „Stammesgenossen! Macht die Grabkiste für meinen toten Freund recht groß, sonst würde es ihm nicht recht sein.“ Das ganze Mythenvolk willfährte gern seiner Bitte, denn der Hirsch war bei seinem Stamm sehr beliebt gewesen.

Als der Morgen kam, machten die Holzarbeiter des Mythenvolkes eine große Grabkiste, legten den Hirsch hinein und waren nur in einiger Verlegenheit wegen des Bestattungsortes, denn sie fürchteten die Wölfe, die immer aufpaßten, wenn einer gestorben war, um ihn dann sogleich aus der Grabkiste zu rauben, in ihre Behausung zu tragen und zu dörren, um ihn später zu fressen. Da sprach der Nerz: „Stammesgenossen! Laßt uns meinen toten Freund auf dem Baum hinter unserem Hause bestatten.“ Die Leute des Mythenvolkes gehorchten und stellten die Grabkiste auf eine Rottanne hinter dem Hause des Nerzes. Dieser wollte nicht, daß sie die Grabkiste allzu hoch aufstellten, und sie taten, wie er es wünschte.

Sobald es Abend geworden war, erfuhren die Leute vom Ebbestrand, die Wölfe, daß der Hirsch gestorben sei. Sogleich versammelte der Wolfshäuptling seine Stammesgenossen in seinem Hause, berichtete ihnen, was vorgefallen war, und sprach: „Stammesgenossen! Der Hirsch ist tot. Wir wollen hingehen und versuchen, ihn in dieser Nacht zu holen.“ Die Wölfe waren erfreut über seine Worte und machten sich bereit. Sie brachen auf und kamen bald zum Krummen Ufer, denn die Dörfer lagen dicht beieinander zu beiden Seiten einer Landzunge. Als sie am Fuß des Baumes, auf dem die Grabkiste stand, anlangten, sagte der alte Häuptling: „Stammesgenossen! Wie sollen wir des Hirsches habhaft werden, da wir doch keine Kletterer sind?“ Ein anderer Alter riet: „Laßt uns einer auf des andern Rücken steigen. Unser Häuptling kann dann zu oberst stehen und ihn herausziehen.“ Die Wölfe versammelten sich sogleich zu Füßen des Baumes, und Ghilgyetleegyilakwe, der Wolfshäuptling, rief einen heran, der zu unterst stehen sollte. So kletterten sie einer auf den andern, fielen aber zuguterletzt doch wieder herunter. Dreimal fielen sie, beim viertenmale reichten sie fast bis an die Grabkiste. Da stieg der Wolfshäuptling hinauf; als er die Seite der Kiste erlangen konnte, zog er an dem Deckel, der auf einer Seite war. Dann ließ er seinen tödbringenden Schwanz hineinhängen und tastete das Innere der Kiste ab. Der Hirsch lag aber auf der andern Seite der

Kiste, landwärts, und der Schwanz reichte nicht bis zu der Stelle, wo er lag. Als der Wolfshäuptling seinen Schwanz zum viertenmale hineinstechte, ergriff der Hirsch, der sich nur totgestellt hatte, sein Messer, packte den Schwanz in der Mitte und schnitt ihn ab. Sogleich fielen alle Wölfe zu Boden. Da erhob sich der Hirsch in der Grabkiste und rief: „Das ist ja schön! Das ist ja schön!“ und alle Wölfe rannten davon, ihr Häuptling ohne seinen Schwanz. Der Hirsch stieg vom Baum herab, trat in das Haus des Nerzes und übergab ihm den Wolffschwanz. Der Nerz aber rief: „O Freund Hirsch! Dein Beiname soll fürderhin ‚der Dreiste‘ sein!“ Diesen Namen bekam der Hirsch deshalb, weil er von nun an kriegerisch wurde, in gerechtem Stolze über das, was er dem Wolfshäuptling angetan hatte; daher hassen auch die Wölfe die Hirsche. — Der Nerz nahm sogleich den Schwanz des Wolfshäuptlings und hängte ihn direkt über der Feuerstelle seines Hauses auf; sobald er das tat, empfand der Wolfshäuptling noch heftigeren Schmerz als zuvor.

Einer der Diener des Wolfshäuptlings ward nun zum Hause des Nerzes gesandt und sprach: „O Häuptling Nerz! Der Häuptling der Wölfe schickt mich, um dich zu fragen, warum du seinen todbringenden Schwanz nahmst.“ Der Nerz erwiderte: „Wir haben es satt, daß der Wolfshäuptling es immer nur an seinem Gestade Ebbe werden läßt.“ Der Bote überbrachte dem Wolfshäuptling die Antwort, worauf dieser sprach: „Geh wieder hin und sage dem Nerz, daß die Flut bis zu den Entenmuscheln fallen soll, wenn er mir meinen Schwanz zurückstattet.“ Der Bote wollte es gerade dem Nerz ausrichten, als dieser sich erhob und den Schwanz des Wolfshäuptlings noch ein bißchen dichter über das Feuer hängte. Dann sprach er: „Geh‘ und erwidere dem Wolfshäuptling folgendes: Was nužen uns die kleinen Entenmuscheln?“ Der Bote kam zurück und meldete seinem Häuptling, was der Nerz gesagt hatte. Der Wolfshäuptling stöhnte vor Schmerz, weil sein Schwanz so der Hitze ausgesetzt war, und sprach: „Geh‘ und sage dem Nerz, die Flut werde bis zum Lang sinken.“ Der Bote kam

zum Nerz und sagte: „Häuptling Nerz! Der Schwanz meines Häuptlings führt mich noch einmal her zu dir. Das Meer soll nun überall trocken werden.“ Aber sogleich antwortete der Nerz: „Das ist's nicht, was ich wünsche. Ich will Ebbe ja nur bis zu der Strandlinie haben, an der die Kiesel rollen.“ Und zum letztenmale ging der Bote zum Wolfhäuptling zurück und überbrachte ihm die Worte des Nerzes. Sogleich trat Ebbe ein, und das Wasser reichte bis zur Linie der rollenden Kiesel. Des freute sich der Nerz, und der Wolfhäuptling erhielt seinen Schwanz zurück; er setzte ihn sich sogleich an und fühlte sich wieder wohl. Das Mythenvolk aber konnte nun nach Herzenslust Elammuscheln sammeln. Aber noch verstanden sie nicht, sie zu rösten, denn sowie sie sie aufs Feuer legten, ging das Feuer aus, da zuviel Wasser in den Muscheln war. Da sandte der Nerz den Sperling, um vom Wolfhäuptling zu erfahren, weshalb es so nicht ginge; der aber sagte ihnen, sie sollten die Muscheln immer umdrehen, wenn sie sie aufs Feuer legten. So lernte das ganze Mythenvolk Muscheln rösten.

c) Der Krieg mit den Winden

Sle selaghilakwe, der Nerz, und das Mythenvolk wohnten am Krummen Ufer. Der Nordwestwind blies fortwährend so stark, daß die Leute nicht mehr ausgehen konnten, um irgendwelche Nahrung herbeizuschaffen. Da lud der Nerz seine Freunde, den Hirsch, den Waschbären, den jungen Waschbären und den Raben, zu einer Beratung in sein Haus. Als sie alle gekommen waren, hub der Nerz also an zu sprechen: „Freunde! Vernehmt, weshalb ich euch berufen habe. Ich will einen Kriegszug gegen den Herrn des Nordwestwindes unternehmen; auch alle Seeungeheuer wünschen es, denn sie haben weder Ruhe noch Rast mehr; beständig werden sie von ihm in den Wellen umhergeworfen. Deshalb verlangt es mich, Krieg gegen ihn zu führen. Sonst bekommen wir nichts mehr zu essen.“ Sogleich antwortete der Hirsch: „Wir wollen deinem Wunsche willfahren, Häuptling Nerz.“ Und alle machten sich bereit.

Am nächsten Morgen bei Tagesanfang brachen sie auf. Sie fuhren nordwärts zum Hause des Herrn des Nordwestwindes. Aber vergeblich versuchten sie es zu erreichen; denn sobald jener sie entdeckt hatte, blies er so scharf, daß das Boot gegen den Wind kaum ankam. Als sie das Haus schon liegen sahen, blies der Wind so entsetzlich, daß das Boot zurückgetrieben wurde und der Nerz den Zug aufgab.

Vor dem Nordwestwinde fahrend, gelangten sie heim. Sobald sie wieder vor ihrem Hause am Krummen Ufer landeten, hörte der Nordwestwind plötzlich auf zu wehen, und der Südostwind setzte ein. Das dauerte lange Zeit. Schließlich versammelte der Nerz wieder seine vier Freunde zur Beratung um sich und sprach: „Freunde! Diesmal habe ich euch gerufen, weil ich einen Kriegszug gegen den Südostwind vor habe.“ Der Hirsch dankte im Namen der übrigen für seine Worte, und sie beschlossen, auch die Heilbutte, den Teufelsfisch, den Triton und den Seebären zur Teilnahme aufzufordern. Sie kamen zuerst zum Hause der Heilbutte und des Teufelsfisches, die zusammen wohnten. Als sie diese aufforderten, mit an Bord des Bootes zu gehen, um an dem Kriegszug teilzunehmen, waren sie sofort bereit. Dann kamen sie zum Triton, der ebenfalls sogleich einwilligte. Auch der Seebär, den sie mit dem Hinweise darauf forderten, er werde der wildeste sein von allen, die den Kriegszug unternahmen, erklärte sich ohne weiteres einverstanden.

Am nächsten Morgen bei Tagesanfang brachen sie auf; sie hofften in einem Tage ihr Ziel zu erreichen. Sie steuerten südwärts und segelten schon dicht am Südostwinde; vergebens blies er mit aller Kraft, er hielt sie nicht auf. Gegen Abend entdeckten sie das Hause des Herrn des Südostwindes, und der Nerz sprach: „Laßt uns in dieser Bucht halten und überlegen, wie wir ihn überwinden.“ Dann gab er seiner Kriegsschar die nötigen Weisungen und sagte zur Heilbutte: „Freund, du legst dich flach auf den Boden vor dem Hause des Herrn des Südostwindes. Sobald er zur Tür herauskommt, wird er auf dich treten und ausgleiten; dann wird er, wenn wir vor sei-

nem Hause halten, in unser Kanu fallen; der Teufelsfisch und Triton sollen ihn sogleich packen und der Seebär und Hirsch ihn mit dem Tode bedrohen. Dann wird er mich fragen, was wir mit ihm vorhaben, und ich werde ihm den Grund sagen, weshalb wir Krieg gegen ihn führen. Wenn er uns aber nicht gehorcht, werden wir ihn töten."

Der Hirsch machte den verkehrten Vorschlag, man solle gleich jetzt angreifen, solange es noch hell sei. Sie versuchten es, konnten sich aber bei dem starken Wind kaum auf den Füßen halten. Da sahen sie, daß der Herr des Südostwindes der Haustür seine Hinterseite zukehrte und der Wind seinem After entwich. Der Nerz konnte sich gegen diesen starken Wind nicht behaupten, sie kehrten also wieder um und blieben vorerst in der Bucht.

Beim Anbruch der Nacht legte sich der Wind etwas. Sogleich ging der Nerz zu einem neuen Angriff vor und hielt mit dem Boote an dem Ufer gerade gegenüber der Hausfront. Die Heilbutte legte sich flach vor die Tür; Teufelsfisch, Seebär, Triton und Hirsch hielten sich im Boot bereit. Bald darauf kam der Herr des Südostwindes aus dem Hause heraus, um sein Wasser zu lassen. Er trat auf die Heilbutte, glitt aus und fiel vorüber in das Boot des Nerzes. Sogleich hielten ihn der Teufelsfisch, der Seebär und der Triton fest, und der Hirsch drohte zuzuschlagen. Da rief der Herr des Südostwindes: „Häuptling Nerz! Sage mir, was du mit mir machen willst.“ Der Nerz erwiderte: „Ich tue dies, weil du unsere Welt nicht in Ruhe lassen kannst.“ Darauf antwortete der Herr des Südostwindes: „Häuptling Nerz! Von nun an soll deine Welt immer in Windstille liegen und dein Meer glatt wie ein Spiegel sein.“ „Versprich uns nicht zuviel,“ sagte der Nerz, „denn ich sagte nicht, daß es gut sei, wenn immer Windstille herrscht.“ „Dann will ich vier Tage lang nicht blasen“ sagte der Herr des Südostwindes. Da ließen die, welche ihn hielten, ihn sogleich los; denn der Herr des Südostwindes hatte von nun an große Furcht vor dem Nerz. Deswegen bläst der Südostwind jetzt nicht mehr allezeit. Das haben wir dem Nerz zu verdanken.

d) Der Feuerraub

Ginst waren die Gespenster im Besiße des Feuers. Die Menschen wußten nicht, wie sie es erlangen könnten, und schickten endlich Naïch (den Nerz) aus, es zu holen. Dieser lieh sich das Messer seiner Großmutter, versteckte es unter seinem Mantel und machte sich auf den Weg zu den Gespenstern. Er ging zu ihnen ins Haus und sah sie tanzen. Als der Tanz zu Ende war, wollten sie sich baden und waschen. Da sprach der Nerz: „Bleibt hier, ich will euch Wasser holen.“ Er nahm einen Eimer und ging zum Ufer hinab. Als er mit dem gefüllten Eimer ins Haus kam und an dem einen der beiden im Hause brennenden Feuer vorüberging, tat er, als stolpere er, und goß das Wasser ins Feuer, so daß es ausging. „Oh!“ rief er, „ich bin gestolpert“ und ging zum Wasser zurück, um seinen Eimer von neuem zu füllen. Als er ins Haus kam und an dem andern Feuer vorbeiging, goß er wieder sein Wasser aus, und es war nun ganz dunkel im Hause. Da nahm der Nerz sein Messer und schnitt dem Häuptling der Gespenster den Kopf ab. Er streute Staub auf den Halsstumpf, damit er nicht blute, und lief mit dem Kopfe von dannen. Noch ehe die Gespenster ihr Feuer wieder angeleuchtet hatten, wurde der Staub vom Blute durchtränkt; die Mutter des Häuptlings merkte es, und als sie nun wieder Feuer gemacht hatten, sahen sie, daß der Kopf ihres Häuptlings abgeschnitten war.

Da sprach die Mutter des toten Häuptlings: „Geht morgen dem Nerz nach und kaufst ihm den Kopf ab.“ Sie gehorchten und kamen zu seinem Hause. Der Nerz hatte sich zehn Häuser gebaut und sich zehn verschiedene Kleider von seiner Großmutter herstellen lassen. Als nun die Gespenster kamen, erschien er bald auf dem Dach des einen Hauses, bald auf dem eines andern, jedesmal in anderer Kleidung, so daß die Gespenster glaubten, es seien viele Leute dort. Als sie ankamen, sprachen sie zu der Großmutter des Nerzes: „Wir wollen den Kopf unseres Häuptlings gegen Mantel eintauschen.“ Sie aber versetzte: „Mein Enkel will keine Mantel haben.“ Dann boten sie ihr Bogen und Pfeile an, aber die Großmutter wies auch

diese zurück. Da weinten die Bäume mit den Gespenstern, so betrübt waren sie; und die Tränen der Bäume waren Regen. Endlich boten die Gespenster der Großmutter einen Feuerbohrer an. Den nahm sie an und gab ihnen dafür den Kopf zurück. Seitdem haben die Menschen das Feuer.

e) Wie der Nerz die Wolfssöhne tötete

Der Nerz baute hinter dem Kwakiutldorfe Nalogwis eine Lachsfalle. Um diese Zeit hielten die verschiedenen Stämme ihre Winterfeste ab, und die Söhne des Wolfshauptlings waren in die Wälder gegangen. Während sie dort waren, plünderten sie die Lachsfalle des Nerzes. Als dies sich dreimal wiederholt hatte, wurde der Nerz ärgerlich; er beschloß aufzupassen, um zu erfahren, wer sich immer an seiner Falle zu schaffen mache. Abends legte er sich nahe der Falle in den Hinterhalt. Da kamen die vier Wolfssöhne, gingen geradewegs zu der Lachsfalle und holten sich die Lachse heraus. Der Nerz sprach bei sich: „Also ihr seid diejenigen, die immer an meine Lachsfalle gehen.“ Während die Wölfe noch dasaßen und die Lachse roh verzehrten, schlich er sich hinter sie, erschlug sie mit seiner Keule und schnitt ihnen die Köpfe ab. Mit diesen begab er sich auf den Heimweg. Keiner wußte, daß er die Wölfe getötet hatte, nicht einmal seine eigene Mutter.

Zwei Tage waren verflossen, da machten sich die Wölfe bereit, ihre Novizen aus den Wäldern zurückzuholen; Kuekuachaoë (der Rabe) war der Leiter der Zeremonien. Der Nerz verstopfte alle Löcher und Spalten seines Hauses und band Zedernbastseile darum, um es recht fest zu machen. Dann fuhr er noch vor Lagesanbruch mit seinem Boote nach Memkumlis. Dort baute er sich ein Lachswehr aus Steinen, setzte sich in der Nähe auf einen Felsen und beobachtete es. „Was für ein Fisch ist in der Falle?“ fragte er. „Ein kleiner Ochsenkopf“ erwiderte das Wehr. „Das ist ja recht nett“ sagte der Nerz, sich den Kopf kratzend; „dafür habe ich mir nun solche Mühe mit der Falle gegeben. Fort damit ins Wasser.“ Nach einer Weile fragte er wieder: „Was für ein Fisch ist jetzt in der

Falle?" „Ein kleiner Flunder“ erwiderte das Wehr. Er warf auch diesen ins Wasser, und so geschah es nacheinander noch mit einem Ual, einem Hundsfisch, einem Barsch und verschiedenen Sorten Lachs. Schließlich hatte sich eine Sisiutl in der Falle gefangen. „Das ist die Rechte!“ rief der Nerz erfreut, nahm die Sisiutl heraus und legte sie auf den Felsen. Dann brach er Schierlingszweige ab, breitete sie in das Boot, legte die Sisiutl darauf und fuhr zu seinem Hause nach Qalogwis. Seine Mutter schlief gerade, als er landete. „Auf, Mutter, bring' mir meinen Fisch ins Haus.“ Die Mutter ging zum Gestade hinab, trat zu dem Boot und sah sich vergeblich nach einem Fische um. Mit einem male verkrampfte sich ihr ganzer Körper, ihr Kopf drehte sich nach rückwärts: sie hatte die Sisiutl erblickt. Lange wartete der Nerz auf seine Mutter, dann erhob er sich, um nach ihr auszuschauen. Da fand er sie und rief: „Das ist's also, Mutter! Bist du denn so vergnügt?“ Dann nahm er sie, streckte ihren Körper wieder gerade und trug die Sisiutl selbst ins Haus hinauf. Hier tat er sie in eine Kiste. Es wurde Abend. Noch in derselben Nacht sollten die Novizen zurückgebracht werden. Aber vergeblich schlügen die Leute ihre Kistentrommeln und sangen; die Novizen lagen, vom Nerz erschlagen, im Walde. Einer der Håptlinge rief: „Versucht es, ihr Tänzer, unsere Novizen zurückzubringen.“ Aber trotz zahlreicher Versuche kamen sie noch immer nicht. Einer der Tänzer sprach: „Wascht euch, Freunde“ und zu den übrigen gewandt: „Ihr, die ihr nicht geweiht seid, dreht eure Gesichter nach der Hinterwand des Hauses. Wir werden vor Dunkelwerden hereinkommen.“ Schon dachten die Leute, sie würden jetzt ihre Versuche, die Novizen zurückzuholen, aufgeben müssen, und lauschten vergebens, ob die übernatürliche Macht wohl käme. Bisher war aber der Nerz noch nicht als Tänzer aufgetreten, und die Leute fragten: „Was ist's mit unserm Håptling Daïch?“ Da gingen sie ihn holen. Jetzt führte der Nerz mit seinen Vetttern, dem Waschbären, Schwertfisch und Eichhörnchen, seinen lange gefaschten Plan aus. Seine Schwester Ts'estayukoa und der Waschbär zogen

ein Brett aus der Hinterwand des Tanzhauses heraus; hier, an der Hinterwand, setzte sich der Waschbär nieder. Dann trat der Nerz ein. Er tanzte ein Weilchen, ging wieder hinaus, kam herein und tanzte dann mit seiner Schwester. Als er zum drittenmale das Tanzhaus betrat, trug er die Wolffköpfe als Maske, verbarg sie aber vorerst noch hinter seinem Mantel. Dann sang er: „Der Nerz trägt die Mitte des Gesichts der Wolffsöhne!“ Noch einmal verließ er das Tanzhaus; bei seinem vierten Aufreten hatte er die Wolffköpfe offen an seinem Mantel hängen. Da stürzten sich die Leute auf ihn und wollten ihn erschlagen, denn nun sahen sie, daß er es gewesen war, der die Wolffsöhne getötet hatte. Aber er entschlüpfte durch die Lücke in der Hinterwand, während seine Freunde, Eichhörnchen und Waschbär, die Trommel schlugen. Dann kam er zum letztenmale herein, diesmal mit der Sisiutlmaske angetan. Sobald er das Tanzhaus betrat, enthüllte er die Maske, und alle Leute, die sie anblickten, starben unter Zuckungen. Der Nerz aber suchte seine Verwandten und alle, die er sonst gern hatte, heraus und erweckte sie wieder.

f) Die Vaterwahl

Der Nerz wollte einmal zwei hübsche Mädchen für sich haben. Als sie eines Tages gerade Matten machten, ging er dicht an ihnen vorüber. Er nahm ein Stück schönes, weißes Harz in den Mund und kaute daran, um sie danach lustern zu machen. Als sie das schöne Harz sahen, baten sie ihn um ein Stückchen. Da gab er der Ältesten, die zugleich die hübscheste war, ein wenig. Sie wurde schwanger und gebar nach einigen Tagen ein Kind. Da niemand wußte, wer der Vater des Kindes war, lud der Vater der jungen Frau alle möglichen Leute ein. Er ließ sie in die Mitte des Hauses treten und das Kind auf den Arm nehmen. Zugleich sangen seine Leute, die an den Wänden des Hauses entlang saßen. Die Männer mußten der Reihe nach vor die Frau treten. Zu keinem wollte das Kind gehen; als aber der Nerz kam, ließ es sich gleich von ihm auf den Arm nehmen. Da wußten die Leute, daß er der Vater war.

g) Der Nerz und die Frau des Otters

Der Nerz trug Verlangen nach der Sägeschnabelgans, der schönen Frau seines Freundes, des Otters. Er sprach eines Tages zum Otter: „Ich bin böse auf Hostamitl und Lalenoch. Laß' uns gehen und mit ihnen kämpfen.“ Der Otter war einverstanden, und sie fuhren in ihrem Boote hinaus. Unterwegs sah der Nerz Seeigel auf dem Grunde des Meeres. Er sprang ins Wasser und holte einige herauf ins Boot. Als er sich daran machte, sie allein aufzusessen, sprach der Otter: „Gib mir doch auch einige ab, ich bin doch dein Freund.“ Der Nerz erwiderte: „Nein; du weißt, wenn man jemandem zürnt, so gibt man niemand etwas zu essen. Du mußt schon selbst nach Seeigeln tauchen, wenn du welche haben willst.“ Der Otter sprang ins Wasser. Während er unten war, nahm der Nerz seinen Speer, und als er wieder aufstauchte, stieß er ihn dem Otter in den Nacken, so daß er an der Brust wieder herauskam. Darauf kehrte er ans Ufer zurück, verrichtete seine Notdurft und verwandelte seinen Kot in einen jungen Mann. Er befahl ihm, allen Leuten zu sagen, er sei Hostamitls Kind, und der Nerz habe ihn geraubt. Um zu sehen, ob jener ihn verstanden habe, fragte er: „Wer bist du also?“ Jener erwiderte: „Ich bin aus des Nerzes Kot gemacht.“ „So mußt du nicht reden,“ sprach der Nerz, „du sollst sagen, du seiest Hostamitls Sohn.“ Als sie nun ans Dorf kamen, fing der Nerz an zu schreien und zu weinen und rief: „Mein Freund hat Hostamitls Haus angezündet, und da hat Hostamitl ihn getötet.“ Er ging mit dem jungen Manne ans Ufer und erzählte, dieser sei Hostamitls Sohn, den er zum Sklaven gemacht habe. Die Leute fragten den letzteren, wer er sei. Er aber sagte die Wahrheit. Da wurden alle zornig auf den Nerz und riefen: „Wie du lügst! Er ist ja gar nicht dein Sklave, sondern du hast ihn aus deinem Kot gemacht!“ Die Sägeschnabelgans, die Frau des Otters, ging zum Ufer hinab und sah dort den Nerz. Sie sprach zu ihm: „Sage mir doch offen, wie kam mein Mann ums Leben?“ Der Nerz erwiderte: „Laß' uns erst in dein Haus gehen, dort will ich es dir sagen.“ Als sie nun ins Haus gegangen waren, sagte er: „Laß'

alle andern hinausgehen, ich muß es dir ganz allein sagen.“ Als sie allein waren, ließ der Nerz sie hinter eine Matte treten und sprach: „Einer stieß ihn in den Kopf, einer in die Brust, einer in den Bauch“, und dabei stieß er sie immer mit dem Finger an die entsprechende Stelle. Plötzlich aber umschlang er sie und rief: „Nein, ich habe ihn totgemacht, denn ich wollte dich zur Frau haben.“ Die Sägeschnabelgans nahm ihn darauf zum Manne.

h) Der unglückliche Freier

Der Nerz wollte den Schachtelhalm heiraten. Dieser sprach: „Nein, du kannst mich nicht heiraten. Was willst du tun, wenn Treibholz den Fluß herabkommt? Ich beuge mich dann nieder, lasse den Stamm über mich forttreiben und richte mich wieder auf.“ Der Nerz sprach: „Das kann ich auch.“ „Aber was willst du tun, wenn ein Stamm mit vielen Zweigen den Fluß heruntertreibt? Er wird dich auffpießen und mitnehmen.“ „Nein,“ sprach der Nerz, „dann beuge ich mich mit dir und komme wieder in die Höhe.“ Da nahm der Schachtelhalm ihn zum Manne. Bald kam ein Baumstamm den Fluß herabgetrieben. Der Nerz umschlang den Schachtelhalm. Beide beugten sich und ließen den Stamm über sich forttreiben. Dann aber kam ein Stamm mit vielen Zweigen. Wieder umfaßte der Nerz seine Frau. Der Stamm aber spießte ihn auf und trug ihn den Strom hinab. Er ging zu der verfaulten Kiefer (die aus nichts als harziger Rinde besteht) und wollte sie heiraten. Sie sprach: „Nein, du kannst mich nicht heiraten. Wenn ich warm werde, schwüze ich, und dann wirst du böse werden.“ „Nein,“ erwiderte der Nerz, „das macht nichts.“ Da nahm sie ihn zum Manne. Am Morgen, als es warm wurde, fing seine Frau an zu schwüzen, und seine Brust flebte an ihrer Brust fest. Er rief: „Läß' mich los! Du sollst mich nicht so festhalten.“ Sie antwortete: „Ich halte dich nicht, ich schwüze nur.“ Da ward der Nerz böse und schlug sie. Seine Hand flebte nun auch fest. Dann schlug er sie mit der andern Hand, und es erging ihm nicht besser. Dann trat er sie mit Füßen, und seine Füße flebten beide an ihr fest. Er stieß sie endlich mit dem Kopfe, und auch dieser flebte fest. Als das

Harz mittags ganz weich wurde, fiel er herunter. Da verließ er seine Frau.

Er ging zum Adler und wollte ihn heiraten. Der hatte fünf Jungs und wohnte auf dem Wipfel einer Zeder. Der Nerz kletterte hinauf, und als der Adler mit seinen Jungen vom Lachsfang nach Hause kam, fand er ihn im Neste. Er fragte: „Was willst du hier?“ Der Nerz erwiderte: „Ich will dich heiraten.“ „Nein,“ sprach der Adler, „du kannst mich nicht heiraten. Ich schwinge mich von hier oben hinunter und fliege wieder heraus. Das kannst du nicht.“ „Oh,“ sprach der Nerz, „das kann ich auch.“ Da nahm ihn der Adler zum Manne. Nach kurzer Zeit wollten sie Lachse fangen. Sie setzten sich auf einen hohen Baum. Der Adler fragte den Nerz: „Siehst du den Lachs?“ „Ja,“ sagte dieser, „dort hinten, weit fort.“ Er sah aber in Wirklichkeit gar nichts. „Nein,“ sprach der Adler, „hier ganz nahebei, gerade unter uns ist er.“ „O ja!“ erwiderte der Nerz. „Ich will ihn jetzt fangen; komme gleich nach“ sagte der Adler und stürzte sich hinab. Gleich darauf sah der Nerz ihn mit einem Fisch zurückkommen. Da sprang auch er hinunter. Er zerschlug sich an den Ästen des Baumes die Eingeweide und lag tot da.



29. Die Sage von Q'anighilak, dem Wanderer



Q'anighilak und Nemoqoïs waren Qants'oump's Söhne. Vor langer, langer Zeit sandte Qants'oump beide zur Erde hinab, wo sie von einer Frau namens Tsatschuitelaqa („Lachenfrau“) wiedergeboren wurden. Nach wuchsen die Zwillinge heran. Damals schwammen noch keine Fische in den Flüssen und im Meere, und Q'anighilak verlangte danach, die Gewässer von Lachsen und

andern Fischen belebt zu sehen. Tsatsachuitelaqa aber bewahrte alle Fische in ihrem Mantel. Q'anighilak bat sie, ihm diesen zu leihen. Als er ihn erhalten hatte, bestieg er mit seinem Bruder ein Boot, und sie fuhren zuerst den Fluß hinauf, kehrten dann zurück und ruderten hinaus in die See. Da sie nirgends Fische fanden, tauchte Q'anighilak einen Zipfel des Mantels seiner Mutter ins Meer, und siehe da! zwei Lachse sprangen heraus und schwammen lustig von dannen. Rasch vermehrten sie sich, und bald waren Fluß und Meer voll von Fischen. Tsatsachuitelaqa aber ward zornig, als sie sah, daß Q'anighilak die Fische befreit hatte. Sie verließ ihre Kinder und ging in das Land der Lachse.

Q'anighilak und Nemoqois aber fuhren den Fluß hinauf, um Abenteuer zu suchen. Als sie eine Zeitlang gefahren waren, erblickten sie ein Haus. Dort wohnte der Reiher und seine Frau, der Specht, die damals noch Menschen waren. Die Brüder stiegen ans Land, und Q'anighilak sprach zu dem Manne: „Ich will dich ein Lachswehr bauen lehren.“ Er zeigte ihm, wie er es zu machen habe, und der Reiher war froh, nun auf so leichte Weise Nahrung zu erlangen. Zum Danke dafür nahm er Q'anighilak und Nemoqois als seine Kinder auf. Um Morgen sprach er zu ihnen: „Ich will jetzt mit meiner Frau zum Lachswehr gehen und sehen, ob etwas darin ist. Bleibt ihr hier. Ich werde unten am Wasser aufpassen, ob jemand hierher kommt. Wenn ich einen von den bösen Menschen, die hier in der Nähe wohnen, kommen sehe, so will ich rufen. Dann versteckt euch im Walde, damit er euch nicht fängt.“ Dann gingen die beiden Alten. Die Frau aber war gierig und geizig und wollte den Kindern nichts gönnen; deshalb sprach sie zu ihrem Manne: „Wenn wir Fische im Wehre finden, so schreie du, ehe wir zurückkehren. Die Kinder werden dann fortlaufen, und wir können die Lachse allein essen.“ Und siehe, sie fanden einen Fisch in dem Wehr. Sie nahmen ihn, gingen nach Haus, und der Mann schrie aus Leibeskräften. Als Q'anighilak und Nemoqois das hörten, versteckten sie sich eiligst im Walde. Die Frau aber schnitt den Fisch auf, kochte

ihn, und beide ließen ihn sich gut schmecken. Als die Kinder sich abends wieder hervorwagten, sagte der Mann: „Es ist gut, daß ihr fortgelaufen seid. Als ich heute morgen schrie, sah ich zwei unserer Feinde auf unser Haus zukommen. Wenn ich morgen wieder rufe, so versteckt euch nur rasch wieder.“ Die Frau aber sagte nichts und aß unaufhörlich.

Am nächsten Morgen gingen die beiden Alten wieder zum Fluß hinunter, um zu sehen, ob Lachse gefangen seien. Und siehe, sie fanden vier Fische. Diese trugen sie nach Haus, und als sie nahe genug waren, schrie der Mann wieder. Da sagte Q'anighilak zu seinem Bruder: „Läßt uns doch sehen, wer eigentlich diese bösen Menschen sind. Komm, wir wollen uns hier, nahe dem Hause, verstecken und nicht in den Wald gehen.“ Sie taten, wie Q'anighilak geraten hatte; da sahen sie, daß nur der Alte und seine Frau kamen und daß sie vier schwere Lachse ins Haus trugen. Sie hörten, wie die Frau zu ihrem Manne sagte: „Nun mache rasch Feuer, wir wollen essen, ehe die Kinder zurückkommen.“ Der Mann gehorchte, sie kochten die Fische und fingen an zu essen. Da wurde Q'anighilak zornig. Er nahm seinen Bogen und erschoss zuerst den Mann, dann die Frau. Dann nahm er ihre Leichname und warf sie in die Höhe, indem er sagte: „Nun fliegt als Vogel davon.“ Da wurde der Mann in einen Reiher, die Frau in einen Specht verwandelt.

Q'anighilak und Nemoqoïs verließen den Ort und wanderten fürbaß. Als sie nach Lsamo kamen, sahen sie im Flusse einen wunderbar schönen Fisch umherschwimmen, dessen Körper wie lauter Licht glänzte. Q'anighilak nahm einen Stock und schlug ihn. Da verwandelte sich der Fisch in eine Sisiutl, die er tötete. Er zog sie ans Land, schnitt sie auf und zog ihr die Haut ab, aus der er sich einen Gürtel machte. Auch nahm er ihr die Augen aus, die er sorgsam verwahrte.

Die Brüder wanderten weiter. Bald kamen sie nach Guane. Da sah Q'anighilak einen mächtigen Wal im Meere schwimmen; den wollte er erlegen. Er bat Nemoqoïs, ihm seine Schleuder zu leihen. In diese legte er ein Auge der Sisiutl

als Schleuderstein, und als der Wal wieder auftauchte, um zu atmen, schwang er die Schleuder, der Stein flog wirbelnd davon und traf den Wal, der sogleich verendete. Auf diese Weise tötete Q'anighilak vier Wale, die am nächsten Morgen in Patsis ans Land trieben. Er gab Nemoqoüs die Schleuder zurück, ging zum Meere hinab und hob die Wale an den Schwänzen hoch. So trug er sie hinauf aufs Land. Dort kann man noch heute ihre Rücken und Atemlöcher erkennen.

Q'anighilak ging nun in den Wald, von wo er sich einen Haufen kleiner Stöcke holte, aus denen er zwei kleine Häuser baute. Dann nahm er etwas Wasser in den Mund und spie es auf die Häuser, die sich nun plötzlich gewaltig ausdehnten. Und er nannte das eine Haus Q'aoqayhutelas („es ist so groß, daß die Leute an der gegenüberliegenden Seite klein erscheinen“), das andere Nuibalaghilis („wo der Wind an allen Seiten hineinweht“). Das letztere schenkte er seinem Bruder, zu dem er sprach: „Ich will jetzt gehen, die Welt durchwandern und alle Menschen kennenlernen. Bleibe du hier. Wenn du hungrig bist, so iss von den Walen. Das wird genügen, bis ich zu dir zurückkehre.“

So trennten sie sich. Als Q'anighilak einige Zeit gewandert war, kam er zu einem Dorfe, und mit Erstaunen sah er, daß aus keinem der Häuser Rauch aufstieg. Er ging in jedes einzelne Haus, sah aber niemand. Endlich, im letzten Hause, fand er einen Mann namens Nauetsa und dessen Enkelin, ein kleines Mädchen, die einzigen Bewohner des Dorfes. Er fragte: „Wo sind denn alle eure Landsleute?“ „Das Ungeheuer Ts'eqis, das in jenem See haust, hat alle getötet. Sobald jemand hinabging, um Wasser zu holen, kam es und verschlang ihn. Wir sind die einzigen Überlebenden.“ Q'anighilak blieb im Hause mit Nauetsa und dessen Enkelin. Eines Tages sprach er zu dem Kinde: „Geh' hinab zum See und hole mir Wasser.“ Dem widersegte sich aber der Alte aufs heftigste; er wollte es nicht dulden und rief: „Nein, sie soll und darf nicht gehen! Ts'eqis soll mir das letzte meiner Kinder nicht auch noch entreißen, denn gewiß wird er sie fressen, wenn sie geht.“ Q'ani-

gyilak aber suchte ihn zu beruhigen. Er gab dem Mädchen den Eimer, band ihm den Gürtel aus der Haut der Sisiutl um und hieß es gehen. Er folgte ihm und sah, wie der Ts'eqis auftauchte und das arme Kind verschlang. Da ergriff er einen Stock, und sang, indem er auf einem Steine Takt schlug: „Sisiutl, werde lebendig und töte ihn; erwache und töte ihn!“ Kaum hatte er ausgesungen, so kam das Ungeheuer aus der Tiefe empor und wand sich in Todesqualen; dabei spie es die Knochen aller Menschen, die es verschlungen hatte, aus. Dann erschoss Q'anighilak es mit seinen Pfeilen. Er setzte die Knochen wieder zusammen und besprengte sie mit dem Wasser des Lebens; da standen sie auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Sie wanderten fort von der Unglücksstätte und wurden die Ahnen der Noskimo.

Q'anighilak kam nach Kwakiutis, wo er Haialikhawe fand, der in Tlelat wohnte. Dieser führte die Sisiutl als Wappen und trug beim Tanz die Maske Haialikhamtl und einen Hermelinkopfschmuck. Sie wollten ihre Kräfte aneinander versuchen. Zuerst ließ Q'anighilak das Wasser steigen, so daß das ganze Haus davon bedeckt wurde. Als es wieder gefallen war, sah er, daß Haialikhawe wohlbehalten und munter im Hause saß. Da ließ er es nochmals steigen und wieder fallen. Haialikhawe aber prustete und schüttelte sich nur; das Wasser konnte ihm nichts anhaben. Dann versuchte Q'anighilak ihn und sein Haus zu verbrennen. Er häufte einen großen Haufen Scheite mitten im Hause auf, entzündete ihn und warf Haialikhawe hinein. Sogleich versank dieser im Boden und tauchte nicht weit vom Feuer wieder auf. Auch das Haus verbrannte nicht, denn die Sisiutl schützte es. Da sah Q'anighilak ein, daß er es mit einem mächtigen Gegner zu tun habe, und beschloß, Freundschaft mit ihm zu schließen. Er füllte den Fluß von Tlelat mit Lachsen, nahm Haialikhawe bei der Hand und sagte: „All' dies Land soll dein sein. Du bist ein mächtiger Zauberer. Fahre fort, deinen wunderkräftigen Tanz zu tanzen. Deine Nachkommen sollen deine Kunst und deine Tanzgeräte erben.“ Und sie nannten einander Brüder.

Nach langen Wanderungen kam Q'anighilak zurück nach Guane, wo er seinen Bruder vereinst verlassen hatte. Draußen fand er ihn nirgends. Er trat ins Haus und sah ihn im Bett liegen. Er rief ihn, Nemisqoís aber hörte nicht. Er wollte ihn schütteln; da sah er, daß er schon lange tot war; nur die gebleichten Knochen lagen unter den Decken. Q'anighilak besprengte sie mit dem Wasser des Lebens, und der Tote stand auf, rieb seine Augen und sprach: „Oh, wie lange habe ich geschlafen!“ Q'anighilak antwortete: „Du hast nicht geschlafen! Du bist tot gewesen, und ich habe dich wieder erweckt!“

Q'anighilak wanderte weiter. Er traf einen alten Mann namens Ulechekhotl, welcher zwei Muscheln an einem Bezeusteine schärfte. Q'anighilak trat dicht an ihn heran und fragte ihn, was er da mache. Unwirsch drehte jener sich um und antwortete: „Hm! Wenn Q'anighilak hierher kommt, will ich ihn damit auf den Kopf schlagen und töten.“ Er erkannte ihn nämlich nicht. Da sagte Q'anighilak: „Oh, das ist recht! Laß mich doch einmal deine Muscheln sehen!“ Ulechekhotl gab ihm erst die eine, und als Q'anighilak darum bat, auch die andere Muschel. Sogleich schlug dieser ihm die eine rechts, die andere links in den Kopf, beschmierte sein Hinterteil mit Schmutz und rief: „So, nun werde ein Hirsch und laufe in den Wald.“ Und so geschah es. Die Muscheln wurden in das Geweih verwandelt, und noch heute sind die Hirsche hinten schwarz.

Q'anighilak ging weiter und traf einen Mann, der damit beschäftigt war, einen Stock sorgfältig mit schwarzen Ringen zu bemalen. Er trat neben ihn und fragte: „Was machst du denn da?“ Jener drehte sich um und sagte: „Wenn Q'anighilak hierher kommt, so will ich ihn mit diesem Stock töten.“ Auch er erkannte ihn nicht. Q'anighilak antwortete: „So, so; ich kenne den Mann zwar nicht, aber das wird ihm gewiß ganz recht geschehen. Laß mich doch einmal deinen Stock sehen!“ Der Mann gab ihn ihm; Q'anighilak hieß ihn aufzustehen und stieß ihm unversehens den Stock ins Hinterteil. Dann bemalte er ihm Mund und Rücken schwarz und sagte: „Fortan sei ein Waschbär und lebe auf den Bergen.“

Q'anighilak setzte seine Wanderung fort und kam nach Ts'alo. Dort sah er einen Mann namens Noaqoa mit seiner Lachs-
harpune stehen und fischen. Q'anighilak kehrte um, ehe jener
ihn gesehen hatte, und dachte nach, wie er ihm die Harpune
stehlen könne. Endlich hatte er sich ein Mittel erdacht, dies
Ziel zu erreichen. Er schuf einen Mann, dem er befahl, sich
auf einen Felsen zu stellen und zu beobachten, was er tun
würde. Er verwandelte sich in einen Lachs und fragte jenen:
„Sehe ich nicht gerade so aus wie ein Lachs?“ „Nein,“ ant-
wortete jener, „versuche es noch einmal.“ Q'anighilak verwan-
delte sich nochmals und hatte nun ganz die Gestalt eines Lachses
angenommen, der im Frühling den Fluß hinaufschwimmt.
Er schwamm nach Ts'alo, wo Noaqoa stand und die Harpune
in Bereitschaft hielt, um den ersten Lachs zu stechen, der in
seine Nähe käme. Q'anighilak schwamm zu ihm und spielte
ganz nahe bei ihm ruhig im Wasser. Da freute sich Noaqoa,
warf ihm die Harpune in die Seite und wollte ihn ans Land
ziehen. Der Lachs aber stemmte sich gegen einen Stein, und
als der Mann mit aller Kraft die Harpunenleine einzog, brach
die Spitze ab, und der Lachs schwamm mit ihr davon. So
hatte Q'anighilak seine Absicht erreicht.

Noaqoa aber war traurig, ging nach Haus und legte sich nie-
der. Unterdes nahm Q'anighilak wieder seine wahre Gestalt
an. Freudig betrachtete er die Harpunenspitze und hing sie
sich als Schmuck ans Ohr. Dann stieg er wieder in sein Boot
Noqomalis, machte sich einen Steuermann und fuhr zu dem
Plaße, wo Noaqoas Haus stand. Als sie näher kamen, erblickte
Noaqoas Sohn, der gerade vor dem Hause spielte, das Boot
und machte seinen Vater darauf aufmerksam, der ihn die Un-
kömmlinge einladen hieß. Der Knabe ging zum Strande hin-
ab und rief: „Unser Häuptling fordert euch auf, in sein Haus
zu kommen, er will euch ein Fest geben.“ Q'anighilak folgte
der Einladung, landete und ging ins Haus. Dort wies Noa-
qoa ihm einen Platz am Feuer an, und Q'anighilak setzte sich
nieder. Er war eitel auf seinen Ohrschmuck und drehte den
Kopf hin und her, damit man ihn sehen sollte. Als Noaqoa die

Harpunenspißen in den Ohren des Fremden erblickte, rief er: „Woher hast du deinen Ohrschmuck bekommen?“ „Oh,“ antwortete Q'anighilak, „den trage ich schon lange, lange Jahre.“ Qoaqoa aber schüttelte den Kopf und sagte zögernd: „Ich weiß nicht, ich habe etwas verloren, das gerade so aussieht wie dein Ohrschmuck.“ Er war überzeugt, daß jener es ihm geraubt hatte, und ward sehr zornig; also nahm er einen Knochen, spaltete ihn in lauter dünne Nadeln und steckte diese in einen Lachs, den er Q'anighilak vorsehzt. Als dieser anfing zu essen, blieben ihm die scharfen Splitter im Halse stecken. Er versuchte sie auszuspeien, aber es gelang ihm nicht; sie setzten sich nur noch fester in seinen Schlund, und Blut quoll aus seinem Munde hervor. Da sprach er: „Warum betrügst du mich so? Ein gutes Mahl versprachst du mir zu geben, und nun machst du mich krank! Wenn du mich von den Knochen-splittern befreist, will ich dir auch meinen Ohrschmuck geben.“ Des freute sich Qoaqoa. Er schüttelte Q'anighilak, und die Knochen fielen aus dessen Halse heraus. Q'anighilak nahm nun die Harpunenspißen aus seinen Ohren und drückte sie an Qoaqoas Nase: „So,“ rief er, „da sollen sie ewig sitzen bleiben“, und er ergriff ihn und warf ihn in die Luft. Da flog jener als Kranich davon. Qoaqoas Frau verwandelte er in einen Specht.

Als Q'anighilak weiter ging, hörte er plötzlich eiren Lärm wie von vielen Menschen. Zuerst sah er niemand; als er aber an eine Landspitze kam, entdeckte er einen Mann, der sich bald auf der Erde herumwälzte, bald ins Wasser sprang und dann wieder ans Ufer kam. Sein Körper war über und über mit Mäulern bedeckt, die alle zugleich lachten und schrien. Q'anighilak fragte: „Was machst du denn da?“ Jener aber antwortete nicht, sondern lachte und schrie immer weiter, so daß Q'anighilak sich die Ohren zuhalten mußte. Endlich ward es ihm zuviel, und er strich jenem mit der Hand über den ganzen Körper. Da verschwanden alle die unzähligen Mäuler, und er ward wie ein richtiger Mensch. Q'anighilak gab ihm den Namen Naq'entemaks.

Q'anighilak zog weiter. Nach einiger Zeit begegnete er einem Boote. Darin saßen ein Mann und eine Frau, die aus Leibeskräften ruderten. Sie hielten die Ruder aber nicht in den Händen, sondern der Mann hatte die Arme über dem Rücken, die Frau über der Brust gefreuzt, und beide hatten die Ruder unter den Armen durchgesteckt. Da unterwies Q'anighilak sie und zeigte ihnen, wie sie rudern müßten. Q'anighilaks Fuß ist noch heute in Guane im Stein abgedrückt zu sehen. Er ist zwei Spannen lang und eine Spanne breit. Mit einem Schritt konnte er von dort zur Insel Hetlas hinübertreten. Auch seine Augen sind dort versteinert; sie sehen aus wie die Augen eines Lachses. Wenn man Schmuck in diese Augen wirft, so wird es stürmisch, und deshalb muß man sich hüten, sie zu berühren. Wenn man etwas in das rechte Auge wirft, so entsteht Ostwind, wenn in das linke, Westwind. Ferner ist in Guane ein großes Loch, in das Q'anighilak einst viele Leute geworfen hatte. Daher speit es bis heute Blut. Viele Leute glauben nicht daran, daß dieses Loch vorhanden sei. Um sich zu überzeugen, warf einst ein Mann eine Wiege hinein, in die er viele Gesichter geschnitten hatte, um sie wiederzuerkennen. Nach einiger Zeit ward sie in Awiky'noch wiedergefunden.

30. Die abenteuerliche Seefahrt



Ghii wollte die Tochter des Tsawatalalis, eines der Ahnen der Tsawateenoch, heiraten. Sein Vater Guanalalis warnte ihn, indem er sagte, daß jener alle Freier seiner Tochter töte; Ghii aber bestand auf dem Abenteuer. Da ließ sein Vater ihn ziehen, riet ihm aber, zuerst seine Tante zu besuchen.

Ghii machte sich auf die Reise nach Tsawate. Er war allein im Boote, in dem er viele Möwenflügel und Federn mitführte. Er brauchte nicht zu rudern, denn sein Boot ging von

selbst. So gelangte er nach Gumpach am Eingang zu Tsawate. Dort wohnte seine Tante. Er landete und ging zu ihr ins Haus. Nachdem sie ihn begrüßt hatte, fragte sie, wohin er gehe. Als er nun erzählte, daß er Tsawatalalis' Tochter heiraten wolle, warnte sie ihn, da jener alle Freier des Mädchens töte. Sie gab ihm drei Steinplatten, zwei, um sie sich unter die Füße zu binden, und eine, um sie sich am Gesäß zu befestigen, wenn er in Tsawatalalis' Haus komme; ferner gab sie ihm Muscheln und wies ihn an, wie er die Steine und Muscheln gebrauchen solle. Gyii dankte ihr und reiste weiter. Unterwegs begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn, wohin er gehe. Gyii antwortete ihm, er gehe, Tsawatalalis' Tochter zu heiraten. Da warnte ihn jener. Zum Dank gab Gyii ihm Muscheln, die jener an den Strand legte, wobei er sagte: „Immer sollen Muscheln hier sein. Sie sollen sich vermehren und den Menschen zur Nahrung dienen.“ Und Gyii zog weiter. Als er in Opalis ankam, landete er, verbarg sein Boot im Walde und ging weiter am Ufer entlang. Bald sah er Rauch aufsteigen. Er ging darauflos und traf vier blinde Frauen, die Enten; diese kochten Flehsemwurzeln mit heißen Steinen. Als Gyii sich näherte, witterte ihn die eine der Frauen und sprach: „Gyii muß in der Nähe sein, ich wittere ihn.“ Als die Wurzeln gekocht waren, nahm eine der Frauen sie aus dem Kessel und wollte sie unter ihre Genossinnen verteilen. Gyii aber nahm sie ihr fort. Da schaltten und beschuldigten sie einander, die Wurzelbündel gestohlen zu haben. Als sie so miteinander stritten, trat Gyii dicht heran und sprach: „Seid ihr blind, Großmutter? Ich bin Gyii.“ Eine versetzte: „So bist du doch da? Ich witterte dich.“ Er fragte: „Wollt ihr euer Augenlicht wiederhaben?“ „Ja, Gyii, mache uns sehend!“ riefen sie alle. Er spie ihnen auf die Augen, und sie wurden sehend. Dann fragten sie: „Wohin willst du gehen?“ Er sagte, er wolle Tsawatalalis' Tochter heiraten. Da sagten die Frauen: „Sie kommt immer um diese Zeit hierher.“ Als Gyii das hörte, setzte er sich hin und band einen Tintenfisch vor sein Gesicht, so daß er wie ein alter Mann aussah. Sobald nun Tsawa-

talalis' Tochter kam und ihn erblickte, rief sie: „Ei, das ist ja ein Sklave für unsren Vater! Er kann auf sein Boot achten.“ Ihr Bruder, der sie begleitete, rief: „O nein! Woher weißt du, daß er ein Sklave ist? Vielleicht hat er übernatürliche Kräfte.“ Sie aber kümmerte sich nicht um die Worte ihres Bruders, sondern rief: „Komm, Sklave! Seze dich zu mir!“ Ghii folgte ihr, und sie ließ sich den Rücken von ihm waschen. Dann befahl sie ihm, mit zu dem Platze zu gehen, wo sie Elechsemwurzeln zu graben pflegte. Ihr Bruder sagte: „Nimm ihn nicht mit! Vater wird es sicher nicht gerne sehen. Nur deshalb bekommst du keinen Mann, weil du mit jedem Fremden sprichst.“ Sie lehrte sich wiederum nicht an ihres Bruders Worte, sondern nahm Ghii mit. Dieser fragte unterwegs: „Was sagt dein Vater? Wen sollst du heiraten?“ Sie antwortete: „Ghii heißt der Mann. Wir kennen ihn nicht, er wohnt fern von hier.“ Da nahm Ghii die Tintenfischmaske ab und zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Das Mädchen fiel in Ohnmacht, so hell strahlte sein Gesicht. Als sie wieder zu sich kam, gab er ihr etwas Harz zu kauen. Dann ließ er sie vorausgehen und versprach bald zu folgen.

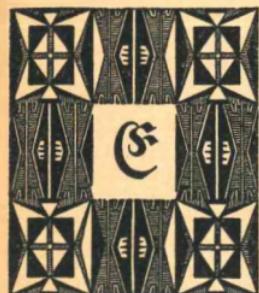
Als Ghii sah, daß sie ins Haus eingetreten war, ging auch er ins Dorf. Er wußte, daß die Tür von Tsawatalalis' Haus jeden Fremden erschlug, der hineinzugehen versuchte. Er ging darauflos, als wolle er gleich eintreten; als er aber dicht vor der Tür war, sprang er zurück und schlüpfte erst ins Haus, als sie sich wieder öffnete. Als Tsawatalalis den Fremden sah, fragte er ihn, was er wolle. Ghii sprach: „Ich will deine Tochter heiraten.“ Da lud ihn der Alte ein, sich zu ihm zu setzen. Auf dem Boden und der Lehne des Sîhes waren aber spitze Steine, die jeden töteten, der sich hinsetzte. Ghii band die platten Steine, die er von seiner Tante bekommen hatte, unter seine Füße, auf sein Gefäß und auf den Rücken und zerdrückte damit die spitzen Steine, so daß sie ihm nichts anhaben konnten. Vor dem Sîhe brannte ein großes Feuer. Tsawatalalis legte noch mehr Holz darauf, um Ghii zu rösten. Da warf dieser die Muscheln, die er von seiner Tante erhalten hatte, der Reihe

nach ins Feuer, so daß sie es dämpften. Darob erstaunte Tsawatalalis und sprach: „Wir wissen nun, daß du übernatürliche Kräfte hast“ und setzte ihm Essen vor. Er nahm Fleisch aus dem Vorratsraume, röstete es und gab es Ghii in einer Schüssel. Es sah aus wie Lachs, war aber Sisiutlfleisch. Ghii tat, als ob er, verbarg aber in Wahrheit das Fleisch unter seinem Mantel. Tsawatalalis wartete darauf, daß er sterben werde; da aber nichts derartiges geschah, setzte er ihm eine Speise vor, die wie Beeren aussah, in Wirklichkeit aber Sisiutlrogen war. Ghii tat, als ob er ihn, verbarg ihn aber ebenfalls unter seinem Mantel. Da sagte Tsawatalalis nochmals: „Du bist mehr als ein Mensch und sollst meine Tochter haben.“ Nur eine Nacht war Ghii bei ihr, da gebar sie bereits morgens einen Sohn. Sie war nämlich schon von dem Harz, das er ihr gegeben hatte, schwanger geworden. Tsawatalalis sprach zu Ghii: „Laß' uns gehen und Holz für die Wiege des Kindes schlagen!“ Sie fuhren nach Maghitane, fällten eine Zeder und gingen daran, Bretter daraus zu spalten. Als Tsawatalalis die Keile in den Baum trieb, ließ er seinen Hammer in den Spalt fallen und bat Ghii, ihn wiederzuholen. Dieser froh in den zersprengten Baum. Kaum war er drinnen, da schlug der Alte die Keile heraus, so daß der Baum zusammenschlug. Er glaubte, er habe Ghii getötet, da er Blut aus dem Spalt herausquellen sah, und rief: „Nimmer sollst du meine Tochter heiraten. Ich habe auch übernatürliche Kräfte und bin stärker als du.“ Ghii war rechtzeitig aus dem Baume geschlüpft und unbemerkt zum Boote gegangen. Der Alte kam auch hinab und sah zu seinem Erstaunen jenen im Schnabel des Bootes liegen. Da sagte er: „So bist du also heil aus dem Baume entkommen? Wie froh bin ich darüber! Sieh nur die Tränen, die ich um dich geweint habe.“ Ghii antwortete kaum. Er ließ seinen Schwiegervater rudern und warf, als sie weitab vom Lande waren, Zedernnadeln ins Wasser. Diese wurden in Heringe verwandelt, die dem Alten ins Gesicht sprangen; auch entstanden Wirbel, die das Boot zu verschlingen drohten. Da flehte Tsawatalalis: „O mein Sohn, höre auf!“ Und Ghii will-

fahrte seiner Bitte. Nach einiger Zeit nahm er etwas faules Holz und warf es ins Wasser. Es wurde in vier Delphine verwandelt; zwei schwammen an jeder Seite des Bootes. Sie fingen an, über Tsawatalalis wegzuspringen, und endlich sprang einer gerade gegen seine Brust und tötete ihn. Als sie ans Ufer kamen, rief Gyii seinem Schwiegervater zu: „Stehe auf!“ Und dieser erhob sich, rieb seine Augen und sprach: „Ich habe lange geschlafen.“ Da er sah, daß Gyii stärker war als er, ließ er ihn von jetzt an in Frieden.

Gyii kehrte nun nach Chulch, seiner Heimat, zurück.

31. Der Besuch im Geisterlande



s waren einmal ein Blauhähер und seine Schwester namens Joī. Einst zogen in der Nacht die Geister aus, um eine Frau zu kaufen. Sie kauften Joī, für die ihre Verwandten Dentaliummuscheln als Kaufpreis bekamen; die Hochzeit fand noch in der Nacht statt, und am folgenden Morgen waren die Geister mit Joī verschwunden. Der Blauhähер wartete ein Jahr lang, dann sagte er: „Ich werde meine Schwester suchen gehen.“ Er fragte alle Bäume und alle Vögel: „Wo gehen die Menschen hin, wenn sie sterben?“ Aber niemand konnte es ihm sagen. Endlich fragte er einen alten Holzkeil, und dieser erwiederte: „Gib mir etwas und ich werde dich hinbringen.“ Da bezahlte ihn der Blauhähер, und der Holzkeil trug ihn zu den Geistern. Sie kamen zu einem großen Ort. Nirgends stieg Rauch aus den Dächern auf, außer beim letzten Hause, welches sehr groß war. Der Blauhähер trat ein und fand darin seine Schwester. „Ach, lieber Bruder,“ sprach sie, „wo kommst du her? Bist du denn gestorben?“, „D nein, ich bin nicht tot, der Holzkeil brachte mich auf seinem Rücken hierher.“ Darauf ging er durch das Dorf und öffnete alle Häuser. Sie waren voller Menschenknochen. Auch neben seiner Schwester lagen ein Schädel und

Knochen. „Was machst du denn mit diesen Knochen und dem Schädel da?“ fragte der Blauhähер, und seine Schwester erwiderte: „Das ist ja dein Schwager.“ „Bah! Soi hat mich doch immer zum besten! Da sagt sie, ein Schädel sei mein Schwager!“ Als es dunkel wurde, erhoben sich die Knochen, und das Haus war voller Menschen; es war zehn Klafter lang. Da sagte der Blauhähер zu seiner Schwester: „Wo kommen denn alle diese Leute her?“ Sie erwiderte: „Glaubst du etwa, es seien Menschen? Geister sind's.“

Er blieb nun lange Zeit bei seiner Schwester, und sie riet ihm: „Mach' es so wie sie und geh' mit einem Handneß fischen.“ Als es dunkel wurde, machte der Blauhähер sich bereit. Die Geister unterhielten sich immer im Flüsterton, so daß er sie nicht verstand. Seine Schwester sagte zu ihm: „Du wirst mit dem Knaben da gehen, er ist ein Verwandter deines Schwagers. Sprich aber nicht, sondern verhalte dich still.“ Sie brachen auf und stießen zu einer Schar von Leuten, die singend den Fluß mit ihren Booten hinabführten. Der Blauhähер stimmte in ihren Gesang ein; da wurden sie auf einmal stumm. Er blickte sich um und sah, daß an Stelle des Knaben ein Haufen Knochen im Heck des Bootes lag. Sie fuhren weiter flußabwärts, und der Blauhähер schwieg. Als er sich zum zweitenmale umsah, saß der Knabe wieder im Boote; da sprach er zu ihm langsam und mit leiser Stimme: „Wo liegt euer Fischwehr?“ Der Knabe erwiderte: „Unten am Fluß.“ Als der Blauhähер dann aber mit lauter Stimme die Frage wiederholte, lag wieder ein Skelett im Heck des Bootes, bis er noch einmal mit leiser Stimme fragte.

Nunmehr begannen sie mit ihren Handneßen zu fischen. Der Blauhähер fühlte, daß etwas in seinem Neß war; er hob es, fand aber nichts als zwei Baumzweige darin. Da drehte er es um und warf die Zweige ins Wasser. Als er bald darauf wieder sein Neß ins Wasser tauchte, füllte es sich mit Blättern. Er drehte das Neß wieder um und schüttete die Blätter ins Wasser, wobei jedoch ein Teil derselben ins Boot fiel, die der Knabe auflas. So ging es ein paarmal. Schließlich begnügte

sich der Blauhähher mit zwei großen Usten und dachte bei sich: „Ich werde sie Joī mitnehmen. Sie kann sie zum Feueranmachen gebrauchen.“ Sie kamen zu Hause an; der Blauhähher war ärgerlich, weil er nichts gefangen hatte. Der Knabe aber brachte eine Matte voll Forellen ins Haus, welche die Geister am Feuer rösteten. Dabei erzählte ihnen der Knabe: „Er hat, was er gefangen hat, aus dem Boot geworfen, sonst wäre es voll von Fischen gewesen.“ Da fragte Joī ihren Bruder: „Warum hast du denn alles fortgeworfen, was du gefangen hast?“ „Ich warf es weg, weil wir nichts als Uste und Blätter fingen.“ „Das ist ja unsere Nahrung“ sagte sie. „Gaubst du wirklich, daß es Uste und Blätter waren? Die Blätter waren Forellen, die Uste Lachse.“ Er erwiderete: „Ich bringe noch zwei Uste mit, die kannst du zum Feueranmachen gebrauchen.“ Die Schwester ging zum Gestade; anstelle der Uste lagen zwei prächtige Lachse im Boot, die sie zum Haus hinauf trug. Der Blauhähher fragte sie: „Wo hast du denn die Lachse gestohlen?“ „Das ist ja das, was du fingst“ erwiderete sie, und er sagte: „Joī muß einen doch immer zum besten haben.“

Um nächsten Morgen ging der Blauhähher wieder zum Ufer hinab. Dort lagen die Boote der Geister; sie waren alle leck und zum Teil mit Moos überwachsen. Er kehrte nach Haus zurück und sagte zu Joī: „Das sind ja schöne Boote, die dein Gatte hat, Joī.“ „Sei jetzt still,“ rief sie, „sonst werden die Geister bald deiner überdrüssig sein.“ „Aber die Boote dieser Leute sind doch voller Löcher!“ Da fuhr ihn die Schwester an: „Leute! Leute! Es sind doch Geister!“ Als es dunkel wurde, gingen sie fischen wie am Abend zuvor. Dabei konnte es der Blauhähher nicht unterlassen, die Geister dauernd zu foppen. Er schrie laut, sobald er einem ihrer Boote begegnete, und so gleich lagen Knochen in dem Boote.

Um nächsten Abend rief einer der Geister: „Ein Walfisch hat sich angefunden!“ Joī gab ihrem Bruder ein Messer und sprach zu ihm: „Hurtig! Ein Walfisch ist da.“ Der Blauhähher rannte zum Ufer hinab, traf dort einen der Geister und fragte ihn laut: „Wo ist denn der Wal?“ Da lag ein Skelett vor

ihm. Er gab dem Schädel einen Fußtritt, rannte weiter und trieb so seinen Schabernack noch mit mehreren andern. Endlich kam er an einen großen Baumstamm, bei dem ein Haufen Geistervolks damit beschäftigt war, die Rinde abzuschälen. Der Blauhäher schrie, und lauter Skelette lagen um ihn herum. Er schälte zwei Stück Rinde ab, die voll Harz waren, nahm sie auf die Schulter und ging heim. Dabei dachte er: „Ich dachte doch wirklich, es sei ein Wal, und siehe da, es ist nur eine Tanne.“ Daheim angelangt, warf er die Rinde vor dem Hause zu Boden, ging hinein und sagte zu seiner Schwester: „Ich dachte, es sei ein Wal, aber sieh' nur, es ist Rinde.“ „Nein, es ist Walfischfleisch“ erwiderte seine Schwester, ging hinaus und fand zwei Streifen Walfischfleisch am Boden liegend. „Es ist sogar ein schöner Wal, der Speck ist sehr dick.“ Der Blauhäher blickte hinaus und sah einen Wal am Ufer liegen. Da kehrte er zurück und rief, als er einen Geistermann traf, der Rinde auf dem Rücken trug, diesen laut an, so daß er sogleich zu einem Skelett wurde, dem er dann die Rinde fortnahm. So trieb er es noch mit mehreren andern Geistern und legte sich auf diese Weise nach und nach einen schönen Fleischvorrat zu. Der Blauhäher blieb noch immer bei den Geistern und ließ weiter seinen Mutwillen an ihnen aus. Einmal nahm er den Schädel eines Kindes und vertauschte ihn mit dem eines Erwachsenen. Als es dunkel wurde und das Kind mit dem Schädel des Erwachsenen sich aufrichten wollte, fiel es wieder hin, weil sein schwerer Kopf es zu Boden zog. Am nächsten Morgen gab der Blauhäher dann wieder beiden ihre richtigen Köpfe. Bisweilen machte er es ebenso mit den Beinen der Geister; kurze Beine gab er alten Leuten und lange Kindern, oder er vertauschte die Beine von Männern und Frauen. Im Lauf der Zeit wurden die Geister sehr ungehalten über ihn, und Jois Gatte sagte zu ihr: „Meine Leute sind ihm gram, weil er sie mißhandelt. Sag' ihm, er solle sich fortmachen, die Geister wollen nichts mehr von ihm wissen.“ Joi versuchte ihrem Bruder ins Gewissen zu reden, er folgte ihr aber nicht. Als er am näch-

sten Morgen früh erwachte, sah er, wie seine Schwester einen Schädel in den Armen hielt. Er schleuderte ihn fort und rief: „Was für einen Schädel hast du denn da wieder, Joï?“ „Ach, du brichst ja deinem Schwager das Genick!“ Als es dunkel wurde, lag der Schwager frank danieder; ein Geistermann furierte ihn, und er wurde wieder gesund.

Jetzt machte sich der Blauhähер auf die Heimreise. Seine Schwester gab ihm fünf Eimer Wasser und sprach: „Nimm dich wohl in acht! Du wirst zu brennenden Prärien kommen; leere die Eimer nicht eher, bevor du die vierte erreicht hast.“ Der Blauhähер versprach's; aber als er die erste Prärie erreicht hatte, goß er bereits, da es heiß war und er rote Blumen auf der Prärie leuchteten sah, das erste Wasser aus, so daß einer seiner Eimer halb leer wurde. Er kam dann zu einer Prärie, die am Ende brannte, und zu einer, die schon halb in Flammen stand. „Das ist die, von der meine Schwester sprach“ sagte er und leerte auf seinem Wege den Rest des ersten Eimers aus. Als er die dritte brennende Prärie erreicht hatte, leerte er den zweiten Eimer und den dritten halb. Bei der vierten Prärie, die schon fast ganz brannte, leerte er wieder einen halben Eimer und noch einen ganzen, ehe er zu den Wäldern am andern Ende der Prärie gelangte. Nun blieb ihm nur noch ein Eimer übrig. Er kam zu einer fünften über und über brennenden Prärie und goß auch diesen letzten Eimer aus. Er hatte sie schon beinahe überschritten, da war der Eimer leer, und er mußte seine Bärenfelldecke abnehmen und damit das Feuer niederschlagen. Die ganze Felldecke wurde versengt, und schließlich fingen auch Kopf und Haare des Blauhähers Feuer, so daß er verbrannte und starb.

Nun war der Blauhähер tot. Als es eben dunkel wurde, kam er zu seiner Schwester ins Geisterland. „Kukukukukuku, Joï“ klang sein Ruf, und seine Schwester sagte weinend: „Mein Bruder ist tot.“ Sein Weg hatte ihn bis ans Wasser zum jenseitigen Ufer des Flusses geführt. Sie zog ihr Boot ins Wasser, um ihn herüberzuholen; das Boot sah hübsch aus, und sie sagte zu ihm: „Siehst du! Und dabei behauptest du, das

Boot sei moosbewachsen.“ „Ach, Zoī hat mich doch immer noch zum besten. Die andern waren leid und hatten Moos angeseckt!“ „Du bist jetzt tot“, erwiderte sie, „und siehst deshalb alles anders als früher.“ Sie fuhren über den Fluß, und der Blauhäher bemerkte, wie die Geister sangen, sich mit allerlei Spielen vergnügten und tanzten. Er versuchte auch zu singen und zu schreien, wurde aber überall ausgelacht. Dann betrat er das Haus seines Schwagers, der ein Hauptling war und sehr stattlich aussah. Zoī sagte zu ihrem Bruder: „Siehst du! Und ihm hast du einst das Genick gebrochen!“ Der Blauhäher versuchte wie früher die Geister anzurufen, erntete aber wiederum nur Spott und Gelächter. Da ergab er sich drein und verstummte, und seine Schwester vergaß ihn einen Augenblick. Als sie wieder nach ihm sah, stand er bei den Tänzern. Nach fünf Nächten wagte er das Haus derselben zu betreten. Die Schwester öffnete die Tür — da sah sie ihn auf dem Kopfe, mit den Beinen nach oben, tanzen. Sie drehte sich um und weinte, denn jetzt war er in Wahrheit tot: er war zum zweitenmal gestorben.

32. Allerlei Unholde

a) Sneneiq I



in Jüngling namens Unutchoots spielte einst mit einer Schar Mädchen hinter dem Dorfe. Plötzlich hörten sie ein Geräusch wie von knackenden Zweigen im Walde; es kam näher und näher, und der Jüngling, der sich hinter einem Baum verborgen hatte, sah eine Sneneiq herankommen. Sie laute Gummi, und dies hatte das Geräusch verursacht. Der Jüngling rief den Mädchen zu, sie sollten davonlaufen, aber sie hörten nicht auf ihn, sondern bettelten, als sie den Gummi bemerkten, die Sneneiq an, ihnen etwas davon abzugeben. Diese tat es auch; sobald sie aber Unutchoots sah, der fortfuhr, die Mädchen zu warnen,

ergriff sie ihn und warf ihn in den Korb, den sie auf dem Rücken trug. Dann nahm sie auch die Mädchen, warf sie ebenfalls in den Korb und machte sich auf den Heimweg. Anutchoots flüsterte den Mädchen zu, sie sollten ihre Bedernbastdecken ablegen und durch ein Loch, das er in den Korb schneiden würde, entfliehen. Er nahm sein Messer, machte ein Loch in den Boden des Körbes und ließ sich hindurchgleiten; auch die Mädchen entwischten eines nach dem andern, bis nur noch eines übrig war.

Alle Kinder kehrten nach Hause zurück und erzählten ihren Eltern, was sich zugetragen hatte. Die Mutter des Mädchens, das nicht hatte entfliehen können, begann um ihre Tochter zu weinen und zu klagen, vier Tage und vier Nächte lang, bis ihre Nase von dem beständigen Weinen anschwoll und der Nasenschleim auf den Boden fiel. Als ihr Blick sich zufällig auf den Boden richtete, sah sie an der Stelle, wo eben noch der Schleim lag, sich etwas bewegen. Sie beobachtete es mit zugekniffenen Augen und fand bald heraus, daß der Schleim die Gestalt eines winzigen Kindleins angenommen hatte. Beim nächsten Hinsehen war das Kind zur Größe eines Neugeborenen herangewachsen. Die Frau nahm es auf, und es begann zu weinen; sie trug es ins Hause und wusch es vier Tage lang. Da hub das Kind, das ein sehr hübscher Knabe war und rotes Haar hatte, folgendermaßen zu sprechen an: „Mein Vater, die Sonne, sandte mich, dir zu sagen, du solltest aufhören zu weinen. Weine nicht! Ich werde hinaus in die Wälder gehen, denn ich bin hergekommen, um deine Tochter zurückzuholen. Ich weiß, wo sie weilt. Mache mir einen kleinen Lachsspeer, den ich brauchen werde.“

Die Frau hat einen alten Mann, einen Lachsspeer zu machen, und gab diesen und dazu noch ein Paar Ohrringe aus Haliotischale ihrem Sohn. Er spielte mit seinem Speer und trug beständig den Ohrschmuck. Als eines Tages seine Mutter wieder zu weinen anfing, sagte er zu ihr: „Mutter, ich bitte dich noch einmal, weine nicht! Mein Vater, die Sonne, hat mich herabgesandt, dir deine Tochter zurückzubringen. Er wird mir zeigen,

wo sie ist. Noch heute will ich aufbrechen und sie von der Sneneiq, die sie gestohlen hat, befreien. Angstige dich nicht um mich!" Dann machte er sich auf den Weg, am Doatlna-
flusse hinauf. Nach einiger Zeit kam er an einen Baum, der sich über den Fluß neigte. Er kletterte hinauf, um zu sehen, ob es Fische in dem Flusse gäbe. Bald hörte er flussaufwärts ein Geräusch, und das Geräusch kam allmählich näher. Es war die Sneneiq. Als sie den Baum erreicht hatte, hielt sie inne und schaute in das klare Wasser. Sie sah darin das Bild des Knaben, der auf dem Baume saß, und wußte, es sei ihr eigenes Spiegelbild. „Wie hübsch ich bin" sagte sie zu sich selbst und strich sich wohlgefällig das Haar aus dem Gesicht. Der Knabe machte alle ihre Bewegungen nach, um sie in ihrem Glauben, sie sahe sich selbst widerspiegeln, zu erhalten; wenn sie lachte, lachte er auch. Zuguterletzt blickte aber die Sneneiq hinauf und sah den Knaben. Da richtete sie freundliche Worte an ihn und redete ihm zu, herabzukommen. „Was tat deine Mutter," fragte sie, „um dich so hübsch zu machen?" „Du wirst schwerlich die Be-
handlung aushalten, der ich mich unterziehen mußte, um so hübsch zu werden," erwiederte er. Neugierig entgegnete die Sneneiq: „Komm nur herunter und sage mir's. Ich bin willens, selbst die schwerste Pein zu erdulden, wenn ich so hübsch werden kann wie du. Was machst du denn da oben?" Der Knabe gab zur Antwort: „Ich passe auf die Lachse auf, die ich speeren möchte." Da bat die Sneneiq ihn noch einmal, herab-
zukommen und alles, was er wolle, mit ihr anzufangen, um sie hübsch zu machen; und als der Knabe ihr vorhielt, er glaube kaum, daß sie die Wunden ertragen würde, die er ihr dann zu-
fügen müsse, sagte die Sneneiq: „Einerlei, du magst selbst an mir herumschneiden". Nun kam der Knabe wirklich vom Baum herab. „Was müssen wir zuerst tun?" fragte die Sneneiq. „Wir müssen den Fluß Anutlchumchme hinaufgehen, um die beiden Steinmesser zu holen, mit denen meine Mutter mir den Kopf abschnitt." Sie gingen den Fluß hinauf und fanden die Steinmesser. Der Knabe sagte zur Sneneiq: „Nun leg' dich auf diesen Stein und halte deinen Hals über dies Messer."

Sie tat es; der Knabe nahm das andere, hieß die Sneneiq ihre Augen schließen und schnitt ihr den Kopf ab. Der Kopf aber sprang zum Körper zurück und hätte sich fast wieder mit ihm vereinigt, wenn der Knabe nicht schnell seine Hand über die Schnittwunde gelegt hätte. So tötete er die Sneneiq.

Jetzt machte er sich auf nach dem Hause der Sneneiq. Dort fand er seine Schwester, die jene getötet und über dem Feuer geräuchert hatte. Er nahm den Körper herunter und strich mit seinen Händen über ihn hin, so daß das Mädchen wieder lebendig wurde. Als er sich dann im Hause umsah, entdeckte er die getrockneten Körper anderer Kinder, die er auch wieder zum Leben brachte. Dann machte er sich mit seiner Schwester und den übrigen Kindern auf den Heimweg.

Er war nun schon ganz herangewachsen. Seine Mutter war sehr froh; sie wollte ihn verheiraten und suchte ein Mädchen für ihn zum Weibe. Die jungen Eheleute bauten sich ein Haus, und er befahl seinem Weibe, in den Schlafraum auf der rechten Seite im Hintergrunde des Hauses zu gehen, während er selbst sich auf der linken Seite niederlegte. Trotzdem hatte das Weib nach vier Tagen ein Kind, das sehr schnell aufwuchs. Bald danach kehrte der Sonnensohn zu seinem Vater im Himmel zurück.

b) Sneneiq II

Ginst entdeckten die Leute von Q'omquatis, daß die Leichen von ihrem Begräbnisplatz verschwunden waren. Sie beschuldigten einander der Grabräuberei. Da erhob sich, als sie wieder einmal darum haderten, ein Mann namens Akuanal und sprach: „Ich glaube nicht, daß irgendein menschliches Wesen unsere Gräber beraubt hat. Unsere Vorfahren erzählten uns, daß der Sneneiq die Leichen wegzuschleppen pflege. Ich will mich totstellen, und ihr sollt mich begraben. Dann werde ich schon herausbekommen, wer eigentlich die Leichen fortträgt.“ Seine Schwester suchte ihn von seinem Entschluß abzubringen, er aber bestand darauf, so daß der Stamm

schließlich damit einverstanden war. Sie taten ihn in eine Grabkiste und brachten ihn nach der Begräbnisstätte; seine Schwester und alle andern Frauen stimmten, wie es üblich ist, den Klagegesang „*Unanai qamatsai*“ an. Um Abend verbarg sich einer von Achuanatls Freunden in der Nähe des Grabes. Nach einer Weile sah er, wie ein großes schwarzes Wesen sich dem Grabe näherte. Es war der Sneneiq, der die Grabkiste aufbrach, den Mann herausnahm, ihn in den Korb warf, den er auf dem Rücken trug, und flussaufwärts davon ging. Der Freund rief noch Achuanatl nach: „Halte dich an den Baumzweigen fest, wir werden versuchen, dich zu befreien.“ Dann rannte er ins Dorf zurück, alarmierte die Bewohner, und alles ergriff Fackeln und machte sich auf die Suche nach den Spuren des Sneneiq.

Achuanatl passte die günstige Gelegenheit ab, wo er den Zweig eines Baumes sah, der über dem Waldpfad hing, um sich an ihm festzuhalten. Aber der Sneneiq zog mit all' seiner Kraft und zwang ihn, wieder loszulassen. Durch den plötzlichen Rück fiel er aber vorüber, der Korb kippte über seinen Kopf hinweg, und Achuanatl purzelte heraus. Dabei war dem Sneneiq ein Wind entfahren, und Achuanatl konnte sich nicht ein Lächeln verbeissen. Das bemerkte der Sneneiq und sagte argwöhnisch zu sich: „Ist das wirklich ein toter Lachs?“ (So nannte er den Mann.) Dann legte er ihm die Hand auf die Brust, um zu fühlen, ob er noch atme. Achuanatl hielt den Atem an; der Sneneiq war wieder beruhigt, warf ihn in den Korb zurück und nahm seinen Weg wieder auf.

Als es dämmerte, langten sie beim Hause des Sneneiq an. Dieser legte den Mann auf den Fußboden. Achuanatl sah mit halb geschlossenen Augen den alten Sneneiq, sein Weib und zwei junge Sneneiqs um das Feuer sitzen. Zur linken Seite der Tür lehnte eine Harpune. Er beschloß sie zu ergreifen, wenn es ihm gelingen sollte, zu entfliehen. Als die jungen Sneneiqs Achuanatl betasteten, verbot es ihnen der alte, indem er sagte: „Ich bin nicht ganz sicher, ob dies wirklich die richtige Sorte Lachs ist. Noch nie habe ich etwas Derartiges

erbeutet. Er war so schwer, daß ich nur mit Mühe unser Haus erreichte." Er schärfte nun sein Messer, breitete eine Matte auf den Fußboden neben den Mann und legte diesen darauf. Dann blies er ihm auf die Brust, wie die Indianer es tun, wenn sie einen Bären zu zerlegen beginnen. Als das Blut zu fließen anfing, sprang Achuanatl auf, klatschte in die Hände, daß die vier Sneneiqs vor Schrecken umfielen, ergriff die Harpune und rannte aus dem Hause, den Berg hinab. Schon hatte er fast den Wilchulafluß erreicht, als er den Sneneiq hinter sich hörte, der ihn verfolgte. Achuanatl sprang in den Fluß — die Sneneiqs können nicht schwimmen —, landete am andern Ufer und kam heil in sein Dorf.

Er lud alle Einwohner in sein Haus, erzählte ihnen sein Abenteuer und schlug ihnen vor, die Sneneiqs zu töten. Dann hieß er sie alle abgelegten Tücher und Decken aus Zedernbast, die unter den Häusern herumlagen, sammeln und einen großen Kübel voll Urin mitnehmen. Alle ergriffen ihre Bogen und Pfeile und gingen den Fluß hinauf bis Nuttleich. Das Haus der Sneneiqs lag auf dem Gipfel eines nahen Berges. Sie erkommnen ihn und sahen, dem Hause näherkommend, den alten Sneneiq davor sitzen. Als er auf sie blickte, schoß ein Blitzstrahl aus seinen Augen und warf sie zu Boden. Nichtsdestoweniger kletterten sie weiter und griffen den Sneneiq mit ihren Bogen und Pfeilen an, bis er sich ins Haus zurückzog und die Tür hinter sich schloß. Dann banden sie die Zedernbastdecken und -tücher, die sie mitgenommen hatten, an die Enden langer Stöcke, zündeten sie an, warfen die brennenden Bündel in das Haus und gossen den Urin darüber. Die giftigen Dämpfe des alten Zedernbastes und des Urins machten die vier Sneneiqs frank. Man hörte sie im Hause husten und niesen; aber nicht lange danach war alles still. Achuanatl und seine Freunde stießen die Tür auf, rissen die Dachplanken herunter und fanden, daß alle vier Sneneiqs tot waren. Da gingen die Leute ins Haus hinein, beluden sich mit all' den Schätzen, die darin aufgestapelt waren, und kehrten damit in ihr Dorf zurück.

Der Hauhau lebt auf dem Berge Nuslachem in einer großen Höhle; sein Schrei ist „hauhauhau“, und seine Schwingen sind groß und schön. Vor einiger Zeit wurden die Wälder des Berges verbrannt, und er zog infolgedessen fort. Er flog nach Nutlotlk'otl (auf der Nordseite des Vilchula-Flusses). Dort, an einer Stelle, wo sich ein Steinpfeiler in Gestalt eines Baumes erhebt, schlug er seinen Wohnsitz auf. Man hat seinen Schrei noch vergangenes Jahr in Nutlotlk'otl gehört.

Einst gingen vier Männer auf die Bergziegenjagd. Am Abend zündeten sie ein Feuer an und legten sich nieder, um zu schlafen, wobei sie die Rüden dem Feuer zuführten. Einer von ihnen pflanzte seinen Bergstock zu seinen Füßen aufrecht in den Boden. Alle fielen in festen Schlaf. Am frühen Morgen wurde der Mann, der seinen Bergstock aufgepflanzt hatte, von den heftigen Bewegungen seines Nachbars munter. Er drehte sich um, sah nach ihm und wurde zu seinem Schrecken gewahr, daß er tot war. Die beiden andern waren ebenfalls tot. Da hob er seinen Kopf und blickte nach dem Feuer. Mit einem Male sah er, wie ein langer, dünner Haken aus dem Feuer herauskam. Er konnte sich zuerst nicht erklären, was es sei, erkannte aber bald, daß es ein langer Schnabel war. Dieser kam weiter und weiter hervor, und jetzt erblickte der Mann auch einen Hals, so weiß wie der eines Schwanes. Der Schnabel drang in den Astter eines seiner Freunde ein. Da ward ihm sofort klar, daß der Hauhau diese getötet habe. Er ergriff Bogen und Pfeile und traf die Kehle des Vogels. Aber nach einer kleinen Weile kam der Kopf wieder zum Vorschein. Zum zweitenmale schoß er. So ging es weiter, bis alle seine Pfeile aufgebraucht waren. Nun nahm er die seiner Freunde. Als schon beinahe der letzte Pfeil verschossen war, ging die Sonne auf, und der Hauhau flog mit dem Schrei „Ha ha hauhaua nitlitlakó!“ („unser Name ist Hauhau“) davon.

Der Mann dachte natürlich, es sei ihm nicht gelungen, auch nur einen Hauhau zu töten. Die vier Männer hatten auf einem

kleinen grasigen Abhang nahe einem Felsabsturz kampiert. Der Überlebende kroch an den Rand des Absturzes, von dem in der Nacht die Schnäbel hergekommen waren, und sah unten, am Fuß des Absturzes, viele tote Hauhaus liegen. Einige waren sehr groß, andere klein. Da wußte er, daß er eine Menge von ihnen getötet hatte, in dem Glauben, er habe immer den gleichen vorsich. Er kehrte in sein Dorf zurück und erzählte, was geschehen war. Seine Genossen bestatteten die drei Männer in Grabkisten auf Pfählen, die mit Zäunen umgeben wurden.



33. Eine Ahnensage



seremsaaks fuhr einst mit seinen drei Schwägern aus, Seehunde zu jagen. Obwohl sie viele sahen, gelang es ihnen nicht, auch nur einen zu erlegen. Drei Tage lang blieben sie aus, ohne etwas zu fangen. Am Abend des dritten Tages wurden sie sehr müde, und Lseremsaaks beschloß, Anker zu werfen und die Nacht über zu ruhen.

Sie befanden sich gerade am Fuße eines steilen Berges. Nun banden sie einen schweren Stein an ein Seil aus Zedernzweigen, warfen ihn als Anker aus und legten sich nieder, um zu schlafen. Gerade an dieser Stelle lebte aber Nugunaks (der Walfisch) auf dem Grunde des Meeres. Der Stein fiel auf das Dach seines Hauses und weckte ihn aus seiner Ruhe. Da sagte er zu seinem Sklaven Notuk, dem Hai: „Steh' auf und sieh', wer dieses Geräusch verursacht.“ Der Sklave gehorchte. Er tauchte auf und sah das Boot, dessen Anker gerade auf dem Dache des Hauses lag. Er kehrte zu seinem Herrn zurück und berichtete, was er gesehen hatte. Nugunaks schickte ihn zurück und trug ihm auf, den vier Männern zu befehlen, den Anker

fortzunehmen. Der Sklave gehorchte. Er schwamm zum Boot und klopfte daran. Die Männer erwachten von dem Geräusch, und Tseremsaaks fragte den im Bug des Bootes sitzenden Mann: „Wer verursacht dieses Geräusch?“ Der Angeredete blickte ins Wasser und sah den Fisch, der beständig gegen das Boot schlug. Er sagte: „Es ist ein Haifisch.“ Tseremsaaks versehete: „So fang' ihn und wirf ihn weit fort.“ Sein Schwager tat also, und der Fisch schwamm zu seinem Hause zurück. Er berichtete dort: „Tseremsaaks hat mich nicht verstanden. Sie haben mich hart angefaßt und weit fortgeworfen.“ Nugunaks sandte ihn nochmals hinauf, und wieder klopfte er an das Boot, um sich verständlich zu machen. Da wurde Tseremsaaks zornig und sprach zu seinem Schwager: „Nun fange den Fisch und mache ihn tot.“ Der Schwager fing ihn, riß ihm die Vorderflossen aus und warf ihn wieder ins Meer. Der Hai schrie jämmerlich, eilte zu Nugunaks und klagte: „Oh! Tseremsaaks hat mir die Arme ausgerissen.“ Da hieß Nugunaks ihn sich niederlegen.

Es war nun alles still, und die vier Männer schliefen. Nugunaks aber ging mitten in der Nacht aus, ergriff das Boot und zog es auf den Grund des Meeres hinab. Links vor der Haustür setzte er es auf den Boden. Die vier Männer aber schliefen ruhig weiter. Der im Bug des Bootes sitzende Mann träumte morgens, es regne, denn das Wasser tropfte ihm beständig ins Auge. Er erwachte und erblickte erstaunt das fremdartige Haus, glaubte zu träumen und rieb sich die Augen. Als er sie aber wieder öffnete, das Haus immer noch sah, die Leute sprechen und das Feuer knistern hörte, wußte er nicht, wie ihm geschehen war. Er versuchte das Boot in Schwankungen zu bringen, merkte aber, daß sie festsaßen. Da wedkte er Tseremsaaks und rief: „Siehe, jemand hat uns ins Wasser hinuntergezogen.“ Nun erwachten alle und sahen sich erstaunt um. Nugunaks aber freute sich, daß die Leute bei ihm waren. Er ließ seine Sklaven, die Fische, Holz spalten, Feuer machen und das Haus reinigen. Dann schickte er einen Sklaven zu den Männern und ließ sie einladen, ins Haus zu kommen.

Als sie eintraten, sahen sie, daß das Haus viele Stufen hatte. Sie weinten vor Furcht, denn sie bemerkten, daß es ganz mit Fischen bemalt war und daß viele schreckliche Wesen darin wohnten. Nugunaks aber lud sie freundlich ein, näherzutreten, und sprach zu Tseremsaaks: „Du sollst mein Bruder sein.“ Er schenkte ihm seinen Mantel, der ganz aus Seegras gearbeitet war, und forderte ihn auf, zwei Tage dort zu bleiben. Tseremsaaks aber wollte ihm ein Gegengeschenk machen und bat einen seiner Schwäger, die Kiste zu holen, welche in dem Boote stand, und in der Bergziegenfett, Farbe und eine Feder zum Bemalen des Gesichts lagen. Diese gab er Nugunaks, welcher sie dankbar annahm und aus dem wenigen Fett, der wenigen Farbe und der einen Feder sehr viele machte. Dann lud er alle Häuptlinge, die mit ihm unten im Meere wohnten, zu einem großen Feste ein. Ehe sie eintraten, legten sie ihren Tanzschmuck an und verwandelten sich in Fische. Nugunaks schenkte einem jeden Bergziegenfett, Farbe und eine Feder und sprach dann zu Tseremsaaks: „Nun gib acht, was hier geschieht.“ Plötzlich drang das Wasser ins Haus ein, und die Fische fingen an zu tanzen. Selbst Tseremsaaks' Kahn und der Stuhl, auf dem er saß, tanzten. Als der Tanz zu Ende war, verließ sich das Wasser wieder. Dann beschenkten Nugunaks und all' die andern Häuptlinge Tseremsaaks und befahlen ihm, alles, was er gesehen habe, auf der Oberwelt nachzumachen. Abends setzten die vier Männer sich wieder ins Boot, und als sie fest schliefen, brachte Nugunaks das Boot an die Oberfläche des Wassers zurück.

Frühmorgens, als der Mann im Bug des Bootes erwachte, fühlte er, daß es auf dem Wasser schaukеле. Er weckte seine Brüder und seinen Schwager und rief: „Seht, was mit uns geschehen ist.“ Sie erwachten alle, sahen, daß sie wieder auf der Oberfläche des Wassers waren, und merkten, daß das Boot schaukеле. Als sie sich umblickten, wurden sie gewahr, daß Lang und Seegras auf ihrem Körper, ihren Kleidern und auf dem Boote festgewachsen waren. Sie fuhren nach Haus zurück, aber dort erkannte sie niemand. Man hatte sie für

tot betrauert, denn nicht zwei Tage, sondern zwei Jahre waren sie auf dem Grunde des Meeres gewesen. Useremsaaks aber baute ein großes Haus und schmückte es aus wie das des Nugunaks. Daher gebrauchen die Nachkommen seiner Schwester noch heute den Haus- und Tanzschmuck, den er vom Grunde des Meeres heraufbrachte.



34. Die Schöpfung der Erde



Im Anfang gab es weder Sonne, Mond noch Sterne. Über allem lagerte Dunkel, und soweit das Auge reichte, sah es nichts als Wasser. Ein Floß trieb auf dem Wasser. Es kam von Norden, und zwei Personen saßen darauf: Anosma, die Schildkröte, und Peheipe, der „Vater des Geheimbundes“. Die Strömung war heftig. Da wurde vom Himmel ein Federseil herabgelassen, und der „Erdgeweihte“ kam daran herunter. Als er das Ende des Seiles erreicht hatte, band er es am Bug des Flosses fest und stieg hinauf. Sein Antlitz war bedeckt, niemand sah es; sein Körper aber leuchtete wie die Sonne. Er ließ sich nieder und sprach lange Zeit kein Wort. Endlich fragte die Schildkröte: „Woher kommst du?“ Der Erdgeweihte erwiderte: „Ich komme vom Himmel droben.“ Da sagte die Schildkröte: „Bruder, kannst du mir nicht ein wenig trockenes Land schaffen, damit ich bisweilen aus dem Wasser heraufsteigen kann?“ Und ein andermal fragte sie: „Sollen Lebewesen in der Welt erschaffen werden?“ Der Erdgeweihte dachte eine Zeitlang nach und erwiderte: „Ja!“ Die Schildkröte fragte wiederum: „Wie lange Zeit brauchst du, um sie zu erschaffen?“ Der Erdgeweihte antwortete: „Ich weiß es nicht. Aber du willst etwas trockenes Land haben; wo soll ich die Erde dazu herbekommen?“ Die Schildkröte entgegnete: „Wenn du mir einen Stein an

meinem linken Arm befestigt, will ich danach tauchen.“ Der Erdgeweihte tat, wie die Schildkröte es wünschte; dann streckte er seine Hand aus, ergriff von irgendwoher das Ende eines Strickes, der vorher nicht da war, und band es an der Schildkröte fest. Die Schildkröte sprach: „Wenn der Strick nicht langt, rücke ich einmal daran, und du mußt mich heraufziehen; ist er aber lang genug, rücke ich zweimal, und dann mußt du mich ganz schnell heraufziehen, denn dann habe ich so viel Erde, wie ich tragen kann.“ In dem Augenblicke, als die Schildkröte über Bord ging, begann der Vater des Geheimbundes laut zu jauchzen.

Die Schildkröte war lange, lange fort; sechs Jahre war sie fort, und als sie wieder heraufkam, war sie ganz mit grünem Schlamm bedeckt; solange war sie unten gewesen. Als sie die Wasseroberfläche erreichte, war das einzige, was sie noch an Erde mit sich brachte, ein Krümchen unter ihren Nägeln; alles andere war fortgespült worden. Der Erdgeweihte holte mit seiner rechten Hand ein Steinmesser aus seiner linken Achselhöhle hervor und schabte sorgsam die Erde unter den Zehennägeln der Schildkröte heraus. Er legte das Erdkrümchen auf seine Handfläche und rollte es umher, bis es rund war und die Größe eines kleinen Kiesels hatte. Dann legte er es auf das Heck des Flosses. Von Zeit zu Zeit sah er nach, aber es wurde nicht größer. Als er zum drittenmale nachsah, war es auf einmal so groß geworden, daß es gerade noch mit den Armen umspannt werden konnte; beim viertenmale war's so groß wie die Welt. Das Floß lag auf festem Land, und ringsumher waren Berge, soweit der Blick reichte. Der Ort, an dem das Floß landete, heißt Ladoikö und ist noch heute zu sehen.

Variante

Tim Unbeginn war überall Wasser und der Himmel nach allen Richtungen klar und wolkenlos. Da bildete sich eine Wolke am Himmel, ballte sich zusammen und verwandelte sich in den Coyote. Darauf stieg Nebel empor, ballte sich gleichfalls

zusammen, und es entstand daraus der Silberfuchs. Beide wurden Wesen. Sie begannen zu denken; und durch Denken schufen sie ein Boot und sprachen: „Laßt uns hier Fuß fassen, laßt uns das Boot zu unserm Hause machen.“ Dann trieben sie auf dem Wasser umher, viele Jahre lang; und das Boot wurde alt und bewuchs mit Moos, und sie wurden es müde, immer darauf zu bleiben.

„Leg' dich nieder“ sagte der Silberfuchs zum Koyote, und dieser gehorchte. Während er schlief, kämmte der Silberfuchs sein Haar und legte das ausgekämmte Haar beiseite. Als es schon ein ganzer Haufen war, rollte er es mit den Händen zusammen, dann streckte er es und flachte es zwischen seinen Händen ab. Nachdem er dies getan hatte, legte er die Masse aufs Wasser und breitete sie aus, bis sie die ganze Oberfläche bedeckte. Dann dachte er: „Hier soll ein Baum sein“, und er war sogleich zur Stelle. Ebenso machte er es mit Sträuchern und Felsen; dann beschwerte er die dünne Erdkruste mit Steinen, so daß sie nicht schlingern und sich kräuseln konnte, wenn der Wind sie hier- und dorthin auf der Wasserfläche trieb. Und alles machte er gerade so, wie es angebracht war, wenn es eine Welt werden sollte. Das Boot aber lief sanft am Rande der Welt auf, und der Silberfuchs rief zum Koyote hinüber: „Wach' auf! wir sinken!“ Der Koyote erwachte, schlug die Augen auf und sah über seinem Haupte Kirschen und Pfauenfedern hängen und hörte auf der Oberfläche der Welt die Heimchen zirpen; sogleich begann er sich über die Kirschen, Pfauenfedern und Heimchen herzumachen.

Nach einer Weile fragte er: „Wo sind wir? Was ist das für ein Ort, zu dem wir gelangt sind?“ Der Silberfuchs erwiederte: „Ich weiß es nicht. Wir sind eben hier. Wir trieben auf das Gestade.“ Natürlich wußte er's, leugnete es aber ab, daß er die Welt geschaffen hatte, denn er wollte nicht, daß der Koyote wisse, daß die Welt seine Schöpfung sei. Und er fuhr fort: „Was sollen wir nun tun? Hier ist fester Boden. Ich gehe ans Land und werde hier wohnen.“ Das tat er auch; er baute ein Schwesternhaus und wohnte darin.

35. Die Erschaffung der Menschen



icht lange nach der Erschaffung der Erde hielten sich der Erdgeweihte und der Coyote in Estobusin hamani auf. Der Erdgeweihte sprach: „Ich will jetzt Menschen machen.“ Um die Mitte des Nachmittags begann er damit, nachdem er nach Tadoikö zurückgekehrt war. Aus dunkelroter, mit Wasser vermengter Erde machte er zwei Figuren, einen Mann und eine Frau; jenen legte er zu seiner Rechten, diese zu seiner Linken in seinem Hause nieder, dann legte er sich selbst mit ausgestreckten Armen zwischen beide flach auf den Rücken. So lag er und schwitzte den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht. Früh am Morgen begann die Frau ihn an der Seite zu kitzeln; er aber hielt still, ohne zu lachen. Hernach erhob er sich und stieß ein Stück harzigen Holzes in den Boden: sogleich flamme Feuer auf. Die beiden Menschen waren sehr hellfarbig, so hell, wie heutigentags keiner mehr ist; ihre Augen waren rot, ihre Haare schwarz, ihre Zähne glänzten, und sie waren sehr schön. Es heißt, daß der Erdgeweihte mit den Händen der beiden nicht recht fertig wurde, da er nicht wußte, wie er sie am zweckmäßigsten gestalten sollte. Der Coyote meinte, die Menschen müßten Hände gleich den seinigen haben, der Erdgeweihte aber sprach: „Nein, ihre Hände sollen den meinigen gleichen“, und so geschah es auch. Als der Coyote fragte, warum denn ihre Hände so sein sollten und nicht anders, erwiderte der Erdgeweihte: „Damit sie auf Bäume klettern können, wenn sie von Bären verfolgt werden.“ Der erste Mann hieß Kuksu und das erste Weib Laidamlülüm kule („die Morgensternfrau“).

Als der Coyote sich die beiden Menschen angesehen hatte, fragte er den Erdgeweihten, wie er sie gemacht habe, und als dieser es ihm sagte, dachte er bei sich: „Das ist nicht schwer. Ich will's auch versuchen.“ Er machte es genau so, wie der Erdgeweihte es ihm angegeben hatte, konnte sich aber nicht

das Lachen verbeissen, als das Weib, das er geformt hatte, ihn fröh am Morgen in die Rippen stieß. Die Folge davon war, daß seine Menschen Glasaugen bekamen. Der Erdgeweihte sagte: „Ich habe dich davor gewarnt, zu lachen“, worauf der Coyote behauptete, er hätte gar nicht gelacht. Das war die erste Lüge.

Variant

Die Eidechse, der Coyote und das Graueichhörnchen lebten in einem großen Schwihhause in Wamarawi. Sie hatten weder Weib noch Kinder. Der Coyote wollte Menschen machen, die andern beiden aber dachten, es sei an ihnen genug. Schließlich willigte die Eidechse ein: „Laßt uns Menschen machen, verschiedene Arten Menschen.“ Die Eidechse ging hinaus und schnitt drei Stäbchen ab, ähnlich Spielhölzern. Die andern wollten gern wissen, wie sie es anfinge, daraus Menschen zu machen. Die Eidechse sagte: „Ich will's euch zeigen.“ Ein Stäbchen nahm sie für die Hat Creeks, eins für die Wintun, eins für die Pit Rivers. Als sie diese besah, sagte sie: „Da fehlt noch etwas.“ Der Coyote fragte: „Wer ist ausgelassen?“ Die Eidechse erwiderete: „Die Yana.“ Und sie nahm noch ein beliebiges anderes Stäbchen für die Yana, brach es in kleine Stücke und legte diese auf einen Haufen. Das Hat-Cree=Stäbchen legte sie im Osten, das Wintun=Stäbchen im Westen, das Pit=River=Stäbchen im Norden nieder. Nun flochten alle drei, die Eidechse, das Graueichhörnchen und der Coyote, einen Korb, machten Steine heiß, taten Wasser in den Korb und erhitzten das Wasser, indem sie die Steine hineinlegten. Dann warf die Eidechse die Stäbchen in das heiße Wasser und legte noch mehr heiße Steine hinein, um die Stäbchen zu kochen. Alle drei gingen nun schlafen, nachdem sie den Korb außen aufs Dach gesetzt und bedeckt hatten und nachdem die Eidechse ihren Gefährten gesagt hatte: „Früh am Morgen werdet ihr hören, wie der Korb umfällt. Das kommt daher, weil dann die Menschen da sind. Ihr müßt dann ganz still sein und dürft euch weder rühren.

noch schnarchen.“ Tatsächlich vernahmen sie in der Frühe, wie der Korb auf dem Dach umkippte und die Menschen herausfielen. Danach hörten sie sie draußen umherlaufen. Sie erhoben sich und verrammelten die Tür mit einem großen Stein, um die Menschen vorerst noch auszuschließen; sie sprachen weder miteinander noch gaben sie Antwort auf das, was jene draußen fragten. Sie hörten jemand rufen: „Wo ist die Tür?“ Der Coyote sagte: „Still! Diese Sprache klingt noch nicht richtig.“ Nun redeten draußen andere Stimmen; der Coyote sagte: „Jetzt klingt's richtig!“ Sie öffneten die Tür, und die Menschen strömten in dichten Scharen ins Schwitzhaus. Da sagten die drei: „Gut. Es gibt nun also Menschen.“

Die Weiber waren damals noch Männer und pflegten auf die Hirschjagd zu gehen, kamen aber stets zurück, ohne einen einzigen Hirsch erlegt zu haben. Die Männer, damals noch Weiber, saßen zu Hause, bereiteten Eichelmehl und buken Eichelbrot. Wieder einmal waren die Männer ohne Erfolg auf die Hirschjagd gegangen; die Weiber waren mit dem Eichelstampfen fertig, als die Sonne im Osten emporstieg. Es waren dreißig Männer und ebensoviele Weiber. Die Menschen hatten kein Fleisch zu essen, da die Männer nicht einen Hirsch erlegt hatten. Da sprachen das Graueichhörnchen und das Waldkaninchen zu einander: „Das ist schlimm! Was sollen wir tun?“ „Die Männer haben auch nicht einen Hirsch getötet“ klagten die Weiber. „Dann wollen wir aus den Weibern Männer machen.“ Die Männer kamen wütend nach Hause und schlugen die Weiber. „So geht's nicht weiter. Wir wollen Weiber aus den Männern und Männer aus den Weibern machen!“ Bei Tagesanbruch gingen die Männer wieder auf die Jagd. Im Osten entzündete das Waldkaninchen ein Feuer auf dem Boden und tat glatte, runde Steine hinein. Da kamen die Männer, die auf der Hirschjagd waren, vorbei; sie setzten sich im Kreise um das Feuer, aber sie sahen weder das Feuer noch die Steine. Plötzlich barsten die Steine in der Glut, und die Splitter flogen nach allen Richtungen umher. „Au!“ schrien die, welche bis dahin Männer gewesen

waren — denn ihre Scham war durch die platzenden Steine gespalten worden; so wurden aus ihnen Frauen gemacht. „Nun wollen wir aus den andern Männer machen.“ So geschah es; sie wurden Männer. Und die, welche vorher Männer waren, saßen von nun an zu Hause, stampften die Eicheln und buken Eichelbrot, während die andern auf die Jagd gingen und zahlreiche Hirsche erlegten. Das Waldkaninchen stand dabei und lachte. „Ha ha ha! So ist es gut!“ sagte es und sah zu, wie sie die Hirsche töteten.

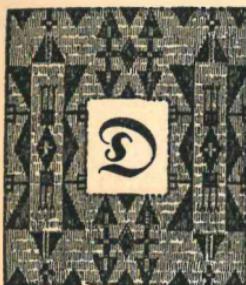
Die Hände der Menschen waren damals noch abgerundet und nicht in Finger gespalten. „Laßt uns Schnitte in unsere Hände machen“ sprachen sie untereinander. „Ich werde Finger machen“ sagte die Eidechse. „Wozu? Unsere Hände sind doch ganz gut so, wie sie sind!“ antwortete ihm der Coyote. „Wie sollen wir's anstellen, wenn wir Pfeile abschießen wollen, um Hirsche oder Kleinwild zu jagen?“ fragte ihn die Eidechse. Der Coyote saß im Norden; im Süden saßen das Waldkaninchen, die Eidechse und das Graueichhörnchen. „Unsere Hände taugen gar nichts“ sagten sie zum Coyote. „Was sollen die Weiber anfangen, wenn sie Eicheln stampfen wollen und keine Finger haben? Erst wenn sie diese haben, werden sie den Stampfer festhalten können. Laßt uns also Finger machen.“ So sprach die Eidechse zum Coyote; dieser aber entgegnete: „Sie können ja ihre Ellbogen als Stampfer nehmen und den Mörser mit ihren Füßen festhalten, wenn sie Eicheln, Sonnenrosenkerne oder irgend etwas anderes stampfen wollen.“ „Ach was,“ sagte die Eidechse, „das geht nicht. Sollen sie sich etwa verleuzen, wenn sie ihre Ellbogen als Stampfer benützen?“ „Nein, das geht nicht“ bestätigte das Waldkaninchen. „Ich werde also Finger machen, das wird für alle Menschen nützlich sein; auch wenn sie jagen gehen, werden sie nur, wenn sie Finger haben, imstande sein, beim Schießen gut zu treffen.“ „Warum mußt du auch immer davon anfangen, daß du alle Dinge anders machen willst?“ fragte der Coyote. „Weil ich sie nicht leiden kann, so wie sie sind. Die Hände taugen gar nichts, die Menschen können nichts damit anfangen.“

Es war schönes Wetter, die Sonne brach durch die Wolken. Da ging die Eidechse ganz allein den Hügel hinab, ein kurzes Stück nach Süden. Sie setzte sich nieder und lehnte den Rücken gegen einen Felsen; dann sah sie sich um und erblickte auf dem Boden kleine Bruchstücke Feuersteins. Sie hob ein Stück auf und schnitt sich in ihre Hand, schnitt sie auf, so daß Finger entstanden. Viel Volk war im Dorf versammelt; keiner aber sah die Eidechse im Süden hinter dem Felsen sitzen. Die Eidechse sah sich nach Norden um und schaute auf ihre Hand. Dann schwenkte sie sie und rief: „Heda! Blickt alle her nach meiner Hand!“ Sie taten's. „Heda! Da ist sie!“ Das Volk sah hin, während die Eidechse ihre Hand rasch wieder zwischen den Felsen versteckte, damit das Volk die Hand nicht mit einem male sähe. „Seht da!“ flüsterten Männer, Frauen und Kinder. Jeder sah die Hand. Dreimal hob die Eidechse die Hand rasch empor, dreimal senkte sie sie wieder zu Boden. „Seht!“ flüsterten die Leute. „Sie hat ihre Hand mit Fingern versehen!“ Nur der Coyote wußte nichts von alledem. „So wird's künftig gemacht“ sagte die Eidechse; „paßt auf, wie man den Bogen spannt.“ „Mach' meine Hand auch richtig! Schneid' sie zurecht!“ rief einer; die Eidechse tat es und schnitt ihm fünf Finger heraus. „Seht, so wird der Hirsch gejagt; so wird der Lachs getötet; und so machen's die Frauen, wenn sie fünf Finger haben, um Eichelmehl zu stampfen. Sie halten dabei den Stampfer in den Händen.“

Die Eidechse stieg den Hügel wieder hinauf und machte allen Einschnitte in die Hände. Das sah der Coyote. „Wie hast du's nur fertiggebracht, Finger zu bekommen?“ fragte er die Eidechse. „Mach's mit mir ebenso, schneid' mir die Hände zurecht.“ „Nein,“ erwiderte die Eidechse, „deine Hände sollen so bleiben, wie sie sind“, und der Coyote sagte nichts mehr. Jetzt gingen die Menschen auf die Jagd und töteten die Hirsche mit Bogen und Pfeil, denn sie waren nun erst vermöge ihrer Finger dazu imstande. Die Eidechse sprach: „Wenn Frauen Kinder bekommen, sollen diese mit Fingern geboren werden.“ Dann war sie fertig mit den Händen, und die Menschen

sprachen: „Jetzt ist's genug. Unsere Hände sind nun gut.“ Der Coyote aber, dem die Eidechse keine Finger gemacht hatte, saß auf der Nordseite des Schwitzhauses und ließ traurig den Kopf hängen.

36. Wie der Tod in die Welt kam



ie Menschen waren so zahlreich wie die Drosseln; keiner starb, es gab keinen Tod durch Zauberei, und niemand wußte, was Weinen ist. Die Menschen wurden zwar alt, aber sie starben nicht, Männer so wenig wie Frauen. Einst regnete es, und alle Menschen gingen zusammen ins Schwitzhaus; dann kam der Schnee. Der

Coyote, der einen Sohn hatte, sprach zu den drei Männern, die auf der Südseite des Schwitzhauses saßen: „Wir wollen die Menschen sterben lassen.“ Die Eidechse ließ den Kopf hängen; bei ihr saßen das Waldkaninchen und das Graueichhörnchen, und alle drei waren traurig, als der Coyote weiter sagte: „Es ist gut, wenn die Menschen sterben.“ „Die Menschen sollen nicht sterben,“ erwiderte die Eidechse, „wir wollen nicht weinen, wenn die Menschen sterben. Meinetwegen mögen die Menschen auch sterben, aber sie sollen wieder zum Leben erwachen. Wir wollen sie, wenn sie tot sind, in der Erde begraben, aber sie sollen wieder auferstehen, und deshalb wollen wir sie auch nicht zu tief begraben.“ „Warum sollen denn die Menschen wieder zum Leben zurückkehren?“ fragte der Coyote. „Läß sie nur wirklich tot sein, wenn sie sterben; wenn einer stirbt, wollen wir weinen: hu—u—u! Und so sollen es die Menschen künftig auch machen. Und dann sollen sie sich Pech auf die Augen schmieren und weiße Tonerde auflegen und dadurch ihre Trauer zeigen.“ Was konnte die Eidechse dagegen sagen? Sie war geschlagen.

Es schneite, und die Bäume waren ganz mit Schnee bedeckt. Die Eidechse, das Graueichhörnchen und das Waldkaninchen



Die Schlangenpriester verlassen ihre Kiva in dem Hopi-Orte Draibi
(Nach Both)

HFM Könyvtár
20250828

flüsterten miteinander. Die Menschen gingen nicht aus dem Hause hinaus, weil sie sich vor dem Schnee fürchteten, und drängten sich dicht im Schwitzhause zusammen. Da wurde ein Mann frank — die Eidechse hatte es bewirkt — und starb. Der Koyote sagte nichts, und niemand weinte um den Toten. „Was sollen wir mit dem Leichnam anfangen?“ fragte das Waldkaninchen. „Wir wollen ihn begraben.“ „Wo sollen wir ihn begraben? Draußen liegt zuviel Schnee.“ „Begrabt ihn hier im Schwitzhause, auf der Südseite.“ Sie gruben ein Loch und legten ihn hinein, aber nicht sehr tief; dann bedeckten sie ihn mit Erde, während der Schnee draußen noch immer fiel. Bald danach begann sich die Erde über dem Grabe leicht zu bewegen; der Koyote saß da und schaute hin. Es war der Tote, der sich in seinem Grabe rührte; er versuchte auf diese Weise wieder ins Leben zurückzukehren. Der Koyote ließ das Grab nicht aus den Augen. Schon richtete sich der Tote halb im Grabe auf, da sprang der Koyote mit einem Satz empor, stürzte sich auf den Toten und stieß ihn wieder ins Grab hinein. „Stirb!“ schrie er, hob seinen Fuß und trampelte den Toten nieder. „Warum willst du zurück ins Leben? Stirb! Stirb!“ Niemand sagte ein Wort; der Koyote kehrte dahin zurück, wo er gesessen hatte, und ließ sich wieder auf der Südseite des Schwitzhauses nieder. Noch immer behielt er das Grab in den Augen, aber nichts regte sich mehr darin; nun war der Mann wirklich tot. „Auf! Weint und schreit!“ rief der Koyote. „Der Mann da ist tot. Wir werden ihn nie wiedersehen. Vormärts! Trauerpech her! Vormärts! Schmiert euch Pech aufs Gesicht!“

Die Menschen hatten die Totentrauer beendet. „Laßt uns nun Hirsche jagen gehen“ sagten sie. Ein junger Mann, des Koyote Sohn, ging mit ihnen auf die Jagd. „Was fangen wir mit ihm an? Laßt uns auch einmal den Koyote zum Weinen bringen!“ sagten die Leute. Ein Pfad war da, der nach Osten führte. In einiger Entfernung stand eine Gelbfichte, und der Pfad lief dicht an ihr vorüber. „Was tun wir? Laßt uns eine Klapperschlange machen.“ So geschah es, und eine Klapper-

schlange ringelte sich sogleich um einen Baum. Sie schärften der Klapperschlange ein, was sie zu tun habe, und legten sie an der Gelbfichte nieder. Jung-Koyote kam auf dem Pfade von Westen daher; als er der Klapperschlange nahe war, sprang diese plötzlich auf ihn und ringelte sich um seine Beine. Er schrie, aber die Schlange zog ihn nieder und biß ihn, daß er starb. „Dein Sohn ist tot“ sagten die Menschen zum Koyote. „Wo?“ „Er liegt im Osten, getötet durch den Biß einer Klapperschlange.“ Der Koyote rief: „Es kann nicht sein!“ und brach in Tränen aus. Er sprang umher, streute Staub auf sein Gesicht und benahm sich wie ein Wahnsinniger, während die Menschen Jung-Koyote nach Hause brachten. Der Koyote sprach zur Eidechse, während er seinen Trauertanz tanzte: „Wehe, wehe, wehe! Freund, du sagtest, du wolltest die Menschen wieder auflieben lassen, nachdem sie gestorben seien. Gib meinem Sohn das Leben wieder! Ich mag nicht soviel weinen. Gib ihm das Leben wieder!“ „Hm, hm!“ machte das Waldkaninchen. „Weine nur, weine! Du prahlst ja damit, daß du so gern weinen würdest! Laß' nur deine Tränen fließen! Tu' weiße Tonerde auf dein Antlitz! Sagtest du nicht, du würdest weinen, wenn dein Bruder stürbe? Weine nur, weine!“

37. Onkoitos Heldenataten



s waren einmal zwei alte Männer; sie waren Brüder und hießen Wapamda-
pam und Kiumadessim. Sie wohnten in Tsupionon in einem großen Schwitz-
hause und hatten viele Kinder. Unter-
halb des Schwitzhauses war ein Felsab-
sturz, an dem man bisweilen ein Ziesel
schreien hörte; dann zogen stets Leute
aus, um es zu erlegen, kamen aber niemals wieder. Immer,
wenn sie nämlich an die Klippe gekommen waren, das Ziesel
erlegt hatten und es holen wollten, fanden sie nichts mehr

vor, und wenn sie dann zurückkehrten, sahen sie sich plötzlich von Klapperschlangen umringt, die sie töteten.

Nahebei lag ein anderes Schwighaus, das dem Holzbock gehörte. Er pflegte bisweilen ein Tanzfest zu veranstalten, zu dem viele von seinen Leuten kamen. Wenn die Leute von Tsupionon den Festtrubel hörten, wurden sie neugierig, und zwei oder drei gingen wohl auch hin. Der Holzbock sprach dann zu ihnen: „Tretet ein.“ Aber wenn sie im Schwighause umhertanzten, schlugen des Holzbocks Leute plötzlich auf sie ein und töteten sie.

Weiter gab es nach Osten zu einen anderen Ort, wo eine alte Frau lebte, namens Maidū kapitkūn kūlokbe, das heißt: „die Alte, welche Männer gerade macht.“ Bisweilen kamen Leute von Tsupionon auf der Jagd oder Wanderung an ihrem Hause vorbei und schwägten mit ihr. Dann pflegte sie den Besucher zu betrachten und dabei zu sagen: „Was bist du für ein hübscher Kerl! Nur schade, daß du nicht gerade gewachsen bist. Wäre dein Rücken gerade, würdest du besser aussehen. Deine Mutter hätte dich strecken sollen, nachdem du geboren warst.“ Dabei hatte sie etwas in der Hand, das sie angeblich brauchte, um Leute gerade zu machen. Sie sagte dann immer, sie wolle dem Besucher Arme, Beine und Rumpf damit gerade machen, und überredete ihn, sich mit dem Gesicht nach unten auf eine Art Bett aus Stein, das sie zu diesem Zweck bei der Hand hatte, zu legen. Dann pflegte sie ihn mit dem Ding, das sie in der Hand trug, zu bearbeiten. Hinter ihr stand jedoch ein großer Steinstampfer; während sie den Mann mit der einen Hand rieb, griff sie mit der andern hinter sich nach dem Stampfer, schlug ihn damit ins Kreuz und tötete ihn.

Wenn die Leute von Tsupionon aber von ihrem Schwighaus nach Norden gingen, kamen sie an eine Wapitifährte. Zwei oder drei gingen dann manchmal der Fährte nach, immer weiter und weiter, bis sie vor Erschöpfung starben, bevor sie zu dem Wapiti gelangten.

Eines Tages gingen die Leute von Tsupionon wie gewöhnlich nach Südwesten, Wildgänse jagen, und erlegten viele.

Sie machten Raft, um die Beute zu kochen und zu essen. Die beiden alten Männer trieben sie zur Eile an, aber ehe sie noch aufbrechen konnten, hörten sie etwas hoch oben in den Lüften. Der Seeadler nahte. Sie vernahmen schon das Rauschen seiner Flügel, während er auf sie niedersließ. Dabei sang er: „Ihr Leute von Tsupionon! Wenn ihr mich auch gern treffen möchtet, so bringt ihr's doch nimmer fertig.“ Als der Seeadler schon halb unten war, warf einer mit der Schleuder einen Stein nach ihm; er aber flog weiter in Zickzacklinien herab, und der Mann verfehlte ihn. Jeder bemühte sich, den Seeadler zu treffen, aber keinem gelang es. Schließlich machten die beiden alten Männer den Versuch. Wapamdaipam tat den Wurf und streifte den Seeadler leicht, so daß er einige Federn verlor. Kiumadessim warf und hatte denselben Erfolg. Unterdessen war der Seeadler fast ganz herabgekommen; als er den Boden berührte, tötete er alle Leute mit Ausnahme der beiden Alten, weil diese ihm einige Federn abgeschossen hatten und er sie deshalb nicht töten konnte. So kamen die beiden allein nach Hause; alle die Ihrigen waren dahin mit Ausnahme einiger weniger, die daheim geblieben waren.

Diese paar Leute verließen nun Tsupionon und zogen nach Helaiono im Südwesten, um sich dort in Spielen zu versuchen. Fort und fort wanderten sie und kamen an einen Fluß, an dem sie Raft machten. Sie wollten über den Fluß schwimmen, sahen hinüber und erblickten am andern Ufer Frauen, die Eicheln stampften, Brei kochten und Brot bukten. In der Mitte des Flusses ragte eine Pflanze aus dem Wasser. Wenn Leute an diesen Fluß kamen, wählten sie immer den besten Schwimmer aus, der oberhalb der Pflanze den Fluß zu durchqueren hatte; wenn es ihm nicht gelang, kam er bei dem Versuch ums Leben. Das war zu jener Zeit so eine Art Wettspiel. Alle Leute von Tsupionon versuchten ihr Heil im Schwimmen; die meisten, darunter auch die beiden Alten, kamen heil hinüber, einige aber ertranken. Auf der andern Seite des Flusses stand ein Schwitzhaus; die Leute von Tsupionon suchten es auf. Der Eingang, der sich steil nach unten senkte, und der

Fußboden waren aus spiegelglattem Eis. Wer eintrat, glitt aus, fiel und schlug sich zu Tode. So ging es auch vielen von den Leuten von Tsupionon; nur die beiden Alten und wenige andere kamen mit dem Leben davon. Bald danach brachten die Insassen des Schwihauses einen großen Korb mit Eichelsuppe herein. Wer ihn ganz auszuleeren vermochte, der kam heil davon; wer es nicht konnte, starb. Die letzten, die noch von den Leuten von Tsupionon übrig waren, wurden auf diese Weise getötet, bis auf die beiden Alten. Diese entkamen und kehrten nach Tsupionon zurück.

Die beiden Alten hatten eine Tochter, die nicht mit nach Helaiono gegangen war. Sie war also allein außer den beiden Alten übriggeblieben. Als diese ihr alles erzählten, begann sie zu weinen und ging hinaus, um Klee zu holen; solange sie damit beschäftigt war, weinte sie. Das wiederholte sich jeden Tag. Eines Tages gesellte sich ein Mann zu ihr, als sie gerade Klee in einem Tal sammelte. Er fragte sie: „Warum weinst du? Höre auf! Wenn du mich heiraten willst, werde ich dir zwei Kinder schenken. Ich denke, wir sind schon ohnehin ein Paar, und alles ist in Ordnung. Ich lebe hoch oben im Himmel und bin der Wolfenmann.“ So schwäzte er noch ein Weilchen mit ihr fort, dann gab er ihr zwei Büschel schwarzer Federn und sprach: „Das werden deine Kinder sein. Das eine soll Pemsauto („Nimmersatt“), das andere Onkoito („der Sieger“) heißen. Leg’ diese Dinge dahin, wo die beiden Alten sie nicht sehen. Soviel Essen du auch kochst, welcher Art es auch sei und wo du es auch hinsetzen magst, Pemsauto wird’s vertilgen. Denn er isst für zwei.“ Dann gab er ihr noch zwei Kopfkrauter für die beiden Knaben und sprach: „Wenn du die beiden Knaben davongehen lässt, werden sie über die ganze Welt wandern, alle Ungeheuer, welche die Menschen töten, auffspüren und vernichten und jedermann überwältigen.“ Die Frau nahm die beiden Federbüschel und verstekte sie sorgsam in einem Korb, der im Hause stand. Dann machte sie sich daran, für die beiden Knaben Essen zu kochen, und war Tag um Tag geschäftig dabei, denn täglich verschwand alles, was

sie kochte. Allmählich schöpften die beiden Alten Verdacht. Der eine sagte: „Was ist denn los? Da muß irgend etwas im Werk sein. Unsere Tochter kocht in einem fort Essen, und am andern Tage ist nichts mehr da.“ Sie spürten im Hause umher und erblickten einen der beiden Kopfkrazer, der in einer Wandrinne stedte. Sie dachten, er gehöre einem von ihren Leuten, die umgekommen waren, ergriffen ihn und warfen ihn ins Feuer; sogleich begann er zu knacken und zu krachen, und die Funken sprühten umher. In demselben Augenblick sprangen zwei Knaben aus dem Korb hervor und rannten zum Hause hinaus. Als die beiden alten Männer das sahen, blickten sie auf den Kopfkrazer und bemerkten, daß er noch unverbrannt war; daher zogen sie ihn wieder heraus. Kaum waren die beiden Knaben draußen, so wurden sie auch schon Männer, und die beiden Alten sprachen zueinander: „Wo kommen diese Knaben her? Wir haben sie nie zuvor gesehen — wie ist das möglich?“ Die Mutter war gerade beim Eichelsstampfen gewesen; als sie die beiden Knaben hatte herauslaufen sehen, war sie herbeigeeilt, um zu erfahren, was los sei. Sie schrie den Alten zu: „Ihr seid nicht gescheit! Laßt doch die Finger davon, wenn ihr etwas seht, was ihr nicht begreift“, nahm einen Stock und schlug die beiden Alten zu Boden.

Bald nachdem die beiden Knaben das Haus verlassen hatten, ließ das Biesel an dem Felsabsturz sein „Titsuf, titsuf, titsuf“ hören, um sie anzulocken. Onkoito ging ins Haus, brachte seine beiden Großväter wieder zu sich und verlangte von ihnen einen Bogen und Pfeile. Die beiden Alten warnten ihn und sprachen: „Laß' das Biesel schreien. Es ist ein schlimmer Ort, wo so viele von unsren Leuten ums Leben gekommen sind.“ Aber der Jüngling bestand auf seinem Vorhaben, und die Alten gaben ihm einen Bogen und Pfeile. Er fasste aber im Lüreingang Posten und ging dem Biesel nicht näher, sondern erlegte es von der Tür aus. Dann zog er seine steinernen Schuhe an und ging dahin, wo es lag. Ringsumher konnte er noch die Gebeine derer liegen sehen, die dort umgekommen waren. Die Klapperschlangen kamen zum Vorschein, umring-

ten ihn und schnappten nach ihm; er aber trat mit seinen Steinschuhen auf sie und tötete sie alle, hob die Felsen hoch und stampfte auch diejenigen, die noch unter ihnen lagen, zu Tode. Dann sagte er: „Ihr sollt von nun an Klapperschlangen sein und als Klapperschlangen leben und niemand mehr töten.“ Das Ziesel aber trug er ins Haus und warf es vor seinen beiden Großvätern zu Boden. Sie sprangen auf, sangen, jauchzten und tanzten vor Freude darüber, daß das Ziesel und die Schlangen tot waren, nahmen es, rissen es in Stücke, trampelten darauf herum und zerstampften es, bis nichts mehr von ihm übrig war.

Als die Nacht herankam, hörte Onkoito, der draußen geblieben war, in der Ferne den Lärm von Tanzenden. Das Geräusch kam aus dem Lager des Holzböds, dessen Leute gerade ihre Länze aufführten. Onkoito legte sein Wams aus rotglühendem Stein an und begab sich nach dem Orte, von wo er den Lärm hörte. Er ging ins Haus und mischte sich unter die Tanzenden. Wieder versuchten sie, wie sie's immer gemacht hatten, ihn niederzuschlagen, aber Onkoito vergalt ihnen gleiches mit gleichem, trieb sie mit seinen Schlägen hierhin und dorthin, verbrannte sie mit seinem glühheißen Wams und tötete sie allesamt. Dann sagte er: „Von nun an sollt ihr nur noch Holzböde sein und keinem Menschen mehr etwas zuleide tun.“

Am nächsten Morgen kam er an den Ort, wo die „Alte, welche Männer gerade macht“ lebte. Als sie ihn erblickte, begann sie ihr gewöhnliches Gespräch und forderte ihn auf, sich von ihr gerade machen zu lassen, worin er auch einwilligte. Onkoito lag ausgestreckt auf dem Felsen, und die Alte begann ihn abzureiben; dann langte sie nach hinten, nahm ihren großen Stein und schlug damit nach ihm. Onkoito aber wich zur Seite, und sie traf statt seiner das Felsbett. Ihr Stampfer zerbrach, ein Stück flog davon, traf und tötete sie. Onkoito aber sagte: „Nie sollst du mehr Menschen töten; von nun an ist es aus mit dir!“

Auf dem Heimwege ging er nordwärts und erblickte eine

frische Wapitifährte. Er folgte ihr und zog und zog um die ganze Welt hinter dem Wapiti her. Da machte das Wapiti einen senkrechten Satz durch die Mitte der Welt, gerade als Onkoito es nahezu eingeholt hatte. Er glaubte es schon sicher zu haben und hatte nun mit einemmal wieder die Fährte verloren. Er spähte überall umher, konnte sie aber nicht mehr finden. Nach einiger Zeit hörte er einen kleinen Vogel, der ihm von oben herab zurief: „Blick' hinauf! Blick' hinauf!“ Das Wapiti war emporgesprungen in der Hoffnung, über den Himmel hinwegzusehen und so zu entkommen; aber gerade als es dies tat, hielt der Wolkenmann es auf, der seinen Sohn vom Himmel herab beständig im Auge behalten hatte. Onkoito sah die Hinterläufe des Wapiti am Himmel von der Stelle herabhängen, wo der Wolkenmann es aufgehalten hatte. Der Wolkenmann tötete das Wapiti, und Onkoito sprach: „Wo die Menschen dich finden, sollen sie dich um deines Fleisches willen töten; du wirst von nun an ein Wapiti sein.“ Onkoito kehrte nun um und wanderte dahin zurück, wo seine Mutter und seine Großväter lebten. Endlich hatte er den Ort erreicht und sagte zu seinen Großvätern: „Ich möchte morgen etwas Fleisch haben und will deshalb Enten und Gänse jagen. Wiss' ihr, wo ich sie finde?“ Um nächsten Morgen brachen Onkoito, sein Bruder und die beiden alten Männer auf und zogen westwärts. Sie erlegten viele Enten und Gänse und kamen zu der Stelle, wo die Leute von Tsupionon früher ihr Mahl einzunehmen pflegten, bevor sie nach Haus zurückkehrten. Sie machten Feuer, kochten die Gänse und begannen zu essen. Da vernahmen sie hoch oben am Himmel den Flügelschlag des Seeadlers, der herannahnte. Bald darauf kam er in Sicht. Onkoito sprach: „Ihr beiden Alten schleudert zuerst eure Steine. Ich möchte gern sehen, wie ihr's machtet, daß ihr heil davonkamet.“ Einer der beiden Alten tat den Wurf und riß dem Adler gerade eine Feder ab. Dann sagte er: „So machte ich's, um mich zu retten.“ Dasselbe tat der andere alte Mann. Hierauf warf Pemsauto seinen Stein; er traf den Seeadler und riß ihm verschiedene Federn, ja sogar etwas Haut ab, machte

es also noch besser, als die beiden Alten. Der Seeadler sang wie immer: „Ihr Leute von Tsupionon! Wenn ihr mich auch gern treffen möchtet, so bringt ihr's doch nimmer fertig!“ Nun schleuderte Onkoito seinen Stein, traf den Seeadler und zerschmetterte ihn ganz bis auf die Flügel, die herabfielen. Alles andere war in Stücke zerstoben. Da sprach Onkoito: „Von nun an sollst du nur noch ein Vogel sein und droben im Himmelstal leben. Nie sollen die Menschen dich mehr sehen.“ Sie gingen gemeinsam nach Haus und fanden die Mutter wieder dabei, Essen zu kochen, denn Pemsauto schlug eine tüchtige Klinge.

Onkoito sprach zu seinen Großvätern: „Seid ihr jemals irgendwohin zum Spiel gegangen? Ist's der Fall, so wollen wir auch hingehen und unser Heil versuchen.“ Sie erwiderten: „Wir pflegten in Helaiono zu spielen. Das ist der Ort, wo wir alle unsere Leute einbüßten.“ Am nächsten Morgen brachen sie auf. Sie wanderten und wanderten, bis sie an den Fluß kamen. Da sprachen die beiden Alten: „Wir pflegten von hier aus über den Fluß zu schwimmen, oberhalb jener Pflanze, und gaben uns Mühe, daß wir's fertig brachten.“ Onkoito erwiderte: „Wir wollen's nacheinander versuchen; ihr zuerst, denn ich möchte sehen, wie ihr's macht.“ So schwammen sie einer nach dem andern hinüber. Bisher konnte niemand schwimmend zu der Pflanze gelangen, denn alle, die es versuchten, wurden unterhalb von ihr abgetrieben; diesmal schwamm Pemsauto hart daran vorbei und schlug alle seine Vorgänger, und Onkoito schwamm sogar an die Pflanze heran, riß sie aus und brachte sie mit sich ans andere Ufer. Jetzt brachten die Leute von Helaiono die Eichelsuppe ins Schwitzhaus, das seiner Besucher harrte. Onkoito ließ die beiden Alten zuerst eintreten. Sie hatten Rohrstäcke in der Hand, rutschten und torkelten aber trotzdem auf dem glatten Fußboden umher, ohne indes zu fallen. Onkoito ging mit seinen Steinschuhen hinein, zerstampfte den Boden, sobald er darauf trat, zerbrach ihn in Stücke und schleuderte diese samt und sonders zur Tür hinaus. Dann sprach er: „Warum habt ihr denn einen Fußboden aus

Eis in einem Hause, worin Menschen leben?" Pemsauto setzte sich zu der Suppe hin und aß und aß, bis er den Korb ganz und gar geleert hatte. Dann nahm er ihn und warf ihn gleichfalls zur Tür hinaus. Darauf fingen sie an zu spielen. Die beiden Alten begannen. Die Gegenpartei gewann und nahm jedem der beiden Alten ein Auge weg. So war's bisher immer gewesen. Das Spiel fing wieder an, und die beiden Alten gewannen ihre Augen zurück. Da füllten die Leute von Helaiono den Korb von neuem mit Suppe und reichten ihn den Alten und ihren Enkeln zum Essen hin. Pemsauto hatte einen Feuersteinsplitter, mit dem er ein Loch in den Boden des Körbes schnitt, so daß die Suppe herauslief und es aussah, als ob er den Korb noch einmal leer. Als die Frauen draußen den Korb zum zweitenmal geleert fanden, begannen sie zu weinen. Nun erhob sich Onkoito und beteiligte sich am Spiel. Sein Gegner hatte einen Kanal quer durch seinen Körper und konnte durch diesen die Spielknochen unbemerkt von einer Hand in die andere gleiten lassen. Onkoito verstopfte den Kanal, ohne daß es sein Gegner merkte, und ließ in seinem eigenen Körper einen Kanal entstehen. Nun begann er zu gewinnen. Während des Spiels stimmte Onkoito den Sang des Nordwindes an, rief diesen dadurch herbei und hatte es nun in seiner Macht, alles in Frost erstarren zu lassen. Er fuhr fort zu gewinnen, schlug alle seine Gegner und tötete die meisten von ihnen, während der Nordwind blies und alles gefrieren ließ. Nur zwei Frauen waren zuletzt noch übrig. Schließlich beteiligten auch sie sich noch am Spiel, da niemand sonst mehr da war. Als sie schon fast geschlagen waren, sprangen sie auf und kamen zu ihren Gegnern herüber in der Hoffnung, sie könnten dadurch ihr Leben retten, daß sie Onkoito und Pemsauto heirateten. Aber es nutzte ihnen nichts; auch sie wurden getötet. Als Onkoito sich mit seinen Gefährten zur Heimkehr anschickte, sagte er: "Die Menschen werden noch in Zukunft davon reden, wie wir hier das Spiel gewannen." Dann brachen sie auf, zogen von dannen, kamen glücklich nach Hause und wohnten dort bis an ihr Lebensende.

38. Der Feuerraub



inst hatten die Menschen das Feuer entdeckt und gebrauchten es; aber Wôtdom-tômim maidûm, der Donner, trachtete danach, es ihnen wieder fortzunehmen, denn er wollte der einzige sein, der Feuer hatte. Er glaubte nämlich, daß er alle Menschen würde töten können, wenn es ihm gelänge, das Feuer in seine Gewalt zu bekommen. Nach einiger Zeit hatte er auch Erfolg und nahm das Feuer mit sich in sein Haus im fernen Süden. Er setzte Woswosim, einen kleinen Vogel, als Hüter ein, damit es niemand stehlen könne. Der Donner dachte, die Menschen würden sterben, nachdem er ihnen nunmehr das Feuer entwendet hatte, da sie nicht imstande sein würden, sich ihre Nahrung zu kochen. Aber die Menschen fanden doch ihr Durchkommen. Sie aßen ihre Nahrung meistens roh; zuweilen holten sie sich auch Toxeskôm, einen andern kleinen Vogel, der dann längere Zeit ein Stück Fleisch ansehen mußte; und da er ein rotes Auge hatte, konnte er damit, wenn er nur lange genug das Fleisch ansah, es ebenso gut kochen, als wenn es das Feuer getan hätte. Aber nur die Hâuptlinge konnten es sich leisten, das Fleisch so kochen zu lassen.

Alle Menschen lebten damals beisammen in einem großen Schwîzhause, das so groß wie ein Berg war. Unter ihnen befand sich Pitsaka, die Eidechse, und ihr Bruder; sie waren frühmorgens immer die ersten, die hinausgingen, um sich auf dem Dach des Schwîzhauses zu sonnen. Als sie eines Morgens wieder dort lagen und sich sonnten, sahen sie fern im Westen, nach der Küstenkette zu, Rauch. Sie meldeten allen andern, was sie gesehen hatten. Aber die andern wollten es ihnen nicht glauben, und der Koyote ging sogar hinaus und warf einen Haufen Schmutz und Staub auf die beiden. Das gefiel aber wiederum einem andern gar nicht, und er sprach zum Koyote: „Warum mußt du denn immer andere Leute ärgern? — Kannst du sie nicht ungeschoren lassen? Was ist das für ein

Benehmen! Du bist auch immer der erste, der Streit anfängt, denn du bist immer darauf aus, andere Leute hereinzulegen, ohne den mindesten Grund zu haben.“ Da tat es auch den andern leid, und sie befragten die beiden Eidechsen über das, was sie gesehen hätten, und baten sie, ihnen den Rauch zu zeigen. Die Eidechsen taten es, und alle konnten nunmehr eine dünne Rauchsäule sehen, die fern im Westen aufstieg. Einer sprach: „Wie bekommen wir das Feuer wieder? Wie sollen wir's dem Donner wegnehmen? Er ist ein Bösewicht; ich weiß nicht, ob wir es nicht besser unterlassen.“ Da sagte der Hauptling: „Der Beste unter euch sollte doch lieber einmal den Versuch machen, selbst wenn der Donner ein Bösewicht ist. Wenn wir alle dorthin gehen, wüßte ich freilich nicht, wie wir in des Donners Behausung hineinkommen sollten; aber lasst nur erst einmal den Besten unter euch, der es glaubt machen zu können, das Wagnis unternehmen; das Weitere wird sich dann schon finden.“ Maus, Hirsch, Hund und Koyote meldeten sich zu dem Wagnis, alle andern aber gingen auch mit. Sie nahmen ein Rohr mit, denn sie gedachten das Feuer da hineinzutun.

Sie wanderten lange Zeit und erreichten schließlich den Ort, wo das Feuer war. Unweit von des Donners Haus machten sie halt, um zu beraten, was zu tun sei. Woswosim, der das Feuer im Hause hüten sollte, hub gerade an zu singen: „Ich bin der Mann, der nimmer schläft! Ich bin der Mann, der nimmer schläft!“ Der Donner hatte ihn dafür mit Muschelperlschnüren bezahlt, die er stolz um Hals und Hüften trug. Er saß auf dem Dach des Schwihauses, nahe dem Rauchloch. Nach einer Weile wurde die Maus hinaufgeschickt, um den Versuch zu machen, ob sie hineingelangen könne. Sie kletterte sacht hinauf, bis sie ganz nahe bei Woswosim war und sah, daß er die Augen geschlossen hatte; er schlief trotz seines Gesanges. Nun kroch die Maus vollends zu dem Rauchloch hinauf und stieg hinein. Der Donner hatte mehrere Töchter, die ebenfalls schliefen. Die Maus stahl sich leise zu ihnen heran und löste am Schurz einer jeden das Hüftband, damit, wenn

sich Alarm erhöbe und sie auffsprangen, die Schurze herunterfielen und die Mädchen halt machen mußten, um sie wieder festzubinden. Darauf nahm die Maus das Rohr, füllte es mit Feuer, kletterte hinaus und stieß wieder zu den andern, die draußen harrten. Etwas von dem Feuer wurde herausgenommen und dem Hunde ins Ohr getan; dann gab man das übrige samt dem Rohr dem schnellsten Läufer zum Tragen. Der Hirsch nahm auch noch ein bißchen, das er auf seiner Knieflecke forttrug, an der noch heute ein rötlicher Fleck ist. Eine Zeitlang ging alles gut. Als sie aber schon halbwegs daheim waren, wachte der Donner auf, argwöhnte, daß etwas nicht in Ordnung sei, und fragte: „Was ist denn mit meinem Feuer geschehen?“ Dann sprang er unter Donnergrollen auf; seine Töchter wurden dadurch geweckt und fuhren gleichfalls empor, aber sogleich fielen ihre Schurze herunter, und sie mußten sich wieder hinsetzen, um sie festzubinden. Als alle fertig waren, gingen sie mit dem Donner hinaus, um den Dieben nachzusezzen. Sie fuhren einher mit Sturmwind, Regenguß und Hagelschauern, um dadurch alles Feuer, das die Menschen etwa noch hätten, zu verlöschen. Der Donner und seine Töchter stürmten über die Erde dahin und hatten bald die Flüchtlinge eingeholt; schon wollten sie sie ergreifen, da schoß der Skunk nach dem Donner und tötete ihn. Und jauchzend rief der Skunk: „Nun sollst du nimmermehr die Menschen verfolgen und töten. Hoch am Himmel sei dein Aufenthalt und das Donnern künftig dein Geschäft.“ Des Donners Töchter gaben die Verfolgung auf; die Menschen gingen unbehelligt ihres Weges und kamen mit dem Feuer heim. Seitdem haben sie es immer besessen.

Varian te

Tin alten Zeiten, lange bevor es Menschen gab, zogen alle Tiere auf der Suche nach Feuer südwärts zu einem brennenden Berge. Nach einer langen Wanderung kamen sie dort hin und gingen in den Berg hinein, es zu holen. Während die meisten Tiere damit beschäftigt waren, brachte der Fuchs den

Koyote irgendwohin in Sicherheit, damit er keinen Unfug stifte. Die Tiere kehrten mit dem Feuer zurück; sie warfen es einander zu, während sie einhergezogen kamen. Der Koyote sah sie, entwischte dem Fuchs, lief den Tieren voraus und fing das Feuer mit seinem Maule auf. Da es ihn verbrannte, ließ er es ins Gras fallen, und im Nu breitete es sich nach allen Richtungen aus; die meisten Vierfüßler und Vogel kamen in den Flammen um. Der Koyote lief nach Norden, aber das Feuer war ihm auf den Fersen; es verbrannte die Spitze seines Schwanzes, und er heulte vor Schmerz. Jedes Ding, an dem er bei seinem Laufe vorüberkam, fragte er: „Wie wirst du, wenn das Feuer kommt?“ Das Erdloch sagte: „Rotglühend!“ Der See: „Kochend heiß!“ Das Buschdickicht: „Ich zerfalle zu Asche!“ Der Koyote rannte weiter, stieß auf einen hohlen Baumstamm und kroch hinein, ohne weiter zu fragen. Bald kam das Feuer hinterdrein und verbrannte den Baumstamm und mit ihm den Koyote; als aber das Feuer ausgegangen war, wurde er wieder lebendig und kehrte dahin zurück, wo die andern Tiere lebten.

39. Sonne und Frosch



ern im Norden hatte sich Ekim polo, die Sonne, ein großes Haus aus Eis erbaut. Es war so groß wie ein Berg, und keiner konnte hinaufklettern und hineingelangen. Die Sonne konnte daher ungefährdet Leute töten oder stehlen; sie glaubte ewiges Leben zu haben. Einstmals ging sie von ihrem Hause nordwärts und fand Welleti külöfbe, einen Frosch, der drei Kinder hatte. Sie stahl eins, ohne daß die Froschmutter es merkte, und brachte es heim. Die Froschmutter ging überallhin auf die Suche, konnte es aber nirgends finden. Zwei Tage danach kam die Sonne von neuem und stahl das zweite Kind. Wieder suchte es die Froschmutter, ohne es zu finden; sie zerbrach sich den Kopf,

wie sie es verloren haben könne, vermochte aber nicht, das Rätsel zu lösen. Die Sonne wartete unterdes zehn Tage lang und dachte darüber nach, wie sie das dritte Kind holen könne; dann sagte sie zu sich: „Diesmal will ich geradewegs nach dem Hause des Frosches gehen.“

So geschah es auch. Die Froschfrau saß an der Ostseite ihres Hauses und flocht einen Tragkorb. Die Sonne kam herein und nahm an der Westseite Platz; da die Tür des Hauses nach Norden ging, beschloß sie, das Kind nach Osten zu entführen und so herum nach Haus zurückzukehren. Die Froschfrau hielt drei Grasbündel und drei Weidenzweige im Maul, aus denen sie den Korb flocht. Die Sonne sprach: „Warum sitzt du hier an diesem einsamen Ort?“ Die Froschfrau richtete an sie dieselbe Frage, denn sie schöpfe bereits Verdacht, die Sonne möge jene Person sein, die ihr die Kinder gestohlen hatte. Die Sonne antwortete unbefangen: „Ich wandere umher, weil ich mich einsam fühle. Ich tue niemandem etwas zuleide“, wobei aber die Froschfrau dachte: „Schwätz' nur ruhig weiter! Du denfst vielleicht, dich kennt niemand.“ Bald darauf fuhr die Sonne fort: „Jetzt breche ich wieder auf, um zu sehen, wie das Land hier herum beschaffen ist.“ In diesem Augenblick ging das letzte der Frosch Kinder hinaus, um zu spielen. Sobald die Sonne draußen war, ergriff sie das Kind und eilte nach ihrer eigenen Behausung von dannen. Hinter sich ließ sie ein Gebüsch von Weidenruten ausschießen, die so schön waren, daß keiner, der ihr folgte, dem Verlangen widerstehen konnte, halt zu machen und einige auszureißen.

Die Froschmutter setzte der Sonne nach; als sie an das Gebüsch kam, hielt sie tatsächlich inne, um einige Weidenruten auszureißen, und vergaß ganz und gar, weshalb sie eigentlich hierher gekommen war. Schließlich fiel es ihr aber doch wieder ein, und nun hüpfte sie von neuem los. Beinahe hatte sie die Sonne eingeholt, die gerade noch in ihr Haus springen konnte, ehe die Froschfrau sie ergriff. Diese versuchte nun an den Hauswänden emporzuclimmen, aber sie rutschte aus und fiel wieder herunter, als sie schon halbwegs oben war. Wieder

und wieder versuchte sie es, und endlich gelang es ihr auch, das Dach zu erreichen. Sie rief zur Sonne hinab: „Bisher ist ja wohl alles so verlaufen, wie du dir's ausgehecht hast, nicht wahr? Aber was beginnst du nun? Fürchtest du nicht, jetzt von mir getötet zu werden, oder willst du mich etwa selbst töten, wie meine Kinder? Wann ist's dir denn gefällig, dich zu zeigen? Komm herauf und laß' sehen, ob du so aus der Art geschlagen bist, daß du nicht getötet werden kannst!“ Die Sonne erwiderte: „Was könntest du mir wohl zuleide tun!“ Die Froschfrau zeigte ihr ihr Maul und rief: „Komm nur! Du wirst schon sehen, was ich vermag!“ Die Sonne stieg hinauf, und als sie aus der Öffnung stieg, schwapp! da war sie auch schon von der Froschfrau verschlucht.

Nun kroch die Froschfrau wieder an der Hauswand hinunter und blieb lange Zeit liegen, neugierig, was die Sonne nun wohl beginnen würde. Bald fühlte sie, wie die Sonne in ihrem Bauch rumorte, anzuschwellen begann und immer größer wurde. Da dachte sie: „Wenn die Sonne fortfährt, so zu wachsen, und mich auf diese Weise unterkriegt, dann wird es von nun an immer Leute auf der Welt geben, die stehlen.“ Es dauerte nicht lange, da war die Sonne so angeschwollen, daß schon ein Stück von ihr aus dem Maule des Frosches herausragte; schließlich sprengte sie die Froschfrau entzwei und tötete sie. Darauf sagte sie: „Wenn Diebe ertappt werden, so sollen sie von nun an verfolgt und getötet werden“ und zur Froschfrau gewendet: „Du sollst jetzt ein Frosch sein und im Wasser leben. Laß' die Menschen in Ruhe. Ich aber will fürderhin die Sonne sein; keiner von uns soll mehr den Menschen etwas zuleide tun.“



40. Die himmlischen Geschwister

a



onne und Mond waren Schwester und Bruder. Einst sagte die Sonne zu ihrem Bruder, dem Mond: „Möchtest du lieber Mond oder Sonne sein, lieber bei Nacht oder bei Tage deine Straße ziehen?“ Der Mond erwiderte: „Versuch' du's zuerst einmal, deinen Weg bei Nacht zu machen.“ Also tat die Sonne; die Sterne aber verliebten sich alle in sie, und sie kam wegen ihrer Zudringlichkeiten nicht von der Stelle. Die Plejaden folgten ihr sogar nach; die Sonne bemerkte sie jedoch, und sie machten halt. Als sie einsah, daß sie so ihren Lauf nicht würde fortsetzen können, kehrte sie wieder um und sagte zum Monde, er müsse bei Nacht aufgehen. Er willigte ein und hat es seitdem immer so gehalten.

b

Sonne und Mond wollten zuerst nicht aufgehen. Viele Tiere verschiedener Art wurden ausgesandt, um ihr Heil zu versuchen, ob sie sie wohl zum Aufgehen bringen könnten; aber keinem glückte es, denn keines konnte in das Haus gelangen, in dem Bruder und Schwester lebten. Dies Haus war massiv aus Steinen gebaut und lag fern im Osten. Schließlich machten sich die Taschenratte und der Angelwurm ans Werk. Der Angelwurm bohrte einen winzigen Zugang, indem er von außen schräg abwärts grub und dann im Innern des Hauses von unten heraufkam. Die Taschenratte folgte mit einem Sack voll Flöhen; sie öffnete ihn und ließ die Hälfte der Flöhe heraus. Diese bissen Bruder und Schwester derart, daß sie vom Fußboden, auf dem sie saßen, auf die Schlafpritsche hinaufkrochen. Da ließ die Taschenratte auch noch die übrigen Flöhe heraus, und diese machten Sonne und Mond das Leben so zur Qual, daß sie beschlossen, das Haus zu verlassen. Die Schwester fürchtete sich, bei Nacht zu wandern; da sagte der Bruder, er wolle an ihrer Stelle gehen,

und wurde so der Mond. Die Schwester ging bei Tage aus und wurde die Sonne.

41. Bär und Hirsch



s war einmal eine Hirschfrau, die hatte zwei Jungs, ein männliches und ein weibliches. Nicht weit von ihr wohnte eine Bärin, die nur ein einziges Junges hatte. Eines schönen Tages ging die Hirschmutter aus, um Angelwürmer zu fangen. Sie hängte dem einen ihrer Kinder ein Sträuchlein um und sprach: „Wenn mir etwas zustößt, wird das Sträuchlein herunterfallen.“ Das Bärenjunge blieb zurück, um den beiden Hirschjungen beim Spielen Gesellschaft zu leisten. Während die Hirschfrau mit dem Auflesen der Angelwürmer beschäftigt war, fing die Bärin in einem Felshaufen Schlangen. Sie füllte ihren Tragkorb und traf wie von ungefähr die Hirschfrau. Die beiden gingen zusammen nach einer Sandbank im Flusse, um dort ihr Essen zu verzehren. Als sie damit fertig waren, sagte die Bärin zur Hirschfrau: „Du hast den Kopf voller Läuse; los' mich sie dir ablesen.“ Zuerst sträubte sich die Hirschfrau lange dagegen, gab aber schließlich nach. Die Bärin ging beim Lausen nach und nach immer weiter am Hals der Hirschfrau herunter; schließlich biß sie ihr mit einemmal den Kopf ab und tötete sie auf diese Weise. In demselben Augenblick fiel das Sträuchlein, das die Hirschfrau an dem einen ihrer Kinder befestigt hatte, herab; die Kinder wußten sogleich, daß die Mutter umgekommen war, fielen daher über das Bärenjunge her und töteten es. Sie begruben es, nachdem sie eine seiner Taschen abgeschnitten und in eine Honigwabe, die von Bienen herrührte, gesteckt hatten. Als die alte Bärin heimkam und die Hirschjungen sie fragten, wo die Mutter sei, antwortete sie, sie sei schon auf dem Heimwege, und wollte nun wissen, wo ihr eigenes Junges sei. Da sagten die Hirschjungen, es schlafe, und rannten da-

von. Die Bärin aß die Honigwabe, fand die Täze darin und wußte nun, daß ihr Junges tot sei. Die beiden Hirsche hatten unterdes einige Beeren abgepflückt und sie nach allen Richtungen umhergestreut, bevor sie aus Leibeskräften weiter davoneilten. Die Bärin stürzte sogleich aus dem Hause und schrie hinter den Hirschen her; aber die Beeren antworteten anstatt ihrer, und die Bärin schlug, dadurch in die Irre geführt, bald diese, bald jene Richtung ein und suchte lange vergebens. Endlich fand sie die Spur, folgte ihr und kam bald in Sicht der Hirsche. Sie waren auf die Spitze eines schlanken Felsens gesprungen und baten, als die Bärin sich näherte, den Felsen, sich zu strecken und noch höher und steiler zu werden. Dies geschah, und als die Bärin an den Fuß des Felsens kam, konnte sie nicht hinauf. Darauf zündeten die beiden Hirsche ein Feuer auf der Spitze des Felsens an und machten darin Steine rotglühend. Als die Bärin die Hirsche fragte, wie sie wohl hinaufkommen könne, riefen sie ihr zu, sie solle nur die Augen zu und den Rachen aufmachen, dann würde sie es leicht haben. Die Bärin folgte ihrem Rat; gerade als sie die Felsenspitze erreichte, warf die Hirschtochter ihr einen großen rotglühenden Stein in den Rachen und tötete sie dadurch. Noch heute ist der schlanke Felsen mit den Fußspuren der Bärin und der Hirsche bei Bald-Rock zu sehen.

42. Der menschenfressende Schädel



Hitschinna (die Wildkäze) hatte ein Weib, Hitschin Marimi, und einen wenige Tage alten Sohn. Als dieser schlief, erzählte Hitschinna seinem Weibe von einem schlimmen Traum, den er nachts zuvor gehabt hatte. „Mir träumte, ich hätte eine hohe Kiefer erstiegen, die voll Kiefernzapfen hing. Ich hatte schon eine Menge hinuntergeworfen, als ich schließlich auch noch meinen rechten, dann meinen linken Arm hinabwarf.“

Weiter erzählte er nichts. Am Morgen hatte sein Weib ihm noch, bevor er ihr von dem Traum gesprochen hatte, gesagt: „Ich möchte so gern Kiefern samen essen, ich habe großen Appetit darauf.“ Er zog also aus, um Kiefernzapfen zu sammeln, und sein Weib nahm das Kind und ging mit. Sie kamen zu einer hohen Kiefer, und Hitschinna stieg hinauf. Hitschin Marimi setzte das Kind beiseite auf die Erde und machte in einiger Entfernung Feuer, um die Zapfen zu rösten. Hitschinna warf eine Menge hinab, die sein Weib röstete und stampfte, um die Samen zu gewinnen. Plötzlich fiel Hitschinna's rechter Arm ab. Er warf ihn hinunter, ebenso seinen linken. Darauf fielen erst sein linkes, dann sein rechtes Bein ab, die er gleichfalls auf die Erde warf. Die Frau sah zuerst nicht von ihrer Arbeit auf. Nach einiger Zeit aber ging sie wieder an den Baum und sah Blut daran kleben; sie blickte hinauf und sah, wie ihr Mann Stück für Stück von seinem Körper hinabwarf und daß schon nicht mehr viel von ihm übrig war. Zu Tode erschrocken stürzte sie davon, nach Hause; sie war so entsezt, daß sie sogar ihr Kind mitzunehmen vergaß. Als sie daheim angekommen war, rief sie alle Leute zusammen, erzählte, was geschehen war, und sagte: „Wir müssen entfliehen und uns irgendwo verstecken; Hitschinna wird sich sehr bald von der schlimmsten Seite zeigen und uns alle töten, wo er uns findet.“ Die Leute fragten: „Wo sollen wir uns denn vor ihm verstecken — im Norden, Süden, Osten oder Westen?“ „Ich weiß einen guten Ort“ sagte einer; „er ist nicht weit von hier: Wamarawi.“ „Gut, gehen wir dorthin, aber schnell!“ antwortete Hitschinna's Weib, und alle folgten ihr. Eilends zogen sie nach Wamarawi, einem runden Berge, und versteckten sich in einer Höhle desselben. Als alle drinnen waren, verrammelten sie den Eingang ganz fest, so daß niemand hineinkommen konnte.

Nachdem sein Weib davongelaufen war, warf Hitschinna zunächst seine Rippen, eine nach der andern, hinab, zuerst alle Rippen von der rechten, dann alle von der linken Seite. Jedesmal, wenn er eine hinabwarf, rief er: „Uh! Uh!“ um

zu wissen, ob Hitschin Marimi noch da sei. Schließlich war nur noch sein Kopf übrig, und dieser kam bald darauf vom Baume herab. Seine Augen waren jetzt sehr groß, quollen hervor und hatten einen wilden, irren Blick. Der Kopf lag eine Weile unter dem Baum. Hitschinna war ein anderer, ein Putokha geworden: er gehörte von jetzt an zum „Schädelvölk“, einem sehr bösartigen Volke, von dem jeder nur ein Schädel ist. Als Putokha konnte er nicht mehr gehen, sondern nur noch wie eine Kugel auf dem Boden dahinrollen. Nachdem er eine Zeitlang ruhig dagelegen und nachgedacht hatte, rollte er davon, um sein Weib zu suchen. Er rollte bis zum Feuer, aber keine Frau war da. Er blickte sich um und sah das Kind, rollte darauf zu, packte es mit dem Maul und verschlang es im Nu. Dann sprach er: „Mir träumte die letzte Nacht, daß ich meinen eigenen Sohn verzehrte.“ Nun geriet er in eine furchterliche Raserei. Er warf die Kiefernzapfen wild durcheinander, verlöschte das Feuer und rollte, vor Wut brüllend, wie ein Ball hüpfend, Bäume niederreiend und zerschmetternd, einen Sturmwind erregend dem Dorfe zu. Als er die Häuser verlassen fand, kannte seine Wut keine Grenzen. Er stieß zuerst sein eigenes Haus um, zerbrach und zerschmetterte es, dann der Reihe nach alle andern, gerade wie wenn ein heftiger Wirbelsturm das Dorf heimgesucht hätte. Die Einwohner aber saßen unterdes sicher in der Felsöhle des Berges Wamarawi.

Der Putokha sah sich um, fand Spuren und folgte ihnen brüllend, sturmwindregend, alles niederwerfend, was sich ihm entgegenstellte, außer den Felsen, von denen er wie ein Ball abprallte, nach Süden und machte vor Wamarawi halt. Er rollte an den Höhleneingang, horchte und vernahm drinnen einen Ton wie das Summen von Bienen. Das machte ihn froh. „Ihr könnt mir jetzt nicht mehr entrinnen“ sagte er. Alle Menschen waren im Berge, mit einziger Ausnahme von Metsi, dem Coyote; der war irgendwohin nach Norden gegangen. „Ich will in die Höhle einbrechen“ sprach der Putokha. Er begann auf der Westseite, nahm einen Anlauf von

einer ganzen Meile und rollte, hüpfte, raste mit Windessausen durch die Luft auf den Berg zu, traf ihn und machte ein großes Loch hinein, konnte aber nicht bis zur Höhle durchstoßen. Er war aber seiner Sache sicher und wiederholte den Versuch auf der Nordseite. Auch hier kam er nicht hindurch, und der Fels schloß sich wieder. Die Menschen drinnen waren froh; sie lachten, fühlten sich sicher und begannen schon, den Putohja zu verhöhnen. Der Putohja hörte sie und wurde noch zorniger als je zuvor. „Jetzt will ich's im Osten versuchen, da ist's vielleicht besser“ sagte er wutschauend. Aber auch hier schloß der Berg sich wieder, nachdem er ein tiefes Loch hineingestoßen hatte, und auf der Südseite war's ebenso. Der Putohja hielt nun eine Weile inne, fürchtend, er möchte am Ende doch nicht in den Berg hineinkommen. „Die Yana sind nicht sehr klug,“ sprach er ärgerlich, „ich möchte gern wissen, wer es ihnen einredete, nach Wamarawi zu gehen. Sie wußten nicht, was sie taten.“ Nun versuchte er auf den Gipfel des Berges zu gelangen und dort ein Loch zu machen. Er konnte sich aber in keiner Weise hinaufrollen, sondern fiel bei jedem Versuch wieder herunter; denn er vermochte nur auf ebenem Boden vorwärts zu kommen und sich nur hüpfend über ihn zu erheben. Er legte sich eine Weile still vor den Eingang der Höhle und dachte nach. Da fiel ihm ein, er könne wie ein Ball von Bergspitze zu Bergspitze springen, immer höher hinauf, bis er von der höchsten hinab auf den Wamarawi gelangte. Das tat er auch und sprang schließlich mit einem großen Satz auf den Gipfel des Berges, auf den er mit einem furchtbaren Krach niederfiel. Ein ungeheuer großes Loch, größer als alle vier zusammengenommen, die er vorher in die Flanken des Berges gemacht hatte, war der Erfolg. Diesmal schloß das Loch sich nicht, reichte aber immer noch nicht bis zur Höhle hinab. Nach diesem Stoß rollte er wieder auf den ebenen Boden hinab. Dort lag er und sprach zu sich: „Fünfmal habe ich versucht, zu diesen Menschen zu gelangen. Nun will ich's noch einmal probieren. Diesmal werde ich sicher über sie kommen.“ Er stieg noch einmal hoch empor in die

Wolken, höher als zuvor. Diesmal war er rasender und toller denn je und sprang mit einem noch gewaltigeren Krach herab. Der ganze Berg schwankte und bebte, und keiner lachte mehr drinnen in der Höhle; alle waren entsezt. Der Putohya war fast bis zur Höhle durchgeschlagen; schon war der Felsen über ihr nur noch ganz dünn, und das Loch schloß sich auch diesmal nicht wieder. Aber der Putohya sprach: „Ich muß es aufgeben! Ich kann den Menschen nicht beikommen“ und verließ entmutigt Wamarawi. Alle Menschen im Berge schlöterten vor Furcht. „Wenn er's noch einmal versucht, sind wir verloren,“ sprachen sie. „Er wird durchbrechen und uns alleamt auffressen.“ Das große Loch blieb auf dem Berggipfel bestehen; die Leute sagen, es sei da oben jetzt ein See mit Goldfischen darin.

Der Putohya rollte nordwärts, nach Pulschu Aina, seinem eigenen Dorf. Als er sich ihm näherte, fuhr er mit gewaltigem Gebrüll und Windesausen einher und mähte Bäume und Sträucher, Menschen und Tiere, kurz alles, was sich ihm in den Weg stellte, nieder. Hinter sich ließ er eine ganz glatte Bahn. So fegte er durch Pulschu Aina und kam weiter nach Norden, fast bis Sigulmatu.

Metsi, der Coyote, zog auf demselben Wege nach Süden; er war, wie immer, sehr gut gekleidet, trug einen prächtigen Gürtel aus Elchfell und ein Haarneß und sah überhaupt sehr hübsch aus. Er befand sich gerade in der Mitte des Weges. Daß der Putohya im Süden Menschen mörde, hatte er bereits erfahren; er hörte sogar schon sein Gebrüll in weiter Ferne und dachte darüber nach, was zu tun sei. „Ich will ihm entgegengehen und zu ihm sprechen: Du bist ein ganz guter, prächtiger Kerl, aber du bist krank, und ich will dich kurieren.“ Nun zog er hastig alle seine hübschen Kleider aus und versteckte sie, so daß er nackt dastand. „Ich muß mich beeilen,“ sagte er, „Lärm und Sturmwind kommen näher und näher. Ich muß sofort einen abgenutzten alten Korb haben.“ Der Korb war sogleich zur Stelle. Dann wünschte er sich noch ein altes Tragband für den Korb, und auch dies erschien. Metsi

machte nun aus Hirschfell Ringe um Arme und Beine, verwandelte sich in ein steinaltes, gebeugtes und runzeliges Weiblein, das einen Rock aus Hirschleder trug, und nahm den verschlissenen Korb auf den Rücken.

Der Putohka kam herangefegt, und sein Gebrüll klang lauter und lauter. Metsi wußte, wie gefährlich der Putohka war und wie sehr er auf der Hut sein mußte. Er bemalte sich das Gesicht mit weißer Lonerde, um wie eine richtige alte Frau auszusehen; dann machte er sich bereit, nahm wieder den Korb auf den Rücken, einen Stock in die Hand und schlich langsam einher wie ein ganz altes, verhügeltes Mütterchen. Als er nun begann: „En, en, en!“ zu keuchen, machte der Putohka halt, verstummte und horchte nach der Alten hin. „Er hält still und horcht“ sprach Metsi zu sich und keuchte noch lauter und erbärmlicher. Dann humpelte er stracks auf den Putohka zu und sah ihn an. „Bist du ein Toter?“ fragte er ihn. Der Putohka schwieg. „Ich hörte dich, wo ich auch war,“ fuhr Metsi fort; „ich hörte dich, als du den bösen Traum hastest, hörte dich im Süden, hörte dich allerorten, hörte auch, wie du ein Putohka wurdest und jedermann töten wolltest. Einst warst du gut, warst du weise, aber jetzt bist du frank; du wirst sterben und nicht länger mehr unter den Menschen weilen, wosfern du nicht geheilt wirst. Deshalb bin ich nach Süden aufgebrochen; ich ging, um dich zu suchen, dich zu sehen. Es ist gut, daß du hier hinaufkamst; meine Augen erblicken dich nun. Ich bin deine Verwandte, deine Base; ich will, daß du wieder gesund werdest, daß du so wie früher werdest, daß du deine Gliedmaßen wieder bekommst und dich wohl fühlst. Kurz, ich möchte dich heilen.“ Metsi schluchzte bei all’ diesen Worten; er gab sich den Anschein, furchtbar traurig zu sein — natürlich war er’s nicht, denn für wen auf der Welt hätte Metsi wohl je etwas übriggehabt? Er wollte den Putohka nur um so sicherer umgarnen und aus dem Wege räumen, der Erzbetrüger! „Vor geraumer Zeit“, fuhr er fort, „traf ich einen Mann gleich dir. Er hatte auch einen Traum gehabt und war nur noch ein Kopf wie du. Damals war ich wie heute auf der Wanderschaft und

begegnete jenem Mann hier auf dem Wege, wo ich dich heute treffe. Du magst mir glauben oder nicht, das ist mir gleich; ich will dir nur erzählen, was ich für den Mann tat und wie ich ihn heilte. Soll ich dir's erzählen?" Der Putohja hatte die ganze Zeit über die Alte mit seinen großen Wildkatzenaugen angestiert. Dann sagte er: „Sag' noch mehr! Erzähl' mir alles, Alte. Ich will's hören.“ „Gut! Ich machte also wieder einen Mann aus jenem Kopf; ich heilte den Putohja. Ich stellte ihn wieder her, ganz und gar, und er spazierte danach umher wie zuvor. Ich gab ihm seine Arme und Beine wieder, und alles Schlimme wich von ihm. Ich machte ihn wieder hübsch, gesund und gut.“ „Wie fingst du das an, Alte?“ fragte der Putohja. „Wie kannst du einen Menschen wieder ganz machen? Das möchte ich sehen.“ „Ich will dir's sagen: du mußt dich von mir festkleben lassen, und zwar just auf diesem Wege und genau so, wie ich es bei dem andern Mann gemacht habe. Höre: Ich grub ein Loch in den Boden, ein anständig großes und geräumiges Loch. Dies kleidete ich mit Steinen aus; dann zündete ich ein Feuerchen an mit Manzanitaholz, und als es in dem Loch hübsch warm wurde, tat ich eine Menge Pech hinein und setzte den Kopf oben auf das Pech; oh! wie schön weich und angenehm es sich auf dem Pech ruhte! Dann deckte ich noch einen flachen Stein über das Loch; der Mann blieb eine Weile darin und war kuriert.“ Der Putohja glaubte alles, denn er hatte volles Vertrauen zu Metsi, und sprach: „Schön! Klebe mich hier fest, wie du den andern festgeklebt hast, und mach' mich wieder ganz, daß ich so werde wie zuvor.“ Metsi fuhr fort: „Ich tat also eine dicke Lage Pech hinein, ringsum wohl einen Fuß dick, und setzte den Kopf mitten hinein in das warme Loch; dann bedeckte ich ihn, und sehr bald schon begann er sich zu dehnen und zu strecken und wuchs wieder zu seiner früheren Gestalt heran.“ Der Putohja sagte wieder: „Schön! Klebe mich fest wie jenen andern Mann“, und Metsi willigte ein mit den Worten: „Du wirst wieder wie früher werden, keinen Verdruß mehr haben und nicht mehr krank sein.“

Nun handelte Metsi so, wie er gesagt hatte: er grub ein langes, tiefes Loch und tat Feuer hinein sowie eine Lage Pech, einen Fuß dic. Dann setzte er den Putokha auf das Pech, legte einen breiten, flachen Stein über ihn und wälzte noch eine Menge anderer darüber, bis ein großer Haufen entstanden war. Das Pech brannte gut, wurde heiß und siedete, sengte und verbrannte den Putokha. Vergebens mühte er sich ab, aus dem Pech herauszuspringen; die Steine hielten ihn nieder, das Pech hielt ihn fest. So starb er eines schrecklichen Todes. Wäre der Putokha aber aus dem Loch herausgekommen, so wäre es Metsi wohl böse ergangen. Als der Putokha tot war, warf Metsi die alten Sachen, Korb und Rock, vom Leibe, zog wieder seine hübschen Kleider an und setzte seine Reise fort. Metsi war sonst ein Erzbetrüger; er vermochte sich, sooft er wollte, zu verwandeln und narrte die Leute, wo er nur konnte. Aber einmal hat er doch etwas Gutes vollbracht: als er den Putokha verbrannte.

43. Koyotegeschichten

a) Wie der Koyote seine Tochter heiratete



ine von des Koyote Töchtern war ein sehr schönes Mädchen. Der Koyote war sehr in sie verliebt und machte dauernd Pläne, wie er es bewerkstelligen könne, sie zu heiraten. Eines Tages fiel ihm eine List ein. Er gab vor, frank zu sein, und lag stöhnend da; dann sagte er zu seiner Familie, daß er sterben werde, und gab ihr die Weisung, ein drei oder vier Fuß hohes Gerüst aus Zweigen zu erbauen, um seinen Körper darauf zu verbrennen. Des Koyote Weib und Töchter taten alles, was er ihnen befahl, und sammelten eine Menge Salbeisträucher, um damit das Feuer zu entzünden. Darauf sagte der Koyote ihnen noch, sie sollten, wenn sie das Feuer entzündet hätten, sogleich weggehen und sich nicht mehr umsehen. Bald danach war er dem

Anschein nach verschieden. Seine Frau und Kinder führten seinen letzten Willen getreulich aus und gingen, nachdem sie das Feuer unter dem vermeintlichen Leichnam entzündet hatten, weinend davon. Kaum waren sie fort, als der Coyote auch schon von dem Gerüst heruntersprang und davonlief.

Zwei oder drei Tage später kehrte er zurück und machte seiner Tochter, als er sie traf, einen Liebesantrag. Kurze Zeit darauf ehelichte er sie. Als sie eine oder zwei Wochen verheiratet waren, schöpfte die alte Frau, die vordem des Coyote Gattin gewesen war, Verdacht, daß etwas nicht in Ordnung sei. Sie argwöhnte, daß der Mann, der ihre Tochter geheiratet hatte, in Wahrheit ihr eigener, totgeglaubter Gatte sei. Eines Tages, als der Coyote auf die Jagd gegangen war, sagte sie zu ihrer Tochter: „Ich glaube, du hast deinen eigenen Vater geheiratet.“ Sie wußte, daß der Coyote am hinterkopf eine Schramme hatte, die von einer alten Verwundung herrührte. Daher befahl sie ihrer Tochter, ihren Gatten zu veranlassen, daß er sich lausen ließe; hierbei würde sich dann schon Gelegenheit finden, nachzusehen, ob er eine Schramme habe. Einige Tage danach gelang es der jungen Frau wirklich, ihren Gatten dazu zu bewegen, daß er sich von ihr lausen ließ. Im Augenblick darauf hatte sie auch schon die Schramme entdeckt und rief aus: „Jetzt komme ich hinter deine Schliche! Du bist ja mein Vater!“ Der Coyote sprang auf und lachte, daß ihm die Seiten wehtaten. Dann sagte er: „Die Menschen können mich Coyote nennen.“

b) Coyote und Stachelschwein

Der Fuchs ging eines schönen Tages auf die Jagd. Er jagte ein Wapiti weit nach Norden hinauf, machte dann einen großen Bogen nach Osten und trieb es wieder an den Ausgangspunkt zurück. Bevor sie hierhin zurückgekehrt waren, wurde der Fuchs der Jagd müde und ließ das Wapiti laufen. Als dieses fast den Ort, wo die Jagd begonnen, erreicht hatte, kam es an einem Stachelschwein vorüber, das in einem hohlen Baume lag, auf das Wapiti schoß und es tötete. Das Stachelschwein

schwein kam aus seinem Versteck hervor und blieb sinnend stehen; es wußte nicht, wie es das Wapiti abhäuten sollte. „Ich habe kein Messer,“ sagte es, „ich muß mir einen scharfen Stein suchen, der als Messer dienen kann. Ich weiß wirklich nicht, warum ich das Wapiti eigentlich geschossen habe, da ich doch kein Messer zum Abhäuten und Ausweiden habe.“

Der Coyote, der nicht weit davon gerade seines Weges kam, hörte das Stachelschwein so reden und hätte gar zu gern gewußt, was es damit meine; deshalb rannte er hin, um nachzusehen. Das Stachelschwein hob gerade einen Steinsplitter auf mit den Worten: „Ich wünschte, du wärest scharf“, als der Coyote zu ihm trat und es fragte: „Was für Zeug schwähest du denn die ganze Zeit? Was führtest du eben für Selbstgespräche?“ Das Stachelschwein erwiderte: „Ach, ich redete bloß mit mir, weil ich kein Messer habe. Ich töte ein Wapiti, und nun kann ich es nicht abhäuten.“ Hierauf sagte der Coyote: „Wenn du mir das halbe Wapiti ab gibst, will ich dir mein Messer leihen.“ „Nein,“ gab das Stachelschwein zur Antwort, „du verlangst zuviel. Ich will dir ein Viertel geben, wenn du mir dein Messer leihst.“ Der Coyote war einverstanden; das Stachelschwein bekam das Messer und begann das Wapiti abzuhäuten, während der Coyote auf einem Stein daneben saß und das Stachelschwein beobachtete.

Als das Stachelschwein fertig war und das Fell abziehen wollte, rief der Coyote: „Halt! Ich will dir einen guten Vorschlag machen. Wir wollen beide einen Anlauf nehmen und springen, und wer am weitesten springt, soll das ganze Wapiti bekommen.“ Das Stachelschwein hielt inne und sagte: „Nein, das paßt mir nicht. Ich kann nicht springen.“ Der Coyote erwiderte: „Glaubst du etwa, so einer wie ich kann springen? Aber gut, wenn du nicht springen kannst, wollen wir miteinander ringen.“ Wieder lehnte das Stachelschwein ab, indem es sagte: „Nein! Denkst du denn, ich kann ringen? Nimmermehr!“ „Dann wollen wir um die Wette laufen. Du siehst aus, als könntest du rennen.“ Aber das Stachelschwein erwiderte: „Nein, ich kann auch nicht rennen.“ Schließlich sprach der Coyote:

„Schön, leg' das Fell über das Wapiti, dann wollen wir loslaufen und zusehen, wer am höchsten darüber hinwegspringt.“ Wieder sprach das Stachelschwein: „Du denfst doch nicht etwa, daß ich gut springen kann? Aber wenn du auf diese Art springen willst, will ich's einmal versuchen. Du kannst anfangen. Jeder von uns muß zweimal herankommen.“ Der Koyote nahm einen kleinen Anlauf, trabte auf das Fell zu und sprang leicht hinüber. Dem Stachelschwein aber gelang es nur mit Not und Mühe. Der Koyote freute sich, klatschte in die Hände und lachte; denn er dachte des Gewinnes sicher zu sein. Er nahm zum zweitenmal einen Anlauf, aber gerade, als er über den Körper des Wapiti hinübersehzte, sagte das Stachelschwein zum Fell: „Heb' dich!“ und es hob sich, so daß der Koyote nur knapp hinüberkam. Dann sprang das Stachelschwein zum zweitenmal und gewann das Wapiti. Es begann nun den Kadaver zu zerlegen, während der Koyote dasaß und zusah. Als das Stachelschwein alles Fleisch abgeschnitten hatte, blickte es zum Koyote hinüber, fühlte Mitleid mit ihm, schnitt ein Stück von der Lunge des Wapiti ab und gab es ihm. Dann fuhr es im Zerlegen fort; dabei drehte es seinen Rücken dem Koyote zu, der sogleich ein Viertel und das Schulterblatt ergriff, davonlief und sein Messer im Stich ließ. Das Stachelschwein packte den Rest des Fleisches in einen hohlen Baum und lebte eine Zeitlang davon.

c) Blinder Eifer schadet nur

Die Hindin, ein hübsches junges Mädchen, lebte bei ihrem Großvater Schitepope. Der Koyote kam, um ihr den Hof zu machen, wiederholte seine Besuche und blieb immer sehr lange, bis Mitternacht oder Morgen. Endlich hielt er bei dem alten Schitepope um das Mädchen an, und dieser war damit einverstanden, daß er sie heirate. Der Koyote führte sie heim in sein Dorf. Nach einiger Zeit fing das junge Weib an, faul zu werden; sie ließ den Koyote ruhig Wasser holen und andere Arbeiten verrichten. Das verdroß ihn, und eines Tages befahl er ihr, nach Wasser zu gehen. Sie gab keine Antwort; als der Koyote es ein paarmal vergebens gesagt hatte, wurde er

ärgerlich, packte die Frau und warf sie durch das Rauchloch zur Hütte hinaus. Ihr hirschledernes Kleid verfing sich und blieb im Rauchloch hängen, während sie selbst zu ihrem Großvater zurückkehrte. Der Koyote glaubte, sein Weib säße immer noch auf dem Dach, und hieß sie herunterkommen. Aber keine Antwort erfolgte, und er rief: „Wenn du nicht gutwillig kommst, werde ich dich herunterzerren.“ Immer noch antwortete niemand; da sprang er hoch, faßte das Kleid und riß heftig daran. Es löste sich sogleich ab, und der Koyote fiel kopfüber ins Feuer, das Kleid auf ihn drauf. Er verbrannte sich beinahe zu Tode, kam aber schließlich doch wieder zu sich und gewann seine alte gute Laune wieder.

d) Wie der Koyote das Fliegen erlernen wollte

Gines schönen Tages beobachtete der Koyote aufmerksam einige Kolibris, die durch die Luft schossen und dann wieder scheinbar regungslos im Äther zu schweben schienen. Er dachte: „Wenn ich das könnte, würden sich alle Mädchen im Lande in mich verlieben.“ Daher fragte er einen der Kolibris: „Wie habt ihr denn das Fliegen erlernt? Lehr' es mich doch auch, Gevatter.“ Der Kolibri, ein Schelm, erwiderte: „Auf folgende Weise habe ich's gelernt: ich suchte mir einen recht schlanken Baum, stamm daran empor und sprang hinab; und knapp bevor ich auf den Boden auffschlug, pflegte ich zu rufen: „Piúnu!“ Das brachte mich wieder hoch und bewahrte mich vor einer Verletzung.“ Der Koyote war entzückt, als er hörte, wie leicht das Fliegen zu lernen sei, und ging sogleich davon, um einen geeigneten Baum zu suchen. Er fand ihn, kletterte hinauf und sprang vom Wipfel herab; bevor er aber noch „Piúnu“ rufen konnte, schlug er auf den Boden auf und wurde getötet.

Lange Zeit lag er da, bis er ganz vertrocknet war. Da kamen zwei Krähen und wollten ihm die Augen aushacken. In demselben Augenblick wurde der Koyote wieder lebendig und schrie: „Ihr dachtet wohl, ich sei tot? Ich schlief nur, laßt mich in Ruhe.“ Dann griff er nach einer Keule und versuchte die Krähen zu

treffen, aber sie flogen davon. Während er noch dalag, blickte er sich um und bemerkte viele dicke schwarze Grillen. Er hatte schon so lange dagelegen, daß er fast verhungert war; daher las er die Grillen auf, eine nach der andern, und aß sie. Sein Hunger war aber anscheinend gar nicht mehr zu stillen. Er aß und aß und blieb so hungrig wie zuvor. Verwundert sagte er zu sich: „Warum kann ich mir mit ihnen denn gar nicht mehr den Bauch füllen?“ Dann sah er zufällig einmal hinter sich und entdeckte, daß er schon so lange dagelegen hatte, daß ein großes Loch in seinem Leibe entstanden war und die Grillen ebenso schnell wieder aus ihm herauskrochen, wie er sie verschlang. Als er das sah, mußte er herzlich lachen.

e) Unkraut vergeht nicht

Die Menschen waren ärgerlich über den Koyote. Sie kamen überein, eine große Jagd zu veranstalten und alle Koyoten von Norden und Osten, Süden und Westen in die Mitte des Landes zusammenzutreiben; dann wollten sie jeden einzeln erschlagen. Das taten sie auch, übersahen dabei aber einen. Dieser war ein Yaponim (Geweihter) und der Häuptling aller übrigen. Überall fahndeten die Menschen nach ihm; endlich erwischten sie ihn. Nun hielten sie allenthalben Umschau nach dem größten Baum, den sie entdecken konnten, und fanden endlich einen im Westen. Es war eine große Gelbfichte; nachdem sie sie aufgespalten hatten, flemmten sie den Koyote in den Spalt hinein und ließen den Baum dann wieder über ihm zusammenschlagen. Auf diese Weise glaubten sie den Koyote besiegt zu haben, und der Häuptling rief zum Schluß noch einmal alle Menschen zusammen und sagte: „Wenn ihr auseinandergeht, so achtet ja darauf, ob ihr irgendeinen Laut hört, ähnlich dem Geheul eines Koyote.“

Die Fichte war hohl, und daher war der Koyote nicht totgequetscht worden, wie die Leute dachten, sondern nur gefangen. Nach einiger Zeit kam der Specht und begann an dem Stamm zu hämmern, da er hohl klang. Er arbeitete zwei Tage lang, und während dieser ganzen Zeit lag der Koyote

still und lauschte. Um Ende der nächsten beiden Tage konnte er bereits ein ganz schwaches Lichtpunktchen sehen. Um darauf folgenden Tage kam der Specht wieder und erweiterte das Loch, das er gemacht hatte, so daß der Koyote schon ein bißchen mehr Licht sah; da konnte er nicht länger an sich halten und rief: „Gevatter, mach' doch bitte das Loch noch etwas größer“, so daß der Specht einen Schreck bekam und fortflog. Da wurde der Koyote über sich selber wütend und sagte: „Die Leute haben recht, wenn sie mich verrückt nennen; kann ich doch nie den Mund halten.“

Der Vogel kehrte nicht zurück, und der Koyote dachte nach, wie er herauskommen könne. Schließlich befragte er seinen Kot und bekam zur Antwort, daß er nie herauskommen, sondern im Baume sterben werde. Ärgerlich darüber, entleerte er sich zum zweitenmale und befragte wieder seinen Kot. Diesmal wurde ihm angeraten, sich in Nebel zu verwandeln, um auf diese Weise durch das kleine Loch, das der Specht gemacht hatte, hindurchzukommen. Er tat es und verwandelte sich, sobald er draußen war, wieder in einen Koyote; darauf rief er frohlockend: „Ich bin ein Koyote und kann niemals sterben. Die Menschen mögen mich töten, aber immer werden Koyoten übrigbleiben.“

Damals, als die Menschen den Koyote in den Baum geflemt hatten, hatte der Häuptling zu ihnen gesagt: „Wenn wir sechs Tage lang nichts von ihm hören, können wir sicher sein, daß er tot ist.“ Nun kam aber der Koyote schon am fünften Tage zum Vorschein und lief wieder durch das Land seiner Heimat zu. Um sechsten Tage, gerade um die Morgen-dämmerung, begann er zu heulen, als wolle er den Menschen verkünden, daß noch Koyoten übrig seien. Als die Menschen dies hörten, fahndeten sie wieder nach ihm, fingen ihn und brachten ihn nach Westen an einen großen See, in dessen Mitte sich ein Felsen erhob, von dem er nicht fortschwimmen konnte. Sie setzten ihn auf den Felsen, und wieder sprach der Häuptling: „Wenn noch einmal sechs Tage sind und wir nichts von ihm hören, wird er tot sein.“ Der Koyote sann lange Zeit

darüber nach, wie er fortkommen könne, aber kein Ausweg fiel ihm ein. Wieder befragte er seinen Rat und bekam beim erstenmal zur Antwort, er werde hier bleiben, bis er tot sei. Das zweitemal hatte er besseren Erfolg und erhielt die Auskunft: „Du wirst am Leben bleiben. Am Morgen wird sich Nebel erheben. Paß' gut auf und versuche, wenn er kommt, auf ihm nach Osten ans Ufer zu gelangen.“ Der Koyote befolgte den Rat und erreichte am sechsten Tage wieder festen Boden. Als er in sein Land zurückkehrte, begann er zu heulen und rief triumphierend: „Nun können die Menschen sagen, daß der Koyote niemals sterben wird; nie kann er getötet werden. Und selbst wenn ich getötet werden sollte, so wird überall da, wo ich mein Wasser gelassen habe, ein anderer Koyote entstehen.“ Als die Menschen ihn heulen hörten, sagten sie: „Er hat uns schön zum besten gehabt! Der ist uns über. Wir geben's auf mit ihm!“



44. Die Schöpfung

a) Pima-Fassung

Sein Anfang gab es da, wo jetzt Erde, Sonne, Mond, Sterne und alle übrigen Dinge dieser Welt sind, nichts. Lange Zeit hindurch ballte sich das Dunkel zusammen, bis es schließlich eine große Masse wurde, in der sich Erdbolto's Geist bildete. Dieser trieb, wie eine Baumwollflocke vor dem Winde, hier- und dorthin ohne festen Halt. Endlich beschloß er, da er sich seiner Macht bewußt war, sich eine feste Wohnstätte zu gründen. Daher nahm er von seiner Brust ein wenig Staub und machte daraus einen flachen Kuchen; dann dachte er: „Irgendeine Pflanze

soll erscheinen", und der Kreosotebusch war zur Stelle. Er stellte ihn vor sich hin, sah aber, daß er umfiel, sobald er seine Hand von ihm zog; noch zweimal richtete er ihn auf, aber immer wieder fiel er um, bis er schließlich beim viertenmale stehenblieb. Als der flache Staubkuchen endlich stillstand, tanzte und sang Erddoktor auf ihm.

Jetzt schuf Erddoktor schwarze Insekten, die schwarzes Harz auf dem Kreosotebusch erzeugten, sodann die Termiten, die sich ebenfalls sogleich ans Werk machte und den kleinen Staubkuchen bis zum Umfang unserer heutigen Erde anwachsen ließ. Wieder sang und tanzte Erddoktor, und die Erde entwickelte sich weiter; dann machte er einen Himmel darüber, damit er sie bedecke, und der Himmel war wie die runde Hütte der Pima geformt. Aber die Erde schwankte und dehnte sich, so daß sie sich nicht zur Besiedlung eignete. Da schuf Erddoktor eine graue Spinne, die ein Netz weben mußte, das die Kanten von Himmel und Erde miteinander verband. Jetzt erst war die Erde fest und dauerhaft.

Weiter wurde alles, was wir jetzt auf der Erde sehen — Wasser, Berge, Bäume, Gräser und Kräuter —, geschaffen, dann machte Erddoktor eine Schale, goß Wasser hinein, und das Wasser wurde zu Eis. Er nahm den Eisklumpen heraus und schleuderte ihn gen Norden, wo er an der Stelle niederg fiel, wo Erde und Himmel aneinanderstoßen; sogleich erglänzte der Eisblock als die leuchtende Scheibe, die wir jetzt Sonne nennen. Die Sonne stieg eine Strecke weit am Himmel empor und fiel sodann wieder hinab. Erddoktor ergriff sie von neuem und warf sie gen Westen, dahin, wo Erde und Himmel zusammengenäht sind, und wieder stieg sie empor und glitt auf den Boden hinab. Im Süden geschah dasselbe; als Erddoktor sie aber gen Osten warf, stieg sie höher und höher empor, bis sie den Zenit erreicht hatte und nun wieder zum Westen hinabsank; und so ist es bis zum heutigen Tage geblieben.

Als das Abendrot verblaßt war, wurde es pechschwarze Dunkelheit. Da goß Erddoktor wiederum Wasser in die Schüssel, das

zu Eis wurde, nahm den Eisblock und warf ihn gen Norden, wo er an den Rändern von Erde und Himmel, da, wo die Spinne beide zusammengewoben hatte, niederfiel. Er wurde zu der glänzenden Scheibe, die wir jetzt Mond nennen. Auch der Mond versuchte nacheinander, wie die Sonne, im Norden, Westen und Süden emporzusteigen, ohne daß es ihm gelang, bis Erddoktor ihn nach Osten warf, von wo er sich erhob und bis zum heutigen Tage seinen Lauf über den Himmel fortgesetzt hat.

Als Erddoktor sah, daß der Mond zwar genügend Licht verbreitete, solange er über dem Horizont stand, daß aber die Dunkelheit noch immer sehr groß war, sobald er verschwand, nahm er etwas Wasser in den Mund und spritzte es an den Himmel, wodurch die Sterne entstanden, und als das immer noch nicht genügte, nahm er seinen Zauberkristall, zerbrach ihn und warf die Stücke an den Himmel, wo sie die größeren Sterne bildeten. Dann ergriff er seinen Wanderstab, tauchte dessen Ende in Asche und zog damit quer über den Himmel einen Strich, um die Milchstraße zu machen.

Nun war die Erde bereit, Bewohner zu empfangen, und Erddoktor schuf daher alle Arten von Vogeln und kriechenden Tieren. Darauf bildete er Figuren aus Ton und befahl ihnen, zu lebenden Menschen zu werden, was denn auch geschah. Eine Zeitlang vermehrten sie sich und verbreiteten sich über die Erde, bis sie so zahlreich waren, daß die Nahrung knapp wurde und auch Wasser nicht mehr genügend vorhanden war, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Von Krankheit und Tod wußten sie nichts, und zusehends wurden ihrer immer mehr. Erddoktor hatte Mitleid mit ihrer Not, fand aber kein anderes Mittel, um sie von ihrem Elend zu befreien, als, indem er sie alle wieder vom Erdboden vertilgte; mit der Zeit sah er ein, daß er dazu gezwungen sein würde.

Da sprach er: „Ich will Erde und Himmel zusammenbringen; die Erde soll wie ein Weib, der Himmel wie ein Mann sein, und aus der Verbindung beider soll mir ein Helfer entstehen. Auch Sonne und Mond sollen sich wie ein Hochzeits-

paar vereinen, und auch ihr Sproßling soll mir ein Helfer sein.“ Darauf hakte er das gekrümmte Ende seines Stabes in den Himmel und zog ihn herab, wodurch die Menschen und alle andern Lebewesen zu Tode gedrückt wurden; dann stieß er den Stab durch die Erde, stieg durch das Loch hinab und kam auf der andern Seite wieder zum Vorschein. Er rief Sonne und Mond, daß sie aus den Trümmern der Welt hervorkämen, und sie gehorchten. Aber es gab weder einen Himmel noch Sterne noch eine Milchstraße mehr, auf denen sie wandeln konnten, und Erddoktor machte alles wieder von neuem. Dann rief er die Nachkommenschaft der Erde und des Himmels. Da keine Antwort erfolgte, schuf er ein neues Menschen Geschlecht, die Asasanatsch.

Fern im Westen gebar der Mond unter Toahafsbüschen den Coyote und ging dann unter. Der Coyote wuchs rasch heran und kam, als er groß und stark war, ins Land der Pima. Nach einiger Zeit gebar auch die Erde einen Sohn, der nachmals als Itany oder Siuhu („Älterbruder“) bekannt war. Dieser kam zu Erddoktor und sprach harte Worte zu ihm, und Erddoktor erzitterte vor seiner Macht. Die Menschen vermehrten sich zwar wieder, aber Älterbruder verkürzte ihr Leben, so daß sie die Erde nicht mehr übergärteten wie zuvor. Das genügte indessen Älterbruder noch nicht, und er verkündete Erddoktor, er werde dessen Menschen zum zweitenmale vertilgen. Das trug sich aber folgendermaßen zu.

Älterbruder schuf einen hübschen Jüngling, dem er befahl, zu den Pima zu gehen und sich dort mit jeder Frau zu verheiraten, nach der er Verlangen trüge. Er sollte aber jede Frau wieder verlassen, sobald sie ihm das erste Kind geboren habe. Die erste Frau gebar ihm ein Kind vier Monate nach der Hochzeit, die zweite in etwas kürzerer Zeit, die dritte in noch kürzerer und so immer fort, bis schließlich bei der letzten das Kind schon gleich bei der Hochzeit zur Welt kam. Das aber war jenes Kind, welches nachmals die Flut verursachte, die die Menschen vertilgte, und so die Pläne Älterbruders verwirklichte. Es dauerte aber mehrere Jahre, bis es soweit kam,

und in dieser Zeit wurden die Menschen durch die Kundgebungen der Macht Ulterbruders und die Laten seines Helfershelfers in Furcht und Grauen versetzt. Ulterbruder aber hatte, als sich diese merkwürdigen Dinge zutrugen, begonnen, einen Topf zu machen. Sobald er fertig war, sollte die Flut kommen.

Auf seinen Heiratsfahrten kam der junge Mann, Ulterbruders Helfershelfer, zuguterlebt zu Bakolo Makai („Süddoktor“), der im Süden wohnte und über ähnliche Macht wie Ulterbruder verfügte. Er war durch seine Kenntnis aller Dinge und durch seine Fähigkeit, Vorzeichen zu deuten, weit berühmt und hatte erklärt, er wolle Ulterbruders schwarzen Plänen ein Ende bereiten. Daher befahl er seiner Tochter, die sich vor dem jungen Mann, Ulterbruders Helfershelfer, sehr fürchtete, diesen trotzdem zu heiraten, damit sein göttlicher Plan verwirklicht werde. Als sie aber fortfuhr zu weinen und sich zu fürchten, hieß er sie Kakusdornen holen und stießt ihr diese an; sie brauche sich nun nicht mehr vor dem jungen Mann zu fürchten und solle, wenn er käme, nur ein wachsames Auge auf alle Waffen haben, die er etwa mitbrächte. Da trocknete das Mädchen ihre Tränen und wartete voll Freude auf die Ankunft des Bräutigams. Sobald dieser da war, nahm sie ihm Bogen und Pfeile fort und tat sie in sicherem Gewahrsam. Dann begaben sich beide in die für sie erbaute Hütte, und allsogleich tönte Kindergeschrei daraus hervor. Süddoktor und seine Frau ließen hin, begierig, ihren Enkel zu sehen. Die alte Frau nahm das Kind auf und wollte es der Mutter hingreichen, diese aber wehrte ab und sprach: „Ich bin nicht seine Mutter; er selbst, mein Gatte, hat das Kind geboren. Gib es ihm.“ Da nahm der junge Mann das Kind und lehrte zu Ulterbruder zurück. Da er sich aber sehr schämte, ließ er das Kind am Wege zurück, und Ulterbruder fragte ihn: „Wie kommt es, daß du allein anlangst, ohne das Kind, das dir geboren ist? Bringe es her, wir wollen es warten; das ist das beste, was wir tun können. Man hat uns überlistet und unsere Pläne zuschanden gemacht.“ Der junge Mann ging zu dem weinen-

den Kinde, dessen Schreie die Erde erbeben machten und auf weite Entfernungen hin zu hören waren.

Da berief Erddoktor die Menschen, die er geschaffen hatte, und verkündete ihnen, daß es eine große Flut geben werde. Und er stieß seinen Stab in den Boden und bohrte mit ihm ein Loch, das bis auf die andere Seite der Erde reichte. Einige von den Menschen stiegen hinein, andere flehten zu Alterbruder um Erbarmen, aber ihre Bitten wurden nicht erhört. Nur der Coyote, der auch seine Hilfe anrief, wurde angewiesen, sich einen dicken Baumstamm zu suchen und hinaufzusezzen; der würde ihn heil über die Oberfläche des Wassers tragen. Alterbruder selbst kroch in den Topf, den er sich gemacht hatte, und verschloß dessen Öffnung.

Als der junge Mann an den Ort gekommen war, wo er das Kind verlassen hatte, fand er, daß des Kindes Tränen bereits zu einem mächtigen Strom angeschwollen waren, der sich einen tiefen Schlund gegraben hatte. Er neigte sich über das Kind, um es emporzuheben, aber in demselben Augenblick wurden sie beide zu Bögeln, die sich im Fluge über die Erde erhoben, über die sich die Flut nun immer mehr ausbreitete.

(Die Menschen kommen zu Süddoktor, um bei diesem Rettung vor der Flut zu finden. Er weiß sie an Erddoktor.)

Erddoktor sagte ihnen, daß sie zu spät kämen; denn er habe bereits alle, die er retten konnte, durch das Loch auf die andere Seite der Erde gesandt. Doch sei noch einige Hoffnung vorhanden, wenn sie den Gipfel des Krummen Berges erklimmen würden. Dann verlieh er Süddoktor Zauberkraft und befahl ihm, dem Volke bis an die Grenzen seiner Macht zu helfen. Süddoktor führte die Menschen auf den Gipfel des Berges und bewirkte, als die Flut bis dorthin gestiegen war, durch seinen Zaubergesang, daß der Berg sich höher und höher über die Wogen erhob, die sich gegen sie heranwälzten, als sei das Land ganz eben. Dann zog er einen Strich rund um den Berg, der eine Zeitlang der Flut eine Grenze setzte; bald aber stieg sie von neuem und drohte den Gipfel zu überschwemmen.

Viermal stimmte Süddoktor seinen Zauber gesang an und ließ den Berg emporwachsen, dann aber war seine Macht erschöpft. Nur eines konnte er noch für die Menschen tun; er hielt seinen Zauber kristall in der Linken und sang:

„Machtlos! Machtlos!
Machtlos ist mein Zauber kristall!
Machtlos! Machtlos!
Möge ich werden zu Stein!“

Mit diesen Worten schwenkte er seine Rechte, und Donnergrollen erscholl aus allen Richtungen. Er warf seinen Stab ins Wasser, wo er mit lautem Krachen zerbarst. Als er sich umsah, stand ein Hund bei ihm. Den sandte er aus, um nachzusehen, wie hoch die Flut stehe. Da wandte der Hund sich zum Volke und sprach: „Sie ist dem Gipfel nahe.“ Sobald die angstvoll Harrenden diese Stimme vernahmen, wurden sie zu Stein. Noch heute sehen wir sie dort in Gruppen beieinander, die Männer zum Teil im Gespräch, die Frauen beim Kochen, einige auch in der Haltung Weinender.

Der Coyote wurde auf seinem Baumstamm nach Süden bis zu einer Stelle getrieben, wo alles Treibholz sich sammelte, und entkam so der Flut. Erddoktor entrann ihr, indem er sich in seinen Rohrstab einschloß, der auf dem Wasser schwamm und im Osten landete. Alterbruder rollte in seinem Topf auf dem Grunde des Wassers dahin und blieb schließlich im Westen jenseits Sonoita nahe der Mündung des Colorado liegen. Noch bis zum heutigen Tage sieht man dort den Topf, der jetzt der Schwarze Berg heißt. Er ist schwarz, weil das Harz, aus dem der Topf gemacht war, diese Farbe hatte. Als die Gewässer sich verlaufen hatten, kam Alterbruder aus seinem Topf hervor und wanderte umher, bis er fast alle Gegenden der Welt besucht hatte. Dabei stieß er auf Erddoktor und den Coyote, von denen jeder behauptete, er sei der erste gewesen, der nach der Flut wieder zum Vorschein gekommen sei. Endlich einigte man sich dahin, daß Alterbruder der erste gewesen sei, und so wurde er Herrscher über die Welt und gilt als solcher noch bei vielen bis auf den heutigen Tag.

Nun befahl Älterbruder seinen Gefolgsleuten, die Mitte des Landes zu bestimmen, die *hik* („der Erdnabel“) genannt wird. Er sandte Erddoktor nach Osten, den Koyote nach Westen; der letztere kam zuerst zurück, dann, erst nach langer Zeit, Erddoktor. Sie zogen nun alle mehr nach Osten, und wieder wurden die beiden abgesandt, der Koyote nach Osten und Erddoktor nach Westen. Diesmal kam Erddoktor als erster zurück; da gingen sie noch ein Stück weiter nach Osten. Der Koyote, der jetzt nach Westen entsandt war, war zuerst wieder da, und erst, als sie noch etwas östlicher vorgerückt waren, kehrten beide gleichzeitig zurück, und sie wußten nun, daß sie in der Mitte des Landes waren.

Da beugte Älterbruder sein Haupt und krachte sich; und die Läuse, die herabfielen, wurden zu Ameisen, die rasch den Fleck, auf dem sie standen, trockenlegten, denn die Erde war damals noch allenthalben naß und schlammig. Nun ließen sich alle drei nieder, um die verschiedenen Wesen, die vor der Flut gelebt hatten, wieder zu erschaffen. Jeder saß da, das Gesicht der Himmelsrichtung zugekehrt, von der er gekommen war: Älterbruder dem Westen, der Koyote dem Süden, Erddoktor dem Osten. Denn sie waren übereingekommen, weder hinzusehen, was die andern machten, noch darüber zu sprechen, bis alles fertig wäre; dann erst sollte alles zugleich vorgezeigt werden. Einen Augenblick darauf sagte bereits Älterbruder, er sei fertig, und forderte die andern auf, zu zeigen, was sie gemacht hätten. Da brachten die beiden andern ihrer Hände Werk zu ihm; der Koyote hatte die Tiere mit Schwimmhäuten, die Schlangen und Vögel erschaffen, Erddoktor Wesen, die zwar Menschen glichen, aber mißgestaltet waren, denn die einen hatten nur ein Bein, andere gewaltige Ohren, wieder andere waren ohne Körperöffnungen oder hatten Feuerflammen in ihren Knien. Da hieß Älterbruder den Koyote die Tiere, die er geschaffen hatte, ins Wasser werfen und Erddoktor die seinen in den Westen versetzen. Raum war das geschehen, so versank Erddoktor in der Erde. Älterbruder wollte ihn festhalten, ohne daß es ihm gelang; dabei besudelte er

sich seine Hände mit Schnitz und Blut, wie ein Mann, der ein Tier schlachtet. Er schüttelte sie, und das Blut spritzte über die ganze Erde und verursachte alle Krankheiten, die wir jetzt kennen.

So blieben Alterbruder und der Coyote im Besitz der Erde. Nachdem die Figuren, die der erstere gemacht hatte, vier Tage lang verwahrt worden waren, wurde eine, die zu der Apatsche-Gruppe gehörte (sie waren nämlich in verschiedene Gruppen eingeteilt), lebendig, sagte: „Es ist sehr kalt!“ und begann, ihren Körper vor- und rückwärts zu neigen. Alterbruder sprach: „Oh, ich dachte nicht, daß du zuerst erwachen würdest“ und wurde darüber so ärgerlich, daß er alle Apatsche ergriff und über das Gebirge warf. Das machte sie böse und ist der Grund, weshalb sie seitdem immer so wild gewesen sind.

Die vier Gruppen von Indianern, die Alterbruder geschaffen hatte, waren aber folgende: die Wá-aki Ap, Apatsche, Marikopa und zuletzt die Pima. Diesen letzteren wurden höhere Fähigkeiten verliehen, als da sind die Kenntnis der Jahreszeiten, die Macht, Regen vom Himmel zu erlangen, die Fähigkeit, Krankheiten zu heilen und andere mehr. Diese Stämme verbreiteten sich von nun an über die Erde und vermehrten sich zusehends.

b) Zuñi-Fassung

Bor dem Anbeginn aller Dinge hatte allein Uwonawilona, der Schöpfer und Allerhalter, Wesenheit. Sonst gab es nichts durch den weiten Raum der Zeiten, als allenthalben schwarze Dunkelheit und öde Leere. Da fägte Uwonawilona bei sich einen Gedanken, und der Gedanke nahm Gestalt an und trat in den Raum hinaus, wodurch Wachstumsnebel, Dämpfe voll Kraft des Werdens, sich entwickelten und emporstiegen. Der Allerhalter aber verwandelte sich vermöge des in ihm wohnenden Wissens in Gestalt und Wesenheit der Sonne, die unser Vater ist; und als sie erschien, erfüllte der Raum sich mit Licht, und die Nebel verdichteten sich und sanken, wodurch Wasser sich niederschlug und das weltumspannende Meer entstand. Aus dem Stoff seines Leibes, den er der Oberfläche

seines Körpers entzog, formte der Sonnenvater den Samen für zwei Welten. Damit befruchtete er das große Wasser, und siehe da, in der Wärme des Lichtes wurde das Wasser des Meeres grün; Schaum erhob sich auf ihm, der Schaum wuchs in die Breite und Schwere, und endlich wurde daraus Uvitelin Tsita („die vierfach bergende Mutter Erde“) und Apohan tätschu („der alles bedeckende Vater Himmel“).

In der befruchtenden Umarmung der beiden auf dem großen Wasser der Welt wurde das irdische Leben empfangen; und das ist der Ursprung aller Wesen, der Menschen und sonstigen Geschöpfe, in dem vierfachen Schoße der Erde. Darauf stieß die Erdmutter den Himmelsvater von sich; sie ward schwanger, sank tief hinab in die Umarmung der Gewässer der Tiefe und trennte sich so von dem Himmel, den die Gewässer der Höhe umfingen. Wie ein Weib oft für ihre Erstgeborenen noch vor deren Geburt Schlimmes befürchtet, so auch die Erde. Daher hielt sie lange Zeit ihre zahllose Nachkommenschaft von der Geburt zurück und suchte unterdes Rat bei dem Himmel. „Wie sollen“, so sprachen sie miteinander, „unsere Kinder, wenn sie geboren sind, einen Ort von dem andern unterscheiden, selbst bei dem hellen Licht des Sonnenvaters?“

Erde und Himmel hatten, gleich allen außerordentlichen Wesen, die Gabe der Verwandlung wie der Rauch im Winde. Sie waren wandelbar durch bloßes Denken und vermochten sich nach Willkür in jeglicher Gestalt zu offenbaren, gleichwie die Tänzer durch ihre Maskierung. „Sieh“, sagte die Erde, als mit einemmale eine große, wassergefüllte Schale mit einem Stufenrand erschien, „solcherart sollen die Wohnstätten für meine Kinder sein, die auf mir entstehen. Am Rande eines jeden einzelnen Weltlandes, in das sie einwandern werden, sollen sich abgestufte Berge erheben. So sollen aus einem großen Lande viele werden, und Gegend soll sich von Gegend, Ort von Ort unterscheiden. Sieh' nochmals her!“ sprach sie, spie auf das Wasser, schlug darauf und rührte darin mit ihren Fingern, so daß sich Schaum bildete, um die Stufenränder sammelte und höher und höher emporstieg. „Wahrlich,“ fuhr

die Erdmutter fort, „mein Busen wird den Menschen Nahrung gewähren, denn in diesem Schaum werden sie den Lebensstoff besitzen, von dem wir selbst erhalten werden.“ Mit ihrem warmen Atem blies sie nun über die Stufen, und weiße Schaumflocken lösten sich ab, schwebten über dem Wasser dahin, wurden von dem kalten Hauch des Himmelsvaters zerstellt und ergossen sogleich eine Menge feinen Sprühregens über die Erde. „So sollen“, sprach die Erdmutter, „fürderhin weiße Wolken von den großen Wassern am Rande der Welt aufsteigen, sich um die Bergstufen am Horizonte ballen, durch den Atemhauch der Auserwählten und Kinder emporgetragen werden, sodann unter deiner Kälte erstarren und sich zerteilen und im Regenguß das Wasser des Lebens selbst in die Höhlungen meines Schoßes hinabschütten! Denn in diesen werden unsere Menschenkinder und alle andern Geschöpfe sich vor allem einnisten, Wärme suchend vor deiner Kälte.“

Selbst die Bäume auf den hohen Bergen, die den Wolken und dem Himmel nahe sind, neigen sich dem Boden, der Erdmutter, zu, um Wärme und Schutz zu suchen; denn warm ist die Erde, kalt der Himmel, gleichwie das Weib das warme, der Mann das kalte Wesen ist.

„So sei es!“ sagte der Himmelsvater. „Doch nicht du allein sollst dich hilfreich unsren Kindern erweisen. Sieh' her!“ Und er breitete seine Hand aus, mit der Fläche nach unten, und setzte in alle ihre Runzeln und Risse etwas, was aussah wie glänzende gelbe Maiskörner. In der Dunkelheit des Urweltdämmers leuchteten sie wie Feuerfunken und bewegten sich, je nachdem er mit seiner Hand über die Schale strich. Aus dem Wasser der Schale strahlte ihr Widerschein, und sie schienen sich auf dem Grunde des Wassers zu bewegen. „Sieh'“, sprach der Himmelsvater, indem er auf die sieben glänzenden Körner wies, die von seinem Daumen und den vier übrigen Fingern gehalten wurden, „durch diese sollen unsere Kinder geleitet werden; denn wenn die Sonne fern weilt und deine Berge der Dunkelheit gleichen, die sie umhüllt, sollen unsere Kinder von himmlischen Lichtern geleitet werden, gleich diesen Lich-

tern der sechs Himmelsrichtungen hier, die sich um das mittlste drehen, gerade so wie um die Mitte der Welt, in der unsere Kinder ihre Wohnung haben werden, alle andern Welt-richtungen liegen. Und so wie diese Körner hier im Wasser widerscheinen, so sollen Samenkörner gleich ihnen, jedoch ohne Zahl, aus deinem Busen auffsprießen, nachdem sie von meinen Wassern getränkt sind, um unsere Kinder zu nähren." — Solches und noch vielerlei anderes berieten sie über das Heil ihrer Nachkommenschaft.

Ullsogleich nahm in dem untersten der vier Hohlräume des Erdschoßes der Same der Menschen und Tiere Gestalt an und mehrte sich; gleichwie sich in Eiern an warmen Stellen Würmer bilden, wachsen, plötzlich ihre Schale sprengen und je nachdem Vögel, Kaulquappen oder Schlangen werden, so entstanden Menschen und allerlei Lebewesen und vermehrten sich in vielen Abarten. Auf diese Weise war der unterste Hohlräum, Anosin tehuli („die Höhle der pechschwarzen Tiefe“), gar bald mit Lebewesen überfüllt. Allerorten waren noch unfertige Wesen; sie krochen gleich Reptilen in Unrat und Finsternis durcheinander, ballten sich zu dichten Haufen, traten, bespießen und beschmutzten sich, so daß Murren und Jammer laut wurden, bis endlich viele von ihnen, als sie flüger und menschenartiger geworden waren, zu entrinnen trachteten. Da erschien unter ihnen der Weiseste der Weisen, der Vornehmste und Ehrwürdigste von allen, mit Namen Poschayankha, der plötzlich in den Wassern der Tiefe auftauchte, wie der Sonnenvater in den Weiten des Himmels, und vom tiefsten Grunde des Meeres emporstieg. Voll Erbarmen über die Menschheit bahnte er den Weg nach oben und fand vermöge seiner eingeborenen Weisheit den Ausgang aus der tiefsten Unterwelt auf Pfaden, die so dunkel und eng waren, daß diejenigen, die sich hinter ihm drängten, ihm nicht folgen konnten, so sehr sie auch danach strebten und so gewaltig sie miteinander rangen. Allein stieg Poschayankha nach oben von Unterwelt zu Unterwelt, bis er auf die weite, vom Tageslicht erhelle Erdoberfläche trat. Da lag die Erde gleich einem großen Eiland

inmitten der Gewässer, feucht noch und wankend; und allein zog er weiter, dem Sonnenvater entgegen, um ihn anzuflehen, er möge die Menschheit und die andern Geschöpfe drunten in der Tiefe erlösen.

Da hielt der Sonnenvater Nat mit sich selbst, senkte seinen Blick erdwärts und erspähte auf den Gewässern eine Schaumkappe; er schwängerte sie mit seinen Strahlen und brütete sie mit seiner Hitze, und die Schaumkappe gebar die Zwillinge Uanam Ekhona, den „Geliebten, der vorangeht“, und Uanam Yaluna, den „Geliebten, der folgt“. Zwillingssbrüder des Lichtes, waren sie dennoch gleich einem älteren und einem jüngeren Bruder, gleich wie Rechts und Links, gleich wie Frage und Antwort in allen ihren Entscheidungen und Taten. Ihnen verlieh der Sonnenvater Machtgedanken und Weisheit, ohne sich selbst dieser zu entäußern, wie ja auch ein gewandter Mann seiner rechten und linken Hand aus freien Studien Geschicklichkeit verleiht, ohne darum selbst sein Wissen aufzugeben. Außerdem gab er ihnen den großen Wolkenbogen, die Donnerkeile der vier Himmelsrichtungen (einem jeden zwei) zu Pfeilen und einen nebelerzeugenden Schild, der, aus Wolken und Regen wie aus Baumwolle gesponnen und gewoben, seinen Besitzer wie auf Windesflügeln trägt und zugleich wie ein Schatten birgt und schützt. Und endlich verlieh er ihnen Vaterschaft und Herrschaft über alle Menschen und Tiere. Wohl unterrichtet von ihrem Vater, der Sonne, hoben sie mit ihrem großen Wolkenbogen den Himmel empor bis zum Gewölbe des Zenits, auf daß die Erde wärmer und also wohnlicher für ihre Kinder werde. Dann fuhren sie entlang dem Pfade des Sonnensuchers Poschaihankha auf ihrem Nebelschilde eilends dahin, zurück nach Westen zum Berge der Geburt. Mit ihren Baubermessern aus Donnerkeilen öffneten sie die noch unzerspaltenen Liefen des Berges und fuhren auf ihrem Nebelschilde, wie die Spinne in ihrem Netz, ohne Bauern hinab ins Dunkel der Unterwelt. Dort ließen sie sich unter den Menschen und Tieren nieder; sie nahmen sich ihrer an, wurden allmählich mit ihnen vertraut und von ihnen selbst

als Herren und Väter anerkannt, um so die Mittel und Wege zu finden, sie zu befreien.

Es wuchsen Pflanzen in der Tiefe gleich Gräsern und kriechenden Neben. Da hauchten die Zwillinge auf die Stengel der Gräser und ließen sie mächtig und schnell wachsen, indem sie sie faßten, umschritten und nach oben drehten, bis die Gräser zum Licht emporgeschossen waren. Und überall, wo sie die Stengel angefaßt hatten, bildeten sich Rippen und Fingereindrücke, aus denen blattragende Äste sproßten. So schufen die Zwillinge eine große Leiter, auf der Menschen und Tiere bis zur zweiten Unterweltshöhle emporsteigen konnten, damit sie hernach bei den Geburtswehen der Erdmutter nicht gewaltsam ausgeworfen und dadurch zu dämonischen, mißgestalteten Wesen würden.

Menschen und Tiere drängten sich auf dieser Leiter zur zweiten Unterwelt empor, beider Zwillingen dicht auf den Fersen. Viele stürzten wieder hinab und verloren sich in der Tiefe, die sie von nun an bevölkerten und aus der sie in der Folgezeit während schrecklicher Erdbeben als die Ungeheuer und seltsam-furchtbaren Wesen der Vorzeit wieder zum Vorschein kamen. Auch in dieser zweiten Unterweltshöhle war es noch dunkel, wie während einer Nacht in der Regenzeit, aber sie war weiter und höher als die erste, denn sie lag dem Nabel der Erdmutter näher und hieß daher K'olin tehuli („die Nabelhöhle“). Hier vermehrten sich wiederum Menschen und Tiere; laut und flehentlich erschollen ihre Klagen. Da ließen die Zwillinge die Leiter weiter wachsen und führten die Menschen hinauf, aber diesmal nicht alle zugleich, sondern nacheinander in einzelnen Banden, damit sie mit der Zeit die Väter der sechs Arten von Menschen — der gelben, lohfarbenen, roten, weißen, mischfarbenen und schwarzen — werden konnten, und mit ihnen ihre Götter und Tiere. Auch diesmal gingen wieder viele Scharen verloren oder blieben zurück.

Die dritte große Unterweltshöhle, zu der Menschen und Tiere nunmehr hinaufgestiegen waren, war größer und höher als die zweite, dazu heller, gleich einem Tal bei Sternenlicht, und

hieß Awischo tehuli („die Höhle der weiblichen Scham“). Hier begannen die verschiedenen Völker und Wesen sich vielfältig voneinander zu sondern, Art von Art; und da die Völker und Stämme der Menschen und Tiere wieder, wie zuvor, zu großer Menge anwuchsen, wurde auch diese dritte Unterwelt überfüllt. Und wiederum wurden sie völkerweise nacheinander fortgeführt, hinauf zu der nächsten und letzten Unterwelt, Tepahaian tehuli („die Höhle der Geburt“) genannt. Hier herrschte bereits Dämmerlicht, und die Menschen begannen die Dinge zu unterscheiden und kennenzulernen je nach ihrer Veranlagung; deshalb lehrten die Zwillinge sie, wie man kleine Kinder lehrt, zuerst vor allem den Sonnenvater suchen, denn dieser würde in ihnen Weisheit und Kenntnis der Lebenswege erwecken. Auch die vierte Unterwelt füllte sich schließlich, nach langer Zeit, mit dem Nachwuchs. Da führten die Zwillinge die Völker der Menschen und die Arten der Tiere nach und nach in gewissen Abständen hinauf zur Oberwelt, die Lef'ohaian ulahnane („die Welt des überall verbreiteten Lichtes“) heißt. Acht Jahre waren damals, als die Welt noch jung war, gleich der Zeitspanne von vier Tagen und vier Nächten. Während dieser vier Tage und Nächte wurden die Menschen an die Oberwelt geführt, zuerst aber nur während der Nächte. Das geschah zu ihrem Besten, denn schon der „große Stern“ blendete ihre Augen so, daß sie ihn für die Sonne selbst hielten. Zu jener Zeit waren Menschen und Tiere einander ähnlicher als jetzt. Unsere Väter, die zuletzt Geborenen der Schöpfung, waren noch schwarz wie die Höhlen, aus denen sie kamen; kalt und schuppig waren ihre Körper wie die von Tieren, die im Schlamm leben; glühend ihre Augen wie die von Eulen; gehäutet ihre Ohren wie die von Fledermäusen; mit Schwimmhäuten versehen ihre Füße wie die von Wesen, die an feuchten, schlammigen Orten leben; und je nachdem sie älter oder jünger waren, trugen sie längere oder kürzere Schwänze. Geduckt gingen sie einher (oft krochen sie selbst am Boden gleich Kröten, Eidechsen oder Molchen), wie Kinder, die sich noch fürchten, aufrecht zu gehen; denn sie hatten es

während ihres Höhlendaseins gelernt, gebüd't zu gehen, um nicht zu stolpern oder bei dem ungewissen Licht dort unten gegen etwas zu stoßen. Als der Morgenstern aufging, blinzelnten sie gespannt nach seinem Glanze und schnatterten unaufhörlich: jetzt komme sicherlich der Vater! Als aber die Sonne selbst tief drunten im Osten erschien, wenn auch noch halb verborgen inmitten des weiten Weltozeans, waren sie so geblendet und erhielt von ihrem Licht und Glanze, daß sie einander angstvoll riefen, niederfielen, sich am Boden wälzten und ihre Augen mit den bloßen Händen bedeckten. Doch immer von neuem blickten sie wieder nach dem Licht, und immer von neuem strebten sie der Sonne zu, gleichwie Motten und andere Nachttiere das Licht eines Lagerfeuers suchen und, wenn auch verbrennend, immer wieder darauf zufliegen. So gewöhnten sie sich gar bald an das Licht und an die große Welt, die sie betreten hatten. Als sie nun aufrecht und nicht mehr gebüd't einhergingen, da sahen sie einander auch zum erstenmal vollen Blides an, schämten sich ihrer Blößen und verbargen sie hinter Gürteln aus Rinde und Zweigen. Und da sie jetzt nur noch auf ihren Füßen gingen und diese davon wund und schwielig wurden, machten sie sich Sandalen aus Yukfasergeflecht, um sie dadurch zu schützen.

45. Die guten und die bösen Menschen



or langen, langen Zeiten war weit und breit nichts als Wasser. Fern im Osten lebte Huruing Wuhti, die Göttin der harten Stoffe, im Ozean; ihr Haus war eine Kiva gleich denen, welche die Hopi noch heutigentags haben. An der Leiter, die in die Kiva führte, hingen zwei Felle, das eines Silberfuchses und das eines Rotsuchses. Eine andere Huruing Wuhti lebte im Westen im Ozean in einer ähnlichen Kiva, an deren Leiter eine Schilfrotenrassel hing.

Auch die Sonne gab es damals schon. Kurz bevor der Sonnen-gott sich im Osten erhob, hängte er sich das Fell des Silber-fuchses um, worauf es in der Welt zu dämmern begann. Dann legte er nach einer Weile das Silberfuchsfell ab und das Rot-fuchsfell an; so entstand das Morgenrot. Darauf ging die Sonne auf, das heißt, der Sonnengott entstieg einer Öff-nung am Nordende der Kiva, in der die Huruing Wuhti des Ostens lebte. Wenn er auf seinem Laufe den Westen erreicht hatte, meldete er dort seine Ankunft, indem er die Schild-frötenrassel am Ende des Leiterbalkens befestigte, und stieg dann in die Kiva des Westens durch eine Öffnung an ihrem Nordende hinab. Darauf kehrte der Sonnengott unter Wasser wieder nach Osten zurück.

Und es begab sich, daß die beiden Göttinnen des Ostens und Westens etwas trockenes Land inmitten der Gewässer auf-tauchen ließen, indem sie diese nach Osten und Westen zurück-weichen ließen. Sooft nun auch der Sonnengott über dies trockene Land seine Straße zog, nie bemerkte er darauf irgend-ein Lebewesen, welcher Art es auch sei; er meldete dies den beiden Göttinnen, und eines Tages ließ die Huruing Wuhti des Westens der Huruing Wuhti des Ostens durch den Sonnen-gott sagen, sie möge zu ihr kommen und mit ihr über den Fall beraten. Die Huruing Wuhti des Ostens folgte der Aufforde-rung und begab sich auf einem Regenbogen nach dem Westen. Nachdem sie beraten hatten, beschlossen sie, einen kleinen Vogel zu erschaffen. Da machte die Göttin des Ostens einen Zaunkönig aus Ton, bedeckte ihn mit einem Stück Zeug und sang einen Spruch darüber; nach einer kleinen Weile gab der Tonvogel Lebenszeichen von sich. Als sie die Decke fortzog, kam ein lebendiger Vogel zum Vorschein und sprach: „Was hattet ihr solche Eile, mich zu erschaffen?“ Die Göttinnen er-widerten: „Wir wünschen, daß du über das ganze Festland fliegest und ausspähst, ob du irgend etwas Lebendiges finden kannst.“ Denn sie meinten, der Sonnengott, der immer nur über die Mitte der Erde dahinzog, möchte vielleicht Lebe-wesen, die im Norden oder Süden der Erde waren, übersehen

haben. Also flog der kleine Zaunkönig über die ganze Erde, konnte aber bei seiner Rückkehr nur melden, daß es nirgends etwas Lebendiges gäbe. Und doch soll, wie die Überlieferung meldet, schon damals Kohlyang Wuhti („die Spinnenfrau“) im Südwesten, am Rande des Wassers, in einer Kiva gelebt haben; der kleine Vogel aber hatte sie nicht zu erspähen vermocht.

Nun machte sich die Göttin des Westens daran, in derselben Weise wie zuvor den Zaunkönig vielerlei Vögel verschiedener Gattungen und Gestalten zu schaffen. Sie wurden lebendig unter der Decke und fragten: „Was hattet ihr es so eilig mit uns?“ Da sagten die Göttinnen: „Wir wollen, daß ihr die Erde bewohnet.“ Dann lehrten sie jeglicher Vogelart ihre Sprache, und die Vögel flogen nach allen Richtungen davon. Hierauf machte die Göttin des Westens auch alle die verschiedenen Arten vierfüßiger Tiere aus Ton; sie wurden lebendig, erhielten ihre Sprache und brachen auf, um die Erde zu bewohnen. Endlich beschlossen die Göttinnen, Menschen zu erschaffen. Die Göttin des Ostens bildete aus Ton zuerst ein Weib und dann einen Mann, die genau wie zuvor die Vögel und vierfüßigen Tiere lebendig gemacht wurden. Sie wurden unterwiesen, von nun an die Erde zu bewohnen und aller Dinge fundig zu sein. Dann stellte die Göttin des Ostens zwei Tafeln aus hartem Stoff her und rieb mit einem hölzernen Stab darauf Zeichen ein, die aber weder Mann noch Weib verstanden. Da rieb die Göttin des Ostens mit ihren Handflächen zuerst die Handflächen des Weibes und dann die des Mannes, wodurch diese erleuchtet wurden und die Schrift der Tafeln lesen konnten. Hernach lehrten die Göttinnen beide eine Sprache, und die Göttin des Ostens führte sie aus der Kiva hinaus über einen Regenbogen nach ihrem Haus im Osten. Hier blieben sie vier Tage lang; dann hieß die Huruing Wuhti sie sich aufzumachen und eine Stelle suchen, wo sie wohnen würden. Da gingen die beiden Menschen von dannen und sagten, sie würden eine zeitlang umherziehen und, wo sie guten Ackerboden fänden, bleiben. Schließlich fanden sie wirklich ein hübs-

sches Fleckchen und bauten sich dort ein kleines, einfaches Häuschen, ähnlich den alten Häusern der Hopi.

Bald danach dachte die Göttin des Westens wieder einmal über alles nach, was sich zugetragen, und sprach bei sich: „Dies ist alles noch nicht so, wie es sein sollte. Wir sind noch nicht fertig.“ Diese ihre Meinung teilte sie auch der Göttin des Ostens mit. Mittlerweile hatte aber die Spinnenfrau Kunde von allem bekommen und beschlossen, den andern beiden Göttinnen zuvorzukommen und auch Menschen zu erschaffen. Sie machte einen Mann und eine Frau aus Ton, bedeckte sie, sang über ihnen und machte sie so lebendig. Das waren aber, wie sich bald zeigte, die Ahnen der Spanier. Sie lehrte sie spanisch sprechen, indem sie ihnen ähnliche Schrifttafeln gab und ihnen in derselben Weise durch Reiben der Handflächen das Verständnis dafür erweckte, wie die Göttin des Ostens es zuvor mit ihren beiden Menschen gemacht hatte. Hierauf schuf sie zwei Esel und gab sie den Spaniern; diese ließen sich dicht bei ihr nieder.

Die Spinnenfrau fuhr fort, in ähnlicher Weise weitere Menschen zu machen, immer paarweise Mann und Frau, und gab jeglichem Paar seine Sprache. Aber schließlich entdeckte sie, daß sie doch zu einem Mann die Frau vergessen hatte; das ist der Grund, warum es jetzt noch immer einzelne unbewiebte Männer gibt. Weiterhin vergaß sie auch einmal zu einer Frau den zugehörigen Mann. „O weh!“ rief sie. „Wie kommt denn das?“ Dann wandte sie sich zu der einzelnen Frau und sagte: „Da ist irgendwo ein einzelner Mann; suche ihn auf, und wenn er dich nimmt, so lebe mit ihm. Sonst müßt ihr beide für immer allein bleiben. Tue also, was dich am besten dünkt.“

Die beiden fanden einander, und die Frau fragte: „Wo sollen wir wohnen?“ Der Mann erwiderte: „Hier oder dort. Wir bleiben jedenfalls zusammen.“ Und er machte sich ans Werk und baute ein Haus, in dem sie wohnten. Es dauerte aber nicht lange, da begannen sie sich zu zanken. Die Frau sagte: „Ich will hier allein wohnen. Ich kann selbst für mein Essen sorgen.“ „Schön,“ erwiderte der Mann, „aber wer wird Holz

für dich holen? Wer dir das Feld bestellen? Wir sollten lieber beisammenbleiben." Sie vertrugen sich wieder, doch der Friede währte nicht lange. Bald zankten sie sich von neuem, trennten sich für eine Weile, kamen wieder zusammen, gingen wieder auseinander und so fort. Hätten es die beiden nicht so getrieben, würden alle Hopi heute in Frieden leben; aber andere machten es ihnen nach, und das ist der Grund, warum es so viel Streit zwischen den Männern und ihren Frauen gibt. So waren die Menschen beschaffen, die die Spinnenfrau gemacht hatte. Die Huruing Wuhti des Westens hörte davon und begann darüber nachzusinnen. Bald darauf rief sie die Göttin des Ostens zu sich und sagte: „Ich habe es satt, hier allein zu leben. Ich möchte auch, daß gute Menschen bei mir wohnen.“ So schuf sie ebenfalls eine Anzahl Menschen, immer einen Mann und eine Frau, genau so, wie die Göttin des Ostens die ihrigen gemacht hatte. Sie lebten im Westen, und nur, wenn diese guten Menschen mit dem Volke der Spinnenfrau zusammentrafen, gab es Zank und Streit. Damals führten die Menschen noch ein unstetes Wanderleben. Ihre Nahrung war meistens Wildbret. Sie töteten und verzehrten alle Kaninchen, Antilopen, Wapitis, die sie fanden. Das führte nun oft zu Streitigkeiten, und schließlich sagte die Göttin des Westens zu ihrem Volke: „Ihr bleibt hier. Ich aber werde von nun an im Westen mitten im Ozean leben. Wenn ihr irgend etwas von mir wünschet, so richtet eure Gebete dorthin.“ Ihr Volk wurde darob sehr traurig, als sie es verließ. Auch die Göttin des Ostens tat dasselbe, und deshalb kennt gegenwärtig niemand mehr die Orte, wo die beiden Göttinnen leben.



46. Wie die Hopi aus der Unterwelt kamen



In der Urzeit lebten die Menschen unter der Erde. Es waren ihrer sehr viele, und gar oft haderten sie miteinander. Einige waren sehr schlecht; sie missbrauchten die Frauen und Mädchen, was zu vielen Streitigkeiten Anlaß gab. Die Händlinge, die darob sehr ärgerlich waren, hielten Rat und beschlossen, man solle versuchen, einen andern Aufenthaltsort zu finden. Sie entsandten zuerst einen Vogel namens Motsni, daß er einen Ausweg aus der Unterwelt suche. Er flog empor, war aber zu schwach und kehrte zurück, ohne Erfolg gehabt zu haben. Nun entsandten sie Yahpa, die Spottdrossel; diese war kräftig, stieg sehr hoch empor und fand ein Ausgangsloch. Sie kehrte zurück und meldete es den Händlingen.

Diese hatten unterdes eine große Flut erzeugt. Viele Baldlökongwuus drangen zugleich mit dem Wasser aus dem Boden hervor, und ein großer Teil der Menschen kam ums Leben. Als die Spottdrossel ihren Bericht erstattet hatte, sagten die Händlinge: „Gut! Wir werden von hier fortgehen.“ Dann ließen sie durch einen Ausrüfer verkünden, der Aufbruch werde in vier Tagen erfolgen. Die Frauen sollten Essen bereit halten, und alle sollten am vierten Tage, nachdem sie gegessen hätten, sich auf der Stelle einfinden, die gerade unter der Öffnung lag, welche die Spottdrossel entdeckt hatte. So geschah es auch. Nun pflanzten die Händlinge das Schalavi, eine Fichte, sangen ihre Zaubersprüche um sie und bewirkten dadurch, daß sie sehr schnell wuchs. Sie wuchs bis zu der Öffnung, die Yahpa gefunden hatte; und als die Händlinge, um sie zu prüfen, an ihr rüttelten, fanden sie, daß der Stamm zwar schon ganz kräftig sei, aber noch nicht kräftig genug, um vielen Leuten als Leiter zu dienen; insbesondere waren die Äste noch sehr schwach. Da pflanzten sie das Loboqö, eine andere Fichtenart, und machten sie wieder durch ihren Gesang schnell wachsen. Dieser Baum war samt seinen Ästen schon viel stärker als der

erste; während aber der erste durch die Öffnung gewachsen war, erreichte dieser sie nicht ganz, denn seine obersten Äste und Zweige breiteten sich vorher nach allen Seiten aus. Nun pflanzten sie in derselben Weise das Bakavi, eine Schilfrohrstaude, die sich als kräftig genug erwies und auch, wie das Schalavi, durch die Öffnung wuchs. Und zuguterletzt pflanzten sie noch das Ahkavu, die Sonnenblume, und da es feucht an der Stelle war, wo sie sie pflanzten, wuchs sie ebenfalls sehr schnell und wurde sehr groß; auch ihre Blätter wurden sehr breit. Aber die Sonnenblume erreichte, wie das Looqö, die Öffnung nicht, da ihre mächtige Blüte sich vorher abwärts neigte; auch war sie über und über mit kleinen Stacheln bedeckt.

Hierauf stiegen die Spinnenfrau, Pöokonghoya, sein Bruder Baldongahoya und die Spottdrossel, welche die Öffnung gefunden hatte, auf dem Schalavi in der erwähnten Reihenfolge empor. Als sie durch die Öffnung geklettert waren, umfasste Pöokonghoya das Schalavi, sein Bruder die Schilfrohrstaude; sie hielten sie fest, damit sie nicht schwankten, wenn die Menschen daran emporklossen. Die Spottdrossel saß dicht daneben und stimmte eine große Anzahl Gesänge an, Gesänge, wie sie noch heute beim Wöwötschimfeste erklingen. Auch die Spinnenfrau saß dabei und hatte ein Auge auf alles, was vor sich ging. Nun begannen die Menschen emporzuklettern, die einen auf dem Schalavi, die andern auf dem Looqö, andere wieder auf dem Ahkavu und dem Bakavi. Sobald sie in der Öffnung auftauchten, wies die Spottdrossel ihnen ihre Wohnungen an und gab ihnen ihre Sprachen. Zu dem einen sagte sie etwa: „Du sollst ein Hopi sein und soundso reden;“ zu einem andern: „Du sollst ein Navaho sein und soundso reden;“ zu einem dritten, vierten und fünften: „Du sollst ein Apatsche sein, du ein Mohave, du ein Merikaner“ und so fort und vergaß auch die Weißen nicht. Denn in der Unterwelt hatten sie alle ein und dieselbe Sprache geredet.

In der Unterwelt waren die Menschen sehr schlecht gewesen, denn es hatte unter ihnen viele Zauberer und Herenmeister

gegeben, gerade solche wie diejenigen, die noch heutigentags in den Dörfern wohnen und den Leuten Krankheiten senden. Von diesen Powakas hatte einer seinen Weg mit den andern nach der Oberwelt hinaufgefunden. Die Menschen fuhren fort, aus der Öffnung herauszuströmen, aber noch ehe sie alle zum Vorschein gekommen waren, hatten sich die Gesänge der Spottdrossel erschöpft; im gleichen Augenblick begannen die Menschen, die noch auf den Leitern waren, wieder nach der Unterwelt zurückzukehren. So war zwar schon eine große Menge Menschen zur Oberwelt gelangt, aber eine gleich große war unten geblieben. Unter denen, die hinaufkamen, war auch der Kif-mongwi (Dorfhäuptling) von unten. Die Emporgestiegenen blieben um das Sipapu versammelt, die Öffnung, die seitdem noch immer so genannt wird. Dazumal gab es noch keine Sonne, und Dunkelheit herrschte ringsum. Der halberwachsene Sohn des Kif-mongwi wurde krank und starb, und sie begruben ihn. Sein Vater wurde zornig. „Warum ist ein Powaka mit uns herausgekommen?“ rief er. „Wir dachten, wir seien unter uns, und hofften von diesen gefährlichen Menschen befreit zu sein; deshalb sind wir emporgestiegen, und nun ist doch noch einer mit uns gekommen.“ Hierauf rief er alles Volk zusammen und sprach: „Auf wessen Unstiften habe ich meinen Sohn verloren? Ich werde jetzt eine Kugel aus feinem Maismehl kneten und in die Höhe werfen; auf wessen Kopf die Kugel fällt, den will ich wieder durch das Sipapu hinabwerfen.“ Er warf die Kugel hoch empor, und alles Volk stand da und wartete. Sie fiel herab, traf den Kopf eines Mannes und zerbarst. „Ishohi! Also du bist's!“ rief der Häuptling erstaunt, denn es traf sich, daß es des Häuptlings Schwestersohn war. „So bist du also der Gefährliche! Warum bist du mit uns gekommen? Wir wollen keine schlechten Leute hier unter uns dulden; ich werde dich wieder hinunterstürzen.“ „Halt!“ schrie angstvoll der Neffe. „Halt! Ich habe dir etwas zu sagen.“ Der Häuptling machte Miene, ihn zu ergreifen; da schrie er nochmals: „Warte nur noch, bis ich dir etwas gezeigt habe. Geh' zum Sipapu und

blick' hinab; da unten geht dein Sohn umher." „Nein, er ist es nicht," erwiderte der Häuptling, „ich sehe nicht hinunter, denn er ist tot." Aber er ging doch hin, blickte hinab und sah in der Tat seinen Knaben unten sich mit andern Kindern tummeln; man konnte an seinem Kopf noch die Spuren der Waschung erkennen, die die Hopi an den Verstorbenen gleich nach ihrem Tode vornehmen. „Es ist wahr, es ist wirklich wahr!" rief der Häuptling aus. „Dort geht er wahrhaftig umher!" „Wirf mich also nicht wieder hinunter" sagte sein Neffe; „in Zukunft wird es immer so sein; wer stirbt, geht dort hinab. Laß' mich bei dir bleiben, ich will dir noch mehr erzählen." Und der Häuptling willigte ein.

Noch war es dunkel und kalt. Die Menschen begannen sich nach Brennholz umzusehen, fanden aber in der Dunkelheit nur wenig. So lebten sie eine Zeitlang ohne Feuer, bis sie eines Tages einen Lichtschimmer in der Ferne entdeckten und der Häuptling sagte: „Einer von euch möge hingehen und nachsehen." Als sie noch in der Unterwelt waren, hatten sie gelegentlich Fußtritte eines Menschen über sich gehört. Also ging jemand auf die Suche nach dem Licht; aber noch ehe er es erreichte, war er erschöpft und kehrte um. Ein anderer wurde ausgesandt und kam bis an den Ort. Er fand ein Feld, auf dem Mais, Wassermelonen, Bohnen und anderes wachsen. Rings um das Feld brannte ein Feuer, das mit Holz unterhalten wurde und durch das man den Boden erwärmt, so daß die Pflanzen wachsen konnten. Der Bote fand einen schönen Mann daselbst; er trug vier Ketten Türkisperlen um den Hals sowie sehr große Ohrgehänge aus Türkis. Auf seinem Antlitz liefen zwei schwarze Streifen aus glänzendem Eisenfies von der Nasenwurzel bis zu den Wangen. Ihm zur Seite stand eine Maske von sehr häßlichem Ansehen (sie hatte weit offene Augenhöhlen und ein großes Maul); es war Masaunu („das Skelett"). Er war es, dessen Fußtritte sie in der Unterwelt gehört hatten. „Wer bist du und wo kommst du her?" fragte Masaunu den Boten. „Wir kamen aus der Unterwelt; hier ist es kalt, wir frieren und haben kein Feuer."

„Geh' und ruf' dein Volk, und dann kommt alle her zu mir.“ Der Vöte kehrte zurück, und das Volk fragte ihn, was er ausgerichtet habe. „Ich habe jemand gefunden, der dort eine gute Ernte auf seinem Felde hat.“ Masauwuu hatte den Vöten nämlich mit einigen von den guten Dingen, die auf seinem Felde wuchsen, gespeist. Die Menschen, die nicht viel Nahrung aus der Unterwelt mit heraufgebracht und dies Wenige schon fast aufgezehrt hatten, waren froh über die Einladung und zogen nach dem Orte, wo Masauwuu wohnte. Als sie jedoch das kleine Feld sahen, dachten sie bei sich: „Das wird in Kürze aufgebraucht sein.“ Aber Masauwuu wurde nicht müde, Neues anzupflanzen, und die Nahrung ging nicht mehr aus. Die Menschen sammelten Holz, entzündeten ein Feuer, wärmten sich und waren glücklich. Masauwuu gab ihnen geröstete Maiskolben, Wassermelonen und Kürbisse, und sie aßen und erquicchten sich. Einige von den Pflanzen waren noch klein, die andern aber desto größer, und so hatten sie immer etwas zu essen. Die Menschen blieben dort, bebauten ihre Felder und unterhielten stets ein Feuer dabei, das den Boden erwärmt, so daß die Saat gedieh. Als sie reif war, brachten sie die ganze Ernte ein; jetzt, da sie Vorräte hatten, planten sie schon wieder, weiterzuziehen, aber die Sonne schien noch immer nicht, und es war bitter kalt. Sie unterhielten sich darüber und kamen zu dem Schluß: „So kann es nicht weitergehen.“ Die Hälplinge traten mit Masauwuu zu einer Beratung zusammen und besprachen sich darüber, ob sie nicht eine Sonne machen könnten, wie sie eine in der Unterwelt gehabt hatten; aber sie wußten nicht recht, wie sie es anstellen sollten. Schließlich nahmen sie ein Stück gegerbter Büffelhaut, die sie rund schnitten und über einen Holzring spannten. Dann bemalten sie die Haut mit weißer Farberde, zerrieben etwas schwarze Farbe und zeichneten damit das Bild des Mondes längs des Randes der Scheibe, während sie die Mitte der Scheibe mit derselben schwarzen Farbe sprenkelten. Darauf befestigten sie einen Stock an der Scheibe, breiteten ein großes Stück weißen Baumwolltuches auf dem Boden aus und legten die

Scheibe darauf. Alle diese Dinge hatten sie aus der Unterwelt mitgebracht.

Darauf wählten sie einen aus ihrer Mitte und hießen ihn sich auf dies Mondsymbol stellen; die Häuptlinge aber faßten das Tuch an den Zipfeln, schwangen es auf und ab und schleuderten es schließlich in die Höhe. Es flog rasch ostwärts gen Himmel; die Menschen aber sahen und warteten. Mit einemmal wurden sie gewahr, daß es hell im Osten werde; sie dachten zuerst, dort brenne etwas. Da aber wurde das Licht stärker, etwas erhob sich im Osten und stieg höher und höher, und es wurde immer heller an dem Orte, wo die Menschen standen. Nun konnten sie umhergehen und wurden ihres Lebens froh. Bald stellte sich indes heraus, daß es nur der Mond war, und wenn er auch leuchtete, so war sein Licht doch nur trübe. Daher kam es manchmal vor, daß die Menschen, wenn sie auf den Feldern arbeiteten, versehentlich ihre Maispflanzen abschnitten, weil sie sie nicht deutlich sehen konnten. Auch war es noch recht kalt. Die Menschen froren und mußten nach wie vor den Erdboden durch Feuer erwärmen.

Da sannen sie wiederum nach; die Häuptlinge traten von neuem zur Beratung zusammen und sprachen: „Ishohi! Es ist ja schon etwas besser geworden, denn es ist hell. Aber es ist noch immer nicht so, wie es sein soll, weil es noch kalt ist. Können wir nicht noch etwas Besseres machen?“ Sie meinten, daß vielleicht die Büffelhaut nicht gut gewesen sei, weil sie zu kalt sei, und beschlossen, es mit einem Stück Baumwollzeug zu versuchen. Wiederum schnitten sie ein rundes Stück heraus, spannten es über einen Holzring und bemalten es, diesmal aber mit Kupferoxyd. Auf diese Scheibe zeichneten sie Augen und einen Mund, darauf bemalten sie die Stirn dieses Gesichts mit gelben, roten und andern Farben. Dann legten sie einen zickzackförmig gearbeiteten Ring aus Maishülsen um das Ganze und banden noch ein Lawahona herum; das ist eine Schnur aus rotem Pferdehaar. Ferner steckten sie eine Anzahl Adlerfedern in einen Ring aus Maishülsen, der auf der Rückseite der Scheibe befestigt war. Kurz, sie verfertigten ein Sonnensymbol, wie

es noch heute die Flötenspieler beim Flötenfest auf dem Rücken tragen. An der Stirn des Gesichts, das auf die Scheibe gemalt war, befestigten sie eine Haliotisschale. Dann machte der Häuptling noch Nakwakwosis aus den Federn eines kleinen gelben Vogels Fraoya, der bis auf den roten Federstiel auf seinem Scheitel einem Fliegenschnäpper gleicht. Von diesen Nakwakwosis band der Häuptling je eins an die Spitze einer jeden Adlerfeder des Sonnensymbols.

Nun legten sie das Sonnensymbol auf das weiße Baumwolltuch, forderten wiederum jemand auf, sich hinaufzustellen, und schwenkten wie zuvor das Tuch mit seinem Inhalt in die Luft, in der es wirbelnd emporflog und nach Osten hin verschwand. Bald darauf erhob sich ein Licht im Osten. Es wurde heller, immer heller und wärmer und erwies sich schließlich als die Sonne. Sie war noch gar nicht sehr hoch gestiegen, da fühlten die Hopi bereits ihre Wärme, die teils von den kleinen Nakwakwosis, teils von der gleißenden Haliotisschale ausströmte.

Als die Sonne so erschaffen war und Tag für Tag aufging, wurden die Menschen sehr glücklich; denn nun war es warm und hell, und sie konnten fürderhin gut ihren Arbeiten nachgehen. Die Kinder rannten umher und spielten, und die Erwachsenen dachten jetzt ans Weiterwandern, denn sie hatten zu dieser Zeit große Vorräte an Lebensmitteln. Die Häuptlinge ratschlagten und sprachen: „Lasst uns von hier fortziehen, nach Osten, um die Stätte zu sehen, wo die Sonne aufgeht. Wir wollen aber nicht alle zusammen wandern, sondern die einen auf diesem Wege, die andern auf jenem, und dann zusehen, wer zuerst an die Stätte des Sonnenaufgangs gelangt.“ Also brachen sie auf; die Weißen schlugen eine südlische Richtung ein, die Hopi eine mehr nördliche, und zwischen beiden zogen die Ahnen der heutigen Puebloindianer von Neu-Mexiko von dannen. Oft machten einzelne Wanderscharen an gewissen Orten für eine Reihe von Jahren halt, bauten sich Häuser und legten Felder an.

Bald waren sie einander entfremdet und begannen, sich gegenseitig anzugreifen und zu töten. Die schlimmsten von allen

waren die Spanier, die mit allen andern Krieg führten. Beim Aufbruch waren die Hälftlinge übereingekommen, daß, sobald eine der Wanderscharen den Ort des Sonnenaufgangs erreicht haben würde, viele Sterne vom Himmel fallen sollten. Dann sollten alle übrigen da bleiben und sich niederlassen, wo sie sich gerade befänden. Die Weißen, die nach Süden gezogen waren, waren begabter als die andern Stämme. Als sie des Tragens der Kinder und des Gepäcks müde geworden waren, badete eine ihrer Frauen sich und machte aus den Hautschuppen, die sie sich dabei vom Körper rieb, Pferde. Diese konnten die Weißen nun zu ihrer Wanderung benützen und kamen so viel schneller vorwärts. Daher gelangten sie zur Stätte des Sonnenaufgangs, bevor noch irgendeine der andern Scharen dort angekommen war. Sogleich fielen zahlreiche Sterne vom Himmel. „Aha!“ sagten die andern Menschen, die noch auf der Wanderung waren. „Irgend jemand ist schon da“. Da ließen sie sich nieder, wo sie gerade waren.

47. Nayenezzani und Thobadsschisschini

a) Geburt



ie Navaho wurden in der Urzeit, nachdem sie aus der Unterwelt emporgestiegen waren, allenthalben von den Unahe, Ungeheuern aller Art, verfolgt und getötet. Einst fanden sie auf ihren Wanderungen ein Türkisfigürchen, das eine Frau darstellte. Zu dieser Zeit waren nur noch vier Navaho am Leben: ein altes Paar und ein junges, die Kinder des ersten. Zwei Tage nach der Auffindung der Figur hörten sie frühmorgens die Stimme des Gottes Chastcheyalthi, zuerst ganz schwach und in weiter Ferne, dann noch dreimal, jedesmal näher und lauter. Plötzlich stand der Gott vor ihnen und gebot ihnen, nach zwölf Nächten auf den Gipfel des Tscholihhi zu kommen und das Türkisfigürchen mitzubringen. Sie gehorchten und fanden auf

dem Berge eine Schar von Göttern versammelt, die sie erwarteten, unter ihnen Chastcheyalthi und Chastchechogan sowie einen Gott, der mit ihnen aus der Unterwelt gekommen war und in seiner Hand das Figürchen einer Frau aus weißer Muschelschale trug. Chastcheyalthi legte das Lürkis- und das Muschelfigürchen auf ein Hirschfell und bedeckte beide mit einem zweiten Hirschfell; dann bildeten die andern Götter um das Fell einen Kreis mit einer Öffnung im Osten, durch die Chastcheyalthi und Chastchechogan viermal aus und ein gingen, jedesmal das obere Hirschfell lüftend, bis beim viertenmale aus den beiden Figürchen zwei lebende Wesen geworden waren, nämlich die beiden Frauen Estsanatlehi und Volkai Estsan. Nun brachen die Götter auf, und die beiden göttlichen Schwestern blieben allein auf dem Gipfel des Berges zurück.

Um vierten Morgen danach sprach Estsanatlehi zu ihrer Schwester: „Laß uns auf den höchsten Punkt des Berges gehen und uns umschauen.“ Aber bald fühlten sie sich sehr einsam, denn sie sahen nichts als die Sonne, die über ihren Häuptern dahinrollte, und einen kleinen Wasserfall, der zu ihren Füßen herabsickerte. Da legte sich Estsanatlehi auf eine fahle Felsplatte mit den Füßen nach Osten, auf daß sie von der aufgehenden Sonne beschienen werde, Volkai Estsan aber stieg hinab und ließ das Wasser des Falles über ihren Körper rieseln. Nach abermals vier Tagen fühlte Volkai Estsan, daß sich etwas in ihrem Leibe rege, und fragte ihre Schwester danach. Estsanatlehi erwiederte: „Es ist ein Kind, und es kommt daher, daß du unter dem Wasserfall lagst. Auch ich fühle ein Kind sich in meinem Leibe bewegen; das aber hat die Sonne bewirkt, die auf mich schien.“ Bald ließ sich wieder die Stimme Chastcheyalthis vernehmen. Er erschien mit dem Regengotte Thonenili, um den Frauen bei der Geburt der Kinder beizustehen. Zuerst ward Estsanatlehis Kind geboren, danach das Volkai Estsans; beide waren Knaben. Die beiden Götter machten für die Kinder zwei ganz gleiche Tragen, an denen die Fußbretter und die Rückenleisten Sonnenstrahlen, die Schutz-

kappen Regenbogen, die Seitenriemen Wetterleuchten, die Verschnürung Zickzacklige waren. Einem Kinde gaben sie die schwarze Wolke, dem andern den weiblichen Regen zur Decke. Sie nannten die Kinder Schinali, das heißt Enkel, und verließen sie wieder mit der Verheißung, nach vier Tagen zurückzukehren.

Nach vier Tagen hatten die Kinder bereits die Größe zwölfjähriger Knaben erlangt. Da veranstalteten die beiden Götter einen Wettkampf mit ihnen rings um einen benachbarten Berg. Die Knaben rannten tapfer, ermüdeten aber, bevor noch das Rennen halb beendet war, und wurden dafür von den hinter ihnen laufenden Göttern mit den Ruten des Gebirgsmahagonis gepeitscht. Chastscheyalthi gewann das Rennen und versprach, nach vier Tagen mit Thonenili wiederzukommen und es zu wiederholen; den Knaben aber, die mit wunden Rücken nach Hause schllichen, flüsterte Niltchi, der Wind, zu, die beiden Götter seien trotzdem gar nicht so schnelle Läufer; wenn die Knaben während der folgenden vier Tage fleißig üben würden, könnten sie das Rennen gewinnen. Das taten die Knaben; als die Götter nach vier Tagen wiederkehrten, hatten sie bereits ihre volle Mannheit erlangt und schlugen die Götter beim Wettkampf. Diesmal geißelten sie die Götter, um sie zu größerer Eile anzuregen. Der ältere der beiden Brüder gewann das Rennen. Als es vorbei war, lachten die Götter und klatschten Beifall, denn sie freuten sich des Geistes und Mutes, der die Knaben besaß.

b) Der Besuch im Himmel

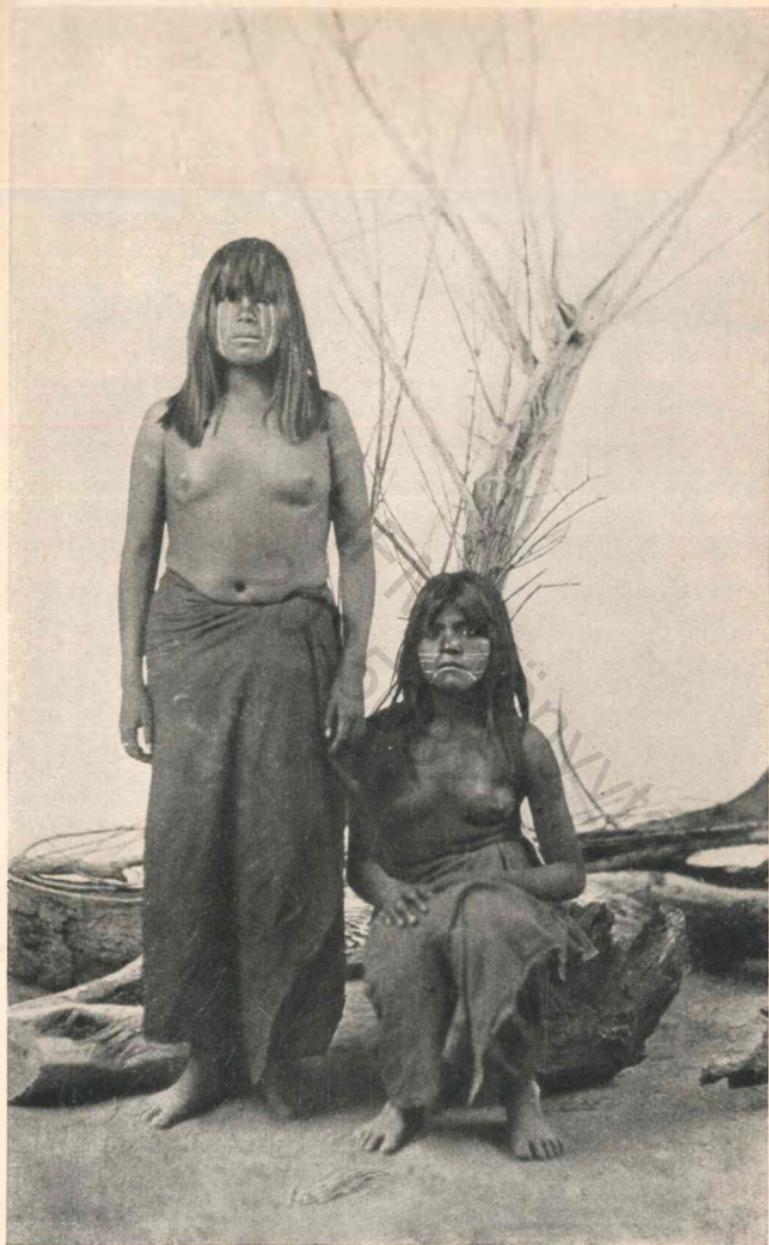
In der Nacht nach dem Rennen legten sich die Knaben wie gewöhnlich zum Schlafen nieder; als sie aber die beiden Frauen miteinander flüstern hörten, blieben sie wach und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne jedoch ein Wort von dem, was gesprochen wurde, zu verstehen. Endlich erhoben sie sich und fragten: „Mütter, wovon sprecht ihr?“ Die Frauen erwiderten: „Wir sprechen von nichts.“ Die Knaben wiederholten ihre Frage mit demselben Erfolge und fragten dann:

„Wer sind unsere Väter?“ „Ihr habt keine,“ sagten die Frauen, „ihr seid unehelich geboren“, gaben aber schließlich, als die Knaben in sie drangen, die Antwort: „Der ‚runde Kaktus‘ und der ‚sitzende Kaktus‘ sind eure Väter.“ Am folgenden Tage machten sie den Knaben rohe Bogen aus Wacholderholz und Pfeile, wie sie die Kinder zum Spielen gebrauchen, und hießen sie damit spielen, aber nicht außer Schreite. Trotz dieser Warnung gingen die Knaben am ersten Tage weit gen Osten und fanden dort ein Tier mit bräunlichem Haar und spitzer Nase, das sie vergeblich mit ihren Pfeilen zu erschießen suchten. Als sie nach Hause kamen und ihren Müttern davon berichteten, sagten diese, daß es der Coyote gewesen sei, der Späher des Anaya Theelgeth; am zweiten Tage ereignete sich dasselbe im Süden mit dem Raben, dem Späher der Tsenahale, am dritten im Westen mit dem Bussard, dem Späher des Anaya Tsethachotschilthali, am vierten im Norden mit der Elster, dem Späher der Vinaya Achani. Da riefen die beiden Frauen: „Wehe euch! Was sollen wir tun, wenn ihr nicht auf uns hört? Wie euch retten? Jetzt haben die Späher der Anaya in allen Weltgegenden euch gesehen; sie werden's ihren Häuptlingen erzählen, und bald werden die Ungeheuer hier sein und euch verschlingen, wie sie es mit allen Menschen zuvor getan haben.“

Um nächsten Morgen buken die Frauen einen Maiskuchen in der Asche. Dann ging Volkai Estsan hinaus und sah Neitso, den Größten und Wildesten der Anaya, herankommen. Sie eilte rasch in das Hogan zurück und gab das Warnungszeichen, worauf die Frauen die Knaben unter allerlei Gerümpel verbargen. Neitso setzte sich an der Tür nieder und sagte, als der Kuchen aus der Asche genommen wurde: „Das ist mein Kuchen! Wie lieblich er duftet!“ „Nein,“ erwiderte Estsanatlehi, „er ist nicht für deinen großen Wanst bestimmt.“ „Macht nichts,“ sagte Neitso; „lieber fresse ich ja auch Kinder. Wo sind die eurigen? Ich hörte, ihr hättet welche, und komme nun, sie zu holen.“ „Wir haben keine,“ gab Estsanatlehi zur Antwort, „alle Kinder sind schon vor langer Zeit in den Bauch

von deinesgleichen gewandert.“ „So?“ höhnte der Riese. „Wer hat denn all' diese Fußspuren hier herum gemacht?“ „Die habe ich mir nur zum Spaß gemacht,“ antwortete die Frau, „ich bin hier so allein und bilde mir nun ein, daß viele Menschen um mich seien.“ Dann zeigte sie Yelso, wie sie ganz ähnliche Spuren mit ihrer Hand machen könne. Yelso verglich sie miteinander, schien sich zufriedenzugeben und ging fort. Als er weg war, begab sich Volkai Estsan auf den Gipfel eines benachbarten Hügels, um sich umzusehen, und bemerkte, wie zahlreiche Anaye eilends in der Richtung auf ihr Haus zukamen. Sie machte sogleich kehrt und benachrichtigte ihre Schwester. Estsanatlehi nahm vier farbige Reisen und warf einen nach jeder der vier Himmelsrichtungen: einen weißen nach Osten, einen blauen nach Süden, einen gelben nach Westen, einen schwarzen nach Norden. Da erhob sich sogleich ein Sturmwind, der so heftig von dem Hogan nach allen Richtungen blies, daß keiner der Feinde dagegen ankommen konnte.

Um nächsten Morgen standen die Knaben noch vor Lagesanbruch auf und stahlen sich fort. Sobald es das Lageslicht gestattete, begaben die beiden Frauen sich auf die Suche nach ihren Spuren, fanden aber nur vier Fußtapfen von jedem der Knaben, die nach dem Berge Osilnaothil führten. Sie schlossen daher, daß die Knaben einen heiligen Pfad benutzt hätten, gaben also die weitere Suche auf und kehrten nach ihrer Hütte zurück. Die Knaben aber kamen rasch auf dem heiligen Pfade vorwärts und erblickten bald nach Sonnenaufgang bei Osilnaothil Rauch, der aus dem Erdboden aufstieg. Sie gingen näher und entdeckten, daß er aus der Dachluke eines unterirdischen Gemachs kam. Eine rauchgeschwärzte Leiter ragte aus dem Loch empor. Als sie hinabsahen, erblickten sie ein altes Weib, die Spinnenfrau, die zu ihnen emporklinzelte, sie bewillkommnete und zum Eintreten aufforderte. Sie stiegen die Leiter hinab und gaben auf die Frage, wohin des Weges, die ausweichende Antwort, sie hätten kein bestimmtes Ziel. Nach viermaliger Wiederholung der Frage



Maricopa-Frauen vom untern Rio Gila
(Nach einer Photographie von Taber, S. Francisco)

HFM Könyvtár
20250828

sagte die Spinnenfrau: „Vielleicht sucht ihr euren Vater?“ „Ja,“ erwiderten sie, „wenn wir nur den Weg nach seiner Behausung wüssten.“ „Lang und gefährlich ist der Weg zum Heim eures Vaters, der Sonne, denn viele Anaye hausen zwischen hüben und drüben. Vielleicht ist euer Vater auch gar nicht erbaut davon, euch zu sehen, und wird euch dafür strafen. Vier gefährliche Stellen habt ihr zu überwinden: die Felsen, die den Wanderer zerschmettern, das Röhricht, das ihn in Stücke schneidet, die Kaltusse, die ihn zerreißen, und den glühenden Sand, der ihn begräbt. Aber ich will euch etwas geben, was eure Feinde unterjocht und euer Leben rettet.“ Sie gab ihnen den Zauberreifen Nayearatos mit zwei Federn daran, die einem lebenden Adler ausgezogen waren, und dazu noch eine weitere „Lebensfeder“ namens Hyinabiltsos. Dann lehrte sie sie noch eine magische Formel zu ihrem Schuhe.

Die Knaben brachen auf und kamen zunächst zu den zusammenklappenden Felsen. Dort öffnete sich eine schmale Kluft zwischen zwei hohen Felsen. Wenn sich ein Wanderer nahte, klafften diese weit auseinander, scheinbar um ihn leichter hindurchzulassen; sobald er aber in der Spalte war, klappten sie wie Hände zusammen und zerschmetterten ihn. Die Felsen waren nämlich in Wahrheit Anaye, also denkende Wesen. Als die Knaben zu ihnen kamen, taten sie, als wollten sie die Kluft betreten, und die Felsen öffneten sich. Dann zogen sie rasch wieder ihre Füße zurück; die Felsen klappten zusammen, die Knaben aber blieben draußen unversehrt. Biermal foppten sie so die Felsen; da sprachen diese: „Wer seid ihr? Woher kommt und wohin geht ihr?“ „Wir sind Söhne der Sonne“ erwiderten die Knaben; „wir kommen von Osilnaothil und suchen das Haus unseres Vaters.“ Dann sagten sie die Formel, welche die Spinnenfrau sie gelehrt hatte, und konnten nun frei und unversehrt zwischen den Felsen hindurchgehen.

Weiter kamen die Knaben nach einer weiten Ebene, die mit Riedgras bedeckt war, dessen große Blätter scharfen Messern glichen. Die Gräser bogen sich auseinander und ließen einen Durchgang frei; die Knaben taten wieder, als traten sie ein,

wichen aber zurück, als die Gräser zusammenschlugen, und wiederholten dies viermal, bis die Gräser sie unversehrt hindurchließen. In derselben Weise entgingen sie der Gefahr, von den Raftussen zerfetzt zu werden. Endlich gelangten sie nach Schaitad, dem Lande der Sandstürme. Es war eine große Wüste, in der ständig Sand aufstieg, umherwirbelte, gleich Wasser in einem Topfe brodelte und den Reisenden, der sich in die Wüste gewagt hatte, unter sich begrub. Als die Knaben nahten, war der Sand in heftigerer Bewegung als je zuvor; sie wagten sich daher nicht hinein, und der Sand fragte: „Wer seid ihr und woher kommt ihr?“ „Wir sind Kinder der Sonne und suchen das Haus unseres Vaters.“ Viermal wiederholten die Knaben diese Worte, dann sprach der Ältere die magische Formel, der Sand legte sich, und unbeschädigt konnten die Knaben ihre Reise über die Sandwüste fortführen.

Wald danach gelangten sie zum Hause der Sonne. Die Tür war von zwei Bären bewacht, die zur Rechten und zur Linken kauerten, die Schnauzen einander zugewandt. Als die Knaben sich näherten, erhoben sie sich, brummten zornig und machten sich zum Angriff bereit. Da wiederholte der ältere Knabe die heilige Formel der Spinnenfrau; bei den letzten Worten kauerten die Bären sich nieder und blieben still liegen. Nachdem sie glücklich an ihnen vorbeigekommen waren, stießen sie noch auf ein paar Wächter in Schlangengestalt, dann auf wachthaltende Winde und endlich auf wachthaltende Blüze; aber aller dieser Unholde wurden sie mit Hilfe ihrer Zauberformel Herr. Das Haus des Sonnengottes war ganz aus Türkis; es war vierseitig, gleich einem Pueblohause, und stand am Ufer eines großen Wassers. Beim Eintreten sahen die Knaben im Westen eine ältere Frau, im Süden zwei schöne Jünglinge und im Norden zwei hübsche junge Frauen sitzen. Die Frauen warfen nur einen Blick auf die Fremdlinge und sahen dann zu Boden, die Jünglinge aber betrachteten sie genauer, erhoben sich dann, ohne ein Wort zu sagen, wickelten sie in vier Himmelsdecken ein und legten sie auf ein Wandgesims. Dort lagen sie eine Weile ganz still; eine Kassel, die über der Tür

hing, erlangt, und eine der jungen Frauen rief: „Unser Vater kommt!“ Als es zum viertenmale gerätselt hatte, trat Tschohanoai, der Träger der Sonne, ein. Er nahm die Sonne von seinem Rücken und hängte sie an einen Wandpflock im Westen des Raumes, wo sie noch eine Weile flirrend hin und her schwang, bis sie schließlich stillhing.

Nun wandte sich Tschohanoai an die ältere Frau und fragte in ärgerlichem Ton: „Wer sind jene, die heut hier herein-
kamen?“ Die Frau antwortete zuerst nicht, und die jungen Leute sahen einander an, wagten aber nicht zu sprechen. Als er die Frage viermal wiederholt hatte, sagte die Frau: „Du tätest besser, den Mund nicht zu voll zu nehmen. Zwei junge Leute kamen heute her, die ihren Vater suchten. Wenn du ausgehst, erzählst du mir immer, du machtest nirgends Besuche und wärst noch keiner Frau außer mir zunähe gekommen. Wessen Söhne sind denn nun jene?“ Dabei wies sie auf das Bündel auf dem Sims, und ihre Kinder lächelten einander vielsagend zu. Der Sonnengott nahm das Bündel herab und entrollte zuerst die Decke der Dämmerung, dann die des blauen Himmels, weiter die des Abendrotes und zuletzt die der Dunkelheit, bis die Knaben heraus und auf den Boden fielen. Er ergriff sie und schleuderte sie zuerst auf große, scharfe Spiken aus weißer Muschelschale, die im Osten aufragten; aber sie schnellten unverletzt zurück, denn sie hatten die ganze Zeit über ihre Lebensfedern dicht an sich gehalten. Dann warf er sie nacheinander noch auf Türkisspiken im Süden, Haliotis-
spiken im Westen und Spiken aus schwarzem Fels im Norden, aber immer blieben sie unversehrt, so daß Tschohanoai sagte: „Ich wünschte, sie wären wirklich meine Kinder.“

Dann sagte er zu seinen älteren Kindern, die bei ihm lebten: „Geht hinaus, rüstet das Schwitzhaus und macht die vier härtesten Steine, die ihr finden könnt, glühend: je einen weißen, blauen, gelben und schwarzen Stein.“ Als die Winde dies hörten, sagten sie: „Noch immer sucht er seine Kinder zu töten. Wie sollen wir die Gefahr abwenden?“ Das Schwitzhaus war gegen eine Anhöhe erbaut. Der Wind grub ein Loch in diese

und verschloß es mit einem flachen Stein; dann flüsterte er das Geheimnis den Knaben ins Ohr und sagte: „Bergt euch nicht eher in dem Loche, als bis ihr die Fragen eures Vaters beantwortet habt.“ Die Knaben gingen in das Schwitzhaus; die großen, erhitzen Steine wurden hineingetan und die Öffnung des Schwitzhauses mit den vier Himmelstüchern bedeckt. Tschohanoai fragte die Knaben: „Ist euch heiß?“ „Ja, sehr heiß“ erwiderten diese und krochen sogleich in das Loch, in dem sie sich niederlegten. Danach kam Tschohanoai und goß Wasser durch das Dach des Schwitzhauses auf die Steine, die mit lautem Krach zerbarsten, worauf sich große Hitze und Dampf entwickelten. Mit der Zeit aber fühlten die Steine sich ab, und die Knaben krochen wieder in das Schwitzhaus zurück. Tschohanoai fragte von neuem: „Ist euch heiß?“ Denn er hoffte keine Antwort mehr zu bekommen; aber die Knaben antworteten wieder: „Sehr heiß.“ Da nahm er die Decken von der Öffnung des Schwitzhauses fort und ließ die Knaben heraus. Er begrüßte sie freundlich und sagte: „Wahrhaftig, es sind meine Kinder“, dachte aber immer noch über Mittel und Wege nach, sie zu verderben, falls sie es nicht seien. Die vier Himmelstücher wurden, eins über das andere, auf dem Boden ausgebreitet und die vier jungen Männer veranlaßt, sich auf sie zu setzen, einer hinter dem andern, mit dem Antlitz nach Osten. Dann befahl Tschohanoai seinen Töchtern: „Macht, daß diese beiden Knaben genau so wie meine beiden andern Söhne aussehen.“ Die Töchter gingen zu den Fremdlingen, zogen an ihrem Haar, bis es lang war, und kneeteten ihre Gesichter und Gestalten, bis sie genau denen ihrer Brüder glichen. Dann hieß der Sonnengott sie alle aufzustehen und ins Haus kommen. Die beiden Fremden kamen zuletzt. Als sie gerade durch die Tür schreiten wollten, vernahmen sie eine Stimme, die ihnen ins Ohr raunte: „Pst! Blät auf den Boden.“ Sie taten es und bemerkten Baskefede, eine stachelhäutige Raupe, die gerade, als sie hinsahen, zwei blaue Speichelklumpchen auf den Boden spie. „Nehmt je eines dieser Speichelklumpchen“, flüsterte Niltsci, der Wind, „und tut es in

euren Mund, aber ohne es zu verschlucken; es gibt nämlich noch eine neue Probe für euch: eine Rauchprobe.“ Als sie alle im Hause waren, langte Tschohanoai eine Pfeife aus Türkis herab, die an der östlichen Wand hing, und füllte sie mit Tabak. „Das ist der Tabak, mit dem er tötet“, flüsterte der Wind den Knaben zu. Tschohanoai hielt die Pfeife zur Sonne empor, die an der Wand hing, entzündete sie daran und gab sie den Knaben zu rauchen. Sie rauchten sie und reichten sie herum, bis sie ausgeraucht war. Dabei sagten sie, sie schmecke gut, denn sie tat ihnen keinen Schaden.

Als Tschohanoai sah, daß auch das Rauchen die Knaben nicht tötete, gab er sich zufrieden und sprach: „Nun, meine lieben Kinder, was wollt ihr von mir? Warum suchtet ihr mich auf?“ „Vater,“ sprachen seine beiden Söhne, „das Land, in dem wir wohnen, ist voll von Anaye, welche die Menschen verschlingen. Da sind Yeitso und Theelgeth, die Tsenahale, Vinahe Uchani und noch viele andere. Sie haben fast alle Leute unseres Stammes gefressen, und nur wenige sind noch übrig; schon haben sie nach unserem Leben getrachtet, und wir sind geflohen, um ihnen zu entgehen. Gib uns Waffen, mit denen wir unsere Feinde erschlagen können! Hilf uns sie vernichten!“ „Wisset,“ antwortete Tschohanoai, „Yeitso, der in Tsotsil wohnt, ist ebenfalls mein Sohn; aber ich will euch helfen, ihn zu töten. Ich werde den ersten Blitzstrahl gegen ihn schleudern und euch Waffen geben, die euch im Kampfe förderlich sein werden.“ Darauf nahm er von Pflöcken, an denen sie rings im Raum hingen, für jeden einen Hut, ein Wams, Leggings und Mokkasins herab, alles aus Feuerstein; ferner gab er ihnen als Waffen einen Blitzstrahlpfeil, einen Wetterleuchtpfeil, einen Sonnenstrahlpfeil, einen Regenbogenpfeil, ein großes Steinmesser und einen Donnerkeil. „Das ist gerade, was wir brauchen“, sagten die Knaben und legten die Feuersteinrüstung an. Sogleich schossen Blitzstrahlen aus jedem Gelenk derselben.

Am nächsten Morgen geleitete Tschohanoai die Knaben zum Rande der Welt, an dem Himmel und Erde aneinanderstoßen

und jenseits dessen es keine Welt mehr gibt. Hier ragten sechzehn Pfosten von der Erde zum Himmel, vier davon aus weißer Muschelschale, vier aus Türkis, vier aus Haliotisschale und vier aus rotem Stein. Ein tiefer Strom floß zwischen ihnen und den Pfosten; als sie sich ihm näherten, flüsterte Niltchi, der Wind, ihnen zu: „Das ist eine neue Versuchung.“ Darauf blies er mit voller Kraft und bildete so eine Regenbogenbrücke, auf der die Brüder heil hinüberkamen. „Die roten Pfosten bedeuten Krieg, die andern Frieden“ raunte Niltchi weiter; daher antworteten die Brüder, als Tschohanoai sie fragte, an welchen Pfosten sie emporsteigen wollten: „An den roten“, denn sie hatten Kampf mit ihren Feinden im Sinn. Also kletterten sie an den Pfosten aus rotem Stein zum Himmel empor, ihr Vater mit ihnen. Sie zogen fürbäß und kamen nach Nagachoka, dem Loch im Mittelpunkte des Himmels, das von vier spiegelglatten Klippen umsäumt wird, die sich steil abwärts senken, Klippen aus demselben Stein wie die Pfosten, an denen sie zum Himmel aufgestiegen waren. Sie setzten sich auf die Klippen, Tschohanoai auf die der Westseite, die Brüder auf die der Ostseite (— sie waren an den glatten Flächen fast hinabgeglitten, wenn der Wind nicht von unten geblasen und sie gehalten hätte —), und Tschohanoai fragte, nach unten weisend: „Wohin gehört ihr in der Welt dort unten? Zeigt mir eure Heimat.“ Die Brüder blickten hinab und suchten die Stelle, konnten sie aber nicht finden, denn alles Land erschien wie eine glatte Fläche, auf der die bewaldeten Berge sich wie schwarze Flecke abhoben, die Seen wie Sterne blinkten und die Flüsse gleich Blitzstrahlen aufleuchteten. Der Ältere sprach: „Ich kann das Land nicht finden“, der Jüngere aber, dem Niltchi es leise vorsagte und zeigte, sagte, nach unten weisend: „Dort liegt der San Juan-Fluß, dort der Rio Grande, dort hinten der Berg Tschischnadchini; unter uns ist der Tsotsil, dort im Westen der Dhosolidh; jener weiße Fleck über dem San Juan ist Dhepentsa, und dort, zwischen jenen Bergen, liegt Dsilnaothil, unsere Heimat.“ „Recht, mein Sohn“ sagte Tschohanoai, breitete sodann, seinem Ver-

sprechen getreu, einen Blitzstrahl aus, stellte seine Söhne darauf — jeden an einem Ende — und schoß sie hinab, gerade auf die Spitze des Berges Tsotsil.

c) Der Kampf mit dem Riesen

Die Brüder stiegen den Tsotsil auf der Südseite hinab und wanderten nach der warmen Quelle von Thosatho. Auf dem Wege dorthin fanden sie die vier heiligen Leute, bei denen sie eine Nacht in einer Höhle zubrachten; von ihnen erfuhrten sie alles über Yeitso, was sie zu wissen brauchten. Jene sagten ihnen, daß er sich täglich dreimal über den Bergen zeige, bevor er herabkomme; erst beim viertenmale steige er vom Tsotsil herab, um in der Quelle von Thosatho zu trinken. Wenn er sich dazu niederbeuge, ruhe eine seiner Hände auf dem Tsotsil, die andere auf den hohen Bergen an der andern Seite des Tales; seine Beine aber reichten so weit, wie ein Mann von Morgen bis Abend wandere.

Bei Tagesanbruch kamen sie nach Thosatho, wo in jenen Tagen ein viel größerer See als heute lag; im engsten Teile des Tales befand sich ein hoher Felsenwall. Als sie am Seeufer anlangten, sagte der eine Bruder zum andern: „Läßt uns die Waffen unseres Vaters versuchen“, und sie schleuderten einen der Pfeile, die Tschohanoai ihnen gegeben hatte, gegen den Tsotsil; er verursachte einen großen Spalt, der noch jetzt in dem Berge zu sehen ist, und die Brüder sprachen zueinander: „Mit solchen Waffen kann uns im Kampfe kein Leid widerfahren.“ Bald danach hörten sie den donnerartigen Hall von Tritten und erblickten den Kopf Yeitso, der über einem hohen Berge im Osten auftauchte, um im Augenblick darauf wieder zu verschwinden. Winnen kurzem hob das Ungeheuer Kopf und Brust über einen Berg im Süden und blieb etwas länger sichtbar als das erstmal. Dann zeigte es seinen Körper bis zum Gürtel über einem Berg im Westen und zuletzt bis zu den Knien über dem Tsotsil im Norden. Darauf stieg Yeitso den Berg hinab, kam zum Seeufer und warf einen Korb, den er gewöhnlich trug, ab.

Biermal neigte er sich nieder, um zu trinken, und jedesmal wurde das Wasser des Sees ersichtlich weniger; zuletzt war der See fast ausgetrocknet. Die Brüder verloren ihre Geistesgegenwart, als sie den Riesen so trinken sahen, und verhielten sich untätig. Als er den letzten Zug tat, näherten sie sich dem Seeufer, und Neitso sah ihr Spiegelbild im Wasser. Er hob den Kopf, erblickte sie und brüllte: „Was für ein sauberer Vårchen kommt mir da vor die Augen? Wo war ich denn nur, daß ich euch nie zuvor sah?“ „Gib ihm seine Worte wieder“ sagte der jüngere Bruder zum älteren. „Was für ein ungeschlachtes Ding kommt mir da vor die Augen? Wo war ich denn nur, daß ich dich nie zuvor sah?“ schrie der ältere Bruder zum Riesen hinüber. Biermal flogen diese Hohnworte herüber und hinüber. Mit einemmale hörten die Brüder, wie Nilschi, der Wind, ihnen hastig zuflüsterte: „Seid auf der Hut!“ Die Brüder standen auf einem Regenbogen; sie ließen ihn sich flach ausbreiten und sanken zu Boden — da sauste auch schon ein Blitzstrahl, den Neitso schleuderte, mit Donnerkrachen über ihren Häuptern dahin. Vier Blitze sandte er rasch hintereinander. Als er den zweiten schleuderte, ließen sie den Regenbogen sich wieder krümmen und stiegen empor, so daß der Strahl unter ihren Füßen hindurchfuhr, beim dritten sanken sie wieder hinab, damit der über ihren Häuptern sausende Strahl sie nicht trüfe, und beim vierten erhoben sie sich ganz hoch in die Lüfte, denn diesmal zielte der Riese höher als zuvor; aber auch dieser Strahl ging unter ihren Füßen hinweg und tat ihnen keinen Schaden. Nun zückte der Riese einen fünften Strahl; in demselben Augenblick fiel ein Blitz vom Himmel auf sein Haupt herab, so daß er taumelte, aber nicht fiel. Da schoß der ältere der Brüder einen Blitzstrahl ab. Sein Feind wankte nach Osten zurück, richtete sich aber wieder auf. Ein zweiter Pfeil ließ ihn nach Süden straucheln — mit jedemmal sank er tiefer und tiefer —, aber noch einmal erhob er sich und rüstete sich zur Erneuerung des Kampfes. Der dritte Blitzpfeil warf ihn gen Westen, der vierte gen Norden. Diesmal sank er in die Knie, erhob sich nur noch teilweise, fiel

dann flach auf sein Gesicht, streckte alle Glieder von sich und regte sich nicht mehr.

Während die Pfeile den Riesen trafen, zerbarst sein Panzer in Stücke, und die Splitter flogen nach allen Richtungen umher. Der ältere Bruder rief: „Sie mögen den Menschen in Zukunft nützlich sein.“ Dann näherten sich beide dem Gefallenen, und der Jüngere skalpierte ihn. Bisher hatte dieser den Namen Chobadtschitschini („das Kind des Wassers“) geführt, nun aber gab ihm sein Bruder den Kriegernamen Naidhikischi („der ringsum schneidet“), während er selber fortan Nayenezgani („der Töter der Anaye“) hieß. Die Brüder schnitten dem Riesen das Haupt ab und warfen es auf die östliche Seite des Tsotsil, wo es noch heute zu sehen ist; das Blut aber rann in einem so breiten Strom aus dem Körper das Tal hinab, daß es die Felsenbarre, die den alten See begrenzte, durchbrach. Niltschí raunte den Brüdern zu: „Das Blut strömt nach den Behausungen der Binahe Achani; wenn es sie erreicht hat, erwacht Neitsj zu neuem Leben.“ Da nahm Nayenezgani sein Steinmesser und zog damit quer durch das Tal eine Furche; sogleich hörte das Blut auf, weiterzufließen, schwoll empor und erfüllte das ganze Tal, wo wir es noch heute sehen.

Die Brüder legten die zerbrochenen Pfeile und den Skalp Neitsos in seinen Korb und machten sich auf den Weg nach Dsilnaothil. Als sie sich ihrem Hause näherten, nahmen sie ihre Rüstung ab und verbargen diese mitsamt dem Korb im Gebüsch. Ihre Mütter waren froh, sie wiederzusehen (denn sie hatten schon befürchtet, ihre Söhne seien tot), und sprachen: „Wo waret ihr, seit ihr uns gestern verließet, und was habt ihr ausgerichtet?“ Nayenezgani erwiederte: „Wir waren im Hause unseres Vaters, der Sonne. Dann sind wir gen Tsotsil gezogen und haben Neitsj erschlagen.“ „Kind,“ sagte Estsanatlehi, „sprich nicht so! Mit so schrecklichen Dingen zu scherzen ist nicht recht.“ „Glaubst du uns nicht?“ fragte Nayenezgani. „Nun, so komm hinaus und sieh' dir an, was wir mitgebracht haben.“ Er führte die Frauen dahin, wo er den Korb versteckt hatte, und zeigte ihnen die Trophäen. Da überzeug-

ten sie sich, daß er die Wahrheit gesprochen hatte, und tanzten, um den Sieg ihrer Söhne zu feiern.

d) Weitere Abenteuer

(Nach dieser Heldenat töten die Brüder noch viele andere Anaye: den vierfüßigen gehörnten Theelgeth, die adlergestaltigen Tsenahale, den Unhold Tsethachotschilthali, der alle seine Opfer in einen Abgrund zu stürzen pflegte, die Binaye Achani, die ihre Besucher mit dem Blitz ihrer Augen vernichteten, und andere mehr. Aber noch immer sind viele übrig, und die Brüder beschließen, aufs neue zu ihrem Vater, dem Sonnengotte, zu gehen, um Rat und Hilfe von ihm zu erbitten. Sie gelangen ohne Fährlichkeiten zum Hause des Sonnengottes und tragen diesem ihre Bitten vor. Da spricht der Gott zu ihnen:)

Qiebe Kinder, wenn ich euch sonst half, habe ich nie von euch irgend etwas dafür verlangt. Ich bin willens, euch wieder zu helfen, aber nur, wenn ich weiß, daß auch ihr entschlossen seid, etwas für mich zu tun. Ich habe täglich einen langen Weg zu machen, und oft, an langen Sommertagen, reicht die Zeit nicht aus; dann habe ich keinen Ort, wo ich ruhen oder essen kann, bis ich wieder in mein Haus im Osten zurückgekehrt bin. Nun wünsche ich, daß ihr eure Mutter Etsfanatlehi nach dem Westen sendet, damit sie mir dort ein neues Haus erbaue." Nayenezgani war sogleich dazu bereit, Thobadschitschini aber machte Einwendungen, da es ihnen nicht zufäme, ihre Mutter zu zwingen. Tschohanoai gab den Brüdern nunmehr fünf Reifen, einen schwarzen, blauen, gelben, weißen und vielfarbigen — an jedem Reifen hingen Messer von derselben Farbe —, ferner vier große Hagelkörner von denselben Farben wie die vier ersten Reifen. Dann sprach er zu seinen Söhnen: „Eure Mutter wird schon wissen, was sie mit diesen Dingen anzufangen hat“ und entließ sie.

Als die Brüder zu Hause angekommen waren, sagten sie zu ihrer Mutter Etsfanatlehi: „Hier sind Reifen, die uns unser Vater gab. Er sagte uns, du wissest Bescheid mit ihnen. Zeige

uns also, wie sie zu gebrauchen sind.“ Viermal leugnete Effsantalehi, irgend etwas davon zu wissen; da aber schlieflich Nayenezgani ärgerlich und ungeduldig wurde, sagte sie: „Ich habe nie den Sonnengott gesehen, außer von weitem. Nie war er auf Erden, mich zu besuchen. Nichts weiß ich von diesen Taliismanen; aber ich will sehen, was ich tun kann.“ Mit diesen Worten trug sie den schwarzen Reifen nach dem Osten, stellte ihn so, daß er rollen konnte, und warf das schwarze, vieredige Hagelkorn hindurch. Sogleich rollte der Reifen nach Osten und verschwand ihnen bald aus den Augen. Dann trug sie den blauen Reifen nach dem Süden und warf das blaue, sechseckige Hagelkorn hindurch; der Reifen rollte nach dem Süden davon. Mit dem gelben Reifen und dem gelben, acht-edigen Hagelkorn machte sie es genau so im Westen, mit dem weißen Reifen und dem weißen, elfseckigen Hagelkorn im Norden. Den vielfarbigen Reifen aber warf sie zum Zenit empor, dann schleuderte sie die vier Messer nach derselben Richtung und blies mit gewaltigem Odem hinterdrein; binnen kurzem waren Reifen und Messer in den Wolken verschwunden. Sooft ein Reifen davonrollte, ließ sich Donnerrollen hören. Vier Tage lang geschah nichts von Belang, und das Wetter erlitt keine Änderung. Am Ende der vier Tage hörte man Donner hoch oben am Himmel, und wieder war vier Tage lang schönes Wetter. Dann endlich verdunkelte sich der Himmel, und eine große, weiße Wolke senkte sich herab. Effsantalehi begab sich hinaus und sah aus allen Himmelsrichtungen mächtige Wirbelstürme heranrasen, die hohe Bäume Halmen gleich knickten und mit gewaltigen Felsen wie mit Kieselsteinen ihr Spiel trieben. „Mein Sohn, ich fürchte für unser Haus,“ sagte sie, als sie heimgekehrt war, „es liegt zu hoch in den Bergen; die Stürme könnten es zerstören.“ Nayenezgani ging hinaus und bedeckte das Haus zuerst mit einer schwarzen Wolke, die er mit Regenbogen an der Erde befestigte, dann mit einem dunklen Nebel, den er mit Sonnenstrahlen festband, darauf wieder mit einer schwarzen Wolke, die er mit Wetterleuchten beschwerte, und endlich noch einmal mit einem dunk-

len Nebel, der mit Blikstrahlen angepflockt wurde. An demselben Abend, gegen Sonnenuntergang, erhaschten sie noch einen schwachen Sonnenstrahl; dann aber war es vier Tage und vier Nächte lang dunkel, und es stürmte und hagelte wie nie zuvor. Die Luft war von scharfen Steinen erfüllt, die der Wind vor sich her trieb. Die beiden Frauen und ihre Söhne saßen sicher in ihrer Hütte, doch konnten sie das Brausen des Sturmes draußen vernehmen. Am Morgen des fünften Tages ließ die Wut des Orkans nach; Nayenezgani ging hinaus und fand, daß es zwar immer noch dunkel, aber doch wenigstens schon ganz ruhig war. Da machte er sich ans Werk, die Decken vom Hause zu entfernen, und warf eine nach der andern zum Himmel hinauf. Als die erste Decke emporstieg, schossen Blikstrahlen daraus hervor, an der zweiten erschien Wetterleuchten, aus der dritten Decke strömten Sonnenstrahlen, und die vierte schmückte sich mit Regenbogen. Noch war es dunkel, und Staub, den die Winde aufgewirbelt hatten, erfüllte die Luft. Später aber gab es einen sanften Regenschauer, der den Staub niederschlug, und alles war wieder hell und klar. Die Insassen der Hütte kamen heraus und staunten über die Veränderungen, die der Sturm bewirkt hatte: in der Nähe der Hütte hatte sich ein großer Cañon gebildet, die Gestalt der Felsen ringsum war ganz verändert, und einzelne Felsenpfeiler waren von den Winden herausgeschnitten worden.

„Sicher sind jetzt alle Anaye tot,“ sagte Estsanatlehi, „der Sturm muß sie vernichtet haben.“ Miltchi aber flüsterte Nayenezgani ins Ohr: „San, das Alter, lebt noch in den Bergen von Dhepentsa.“ Am nächsten Morgen machte er sich auf den Weg nach Norden und sah, als er Dhepentsa nach einer langen Wanderung erreicht hatte, eine uralte Frau, auf einen Stab gestützt, langsam auf sich zukommen. Ihr Rücken war gebeugt, ihr Haar weiß, ihr Antlitz tief gerunzelt. Er wußte sogleich, daß sie San war. „Großmutter,“ sprach er zu ihr, „ich bin gekommen, einer grausamen Pflicht zu genügen. Ich will dich töten.“ „Warum willst du mich töten?“ fragte sie ihn mit

schwacher Stimme. „Ich habe niemandem Schaden zugefügt. Ich hörte, du habest große Taten verrichtet, auf daß die Menschen sich auf Erden vermehren. Wenn du aber mich tötest, wird es kein Unwachsen der Menschheit mehr geben; die Knaben werden nicht mehr zu Männern und Vätern reifen, nutzlose Greise werden nicht mehr sterben, ein allgemeiner Stillstand wird eintreten. Es ist aber gut, wenn die Menschen alt werden, wegsterben und jüngeren Platz machen; laß' mich also leben, und ich werde dir helfen, die Menschen zu vermehren.“ „Wenn du dein Versprechen hältst, Großmutter, will ich dich schonen“ sagte Nayenezgani und kehrte zu seiner Mutter zurück.

Niltchi flüsterte ihm wieder zu: „Chakaz Eßsan, die Kältefrau, lebt noch auf den Gipfeln von Dhepentsa, wo der Schnee nicht mehr schmilzt.“ Nayenezgani begab sich dorthin und stomm die Bergspitzen von Dhepentsa hoch hinauf, bis dahin, wo keine Bäume mehr wuchsen und der Schnee den ganzen Sommer über liegenblieb. Hier fand er eine dürre Alte, die ohne Kleidung, Nahrung, Feuer und Schutzdach auf dem bloßen Schnee hockte. Sie zitterte vor Kälte vom Kopf bis zu den Füßen, ihre Zähne schlugen aufeinander, und aus ihren Augen lief das Wasser. Inmitten des treibenden Schnees, der um sie wirbelte, tummelten sich eine Menge Schneemanns; das waren die Boten, die sie entsandte, um das Nahen eines Schneesturmes anzukündigen. „Großmutter,“ sprach er zu ihr, „grausam muß ich gegen dich sein. Ich bin gekommen, dich zu töten, damit die Menschen durch dich nicht mehr frieren und sterben.“ „Töte mich oder laß' mich leben, ganz nach deinem Willen, mich ficht's nicht an“ erwiderte die Alte; „aber wisse, daß, wenn du mich tötest, es immer heiß sein und das Land verdorren wird; die Quellen werden versiegen, die Menschen umkommen. Es ist also besser für deine Menschen, wenn du mich am Leben läßt.“ Nayenezgani schwieg und dachte nach. Dann ließ er die Hand sinken, die er schon zum tödlichen Streich erhoben hatte, und sprach: „Du sprichst weise, Großmutter. Ich will dich leben lassen.“ Und er kehrte nach Hause zurück.

Miltschi, der Wind, raunte ihm jetzt zu: „Noch lebt Tiein, die Armut; es sind ihrer zwei, und sie wohnen in Osildhasdschini.“ Um nächsten Tage brach Nayenezgani dorthin auf und fand einen alten Mann und ein altes Weib, die schmutzig und zerlumpt waren und in einer armseligen Behausung wohnten. „Großmutter, Großvater“ redete Nayenezgani sie an, „ich bin gekommen, um euch zu töten.“ „Tu's nicht, Enkel!“ sagte der alte Mann. „Es wird nicht gut für die zukünftigen Menschen sein, wenn wir tot sind; denn dann werden sie immer dieselben Kleider tragen und niemals neue bekommen. Wenn wir am Leben bleiben, werden die Kleider sich abtragen, und die Menschen werden sich neue und schönere machen; sie werden Güter sammeln und etwas auf ein nettes Aussehen geben. Läßt uns also leben! Dann reißen wir ihnen ihre alten Kleider zu Füßen am Leibe, zu ihrem Besten.“ Da schonte sie Nayenezgani und kehrte nach Hause zurück.

Sein nächstes Ziel war Dhitschin, der Hunger, der in Tlochadhaskai lebte, wie Miltschi ihm sagte. An jenem Orte fand er zwölfe von dem Hungervolk; ihr Häuptling war ein großer, fetter Mann, dem man es nicht ansah, daß er von nichts anderem als einem kleinen, braunen Kaktus lebte. „Ich muß grausam gegen euch sein,“ sagte Nayenezgani, „damit die Menschen nicht mehr die Qualen des Hungers ausstehen und vor Hunger sterben.“ „Töte uns nicht,“ antwortete der Häuptling, „wenn du wünschst, daß deine Menschen in Zukunft sich mehren und glücklich seien. Wir sind eure Freunde. Wenn wir sterben, werden die Menschen sich nicht mehr ums Essen kümmern; sie werden dann niemals den Genuss kennenlernen, gute Happen zu kochen und zu essen, und werden nie für die Freuden der Jagd zu haben sein.“ Also schonte Nayenezgani auch die Dhitschin und kehrte heim, ohne eine Trophäe erbeutet zu haben.

Nun sprach Nayenezgani zu seiner Mutter: „Ich glaube, daß jetzt alle Anaye tot sind, denn jeder, dem ich begegne, redet mich als seinen Verwandten an.“ Darauf legte er die einzelnen Teile seiner Rüstung ab, schichtete sie auf und tat auch die

verschiedenen Waffen, die der Sonnengott ihm gegeben hatte, dazu; dann stimmte er einen Siegesgesang an. Kaum hatte er geendet, als man fern im Osten einen andern Gesang vernahm und Estsanatlehi zu den Jünglingen sagte: „Legt rasch eure gewöhnliche Kleidung wieder an; Tschohanoai kommt, uns zu besuchen, rüstet euch, ihn zu empfangen.“ Dann verließ sie die Hütte, um nicht dabei zu sein, wenn sie von den Anaye sprächen. Als der Gott seine Söhne begrüßt und sich niedergelassen hatte, fragte er sie, ob sie nun alle Anaye getötet und Trophäen ihrer Siege heimgebracht hätten. Dann sagte er: „Es ist nicht gut, daß die Leichen jener Unholde liegenbleiben, wo sie erschlagen wurden; sie sollen alle bei dem Leichnam Neitsos begraben werden.“ Darauf nahm er die Trophäen und die Rüstung mit den Worten: „Diese will ich mit mir in mein Haus im Osten tragen und dort aufbewahren. Wenn ihr sie je nötig haben solltet, so kommt und holt sie euch.“ Zuletzt versprach er, nach vier Tagen zurückzukehren und sich mit Estsanatlehi auf dem Gipfel des Tscholihi zu treffen.

e) Tschohanoai und Estsanatlehi

Nach vier Tagen ging Estsanatlehi auf den Gipfel des Tscholihi und setzte sich auf einen Felsen. Tschohanoai kam, ließ sich neben ihr nieder und versuchte sie an sich zu ziehen; sie aber entwand sich ihm und sprach: „Was soll das? Ich mag deine Umarmungen nicht.“ — „Du sollst mir angehören“ sagte der Sonnengott. „Ich will, daß du nach dem Westen kommst und mir dort ein Heim bereitest.“ — „Ich will aber nicht!“ erwiderte sie. „Du hast kein Recht, es zu verlangen.“ — „Habe ich nicht deinen Knaben Waffen gegeben, um die Anaye zu erschlagen? Ich habe viel für dich getan, und dafür mußt du mich belohnen.“ — Sie sagte: „Ich habe es nie von dir verlangt, du tatest es aus eigenem Antriebe und weil deine Söhne dich darum batzen.“ — „Aber Nahenezgani versprach, er werde dich mir geben.“ — „Was kümmern mich seine Versprechungen?“ rief sie aus. „Sie binden mich nicht, denn

er hat kein Recht, für mich zu sprechen.“ Als der Gott weiter in sie drang, sprach sie endlich: „Sage mir zuerst vor allem, was du mir dafür versprichst. Du hast ein schönes Haus im Osten; nie sah ich es, aber ich hörte viel davon, wie schön es sei. Ich wünsche, daß für mich ein Haus von ganz derselben Art im Westen gebaut werde; ich will, daß dies Haus auf dem Wasser schwimme, fern vom Gestade, auf daß die Menschen, wenn sie sich in Zukunft vermehren, mich nicht mit allzu vielen Besuchen belästigen. Ferner will ich, daß alle Arten Geschmeide — weiße Muschelschale, Türkis, Haliotis, Jet, Speckstein, Achat, roter Stein — rings um mein Haus gepflanzt werden, damit sie wachsen und sich vermehren. Ich werde einsam dort drüben leben und mich danach sehnen, etwas zu tun, da meine Söhne und meine Schwester nicht mit mir gehen werden. Darum gib mir Tiere, die ich mitnehmen kann. Wenn du all' das für mich tust, will ich mit dir nach dem Westen gehen.“ Er versprach es und schuf Wapitis, Büffel, Hirsche, Bergschafe, Kaninchen und Präriehunde, daß sie sie begleiteten.

Als sie sich nach ihrem neuen Haus begab, halfen ihr zwei Stämme des göttlichen Volkes die Tiere, die bereits sehr zahlreich waren, dorthin treiben. Sie zogen über die Thuintschaberge und stampften sie dabei nieder, so daß sich ein Paß bildete. Immer größer wurden die Herden, und als sie die Schwarzen Berge querten, traten sie einen Engpaß, der so tief war, daß seine Sohle fast auf der gleichen Höhe wie die angrenzende Ebene lag. Gleichzeitig schwenkten hier alle Büffel von der Herde ab und trabten nach Osten; sie sind noch heute dort und nie wieder zu Etsanatlehi zurückgekehrt. In Choschthoditho zweigten sich die Wapitis auf Nimmerwiedersehen von der Herde ab und wanderten nach Osten. Von den Antilopen, Hirschen und andern Tieren verließen von Zeit zu Zeit nur einige, nicht alle, die Herde und zogen ostwärts. Endlich kam Etsanatlehi an dem großen Wasser des Westens an und bezog ihr schwimmendes Haus; dort lebt sie noch heute und wird täglich vom Sonnengott besucht, wenn er seine Reise

über den Himmel beendet hat. Aber er zieht nicht jeden Tag seine Straße; an trüben, regnerischen Tagen bleibt er in seinem Haus im Osten und sendet an seiner Statt die Blitzschlangen, die Unheil stiften.

Nayenezgani und Thobaduschitschini gingen, nachdem Estsanalehi sie verlassen hatte, nach Thoyetli im Tale des San Juan, wie ihr Vater ihnen befohlen hatte. Dort bauten sie ihr Haus und wohnen darin noch bis zum heutigen Tage; denn wir sehen daselbst mitunter ihre Gestalten sich im San-Juan-Flusse spiegeln. Die Navaho begeben sich dorthin, um ihre Gebete zu verrichten; aber nicht um Regen, gute Ernte oder wachsenden Viehstand bitten sie dann, sondern um Erfolg im Kriege, und darum gehen auch nur die Krieger dorthin.

48. Coyote-Geschichten

a) Der Coyote und der erste Tote



Die Zeitlang nach der Schöpfung lebten die vier Stämme der Menschen zusammen mit den Tieren in einem großen Hause. Auch die Klapperschlange, genannt Maik Solatsch („Weichkind“) war dort. Die Menschen hörten sie für ihr Leben gern klappern; daher war ihr nur wenig Ruhe und Frieden vergönnt, weil sie sie beständig anstießen und fäkelten, um sie zum Klappern zu bringen. Unfähig, diese Behandlung noch länger zu ertragen, ging sie endlich zu Alterbruder, ihn um Hilfe anzuflehen. Alterbruder hatte Mitleid mit ihr und zog aus seiner Lippe ein Barthaar, das er in kurze Stückchen zerschnitt, die der Klapperschlange als Zahne dienen sollten. „Wenn dich jetzt wieder irgend jemand quält, so heiß' ihn“ sagte er. Am Abend kam Taapi, das Kaninchen, zur Klapperschlange, als diese an der Tür saß, und fäkelte sie wieder wie schon so oft. Die Klapperschlange hob den Kopf und biß ihren Quälgeist, wie Alterbruder es sie geheißen. Als das Kaninchen den Biß fühlte, fäkelte es die

Klapperschlange von neuem und ward wieder gebissen; dann lief es herum und erzählte, die Klapperschlange sei ärgerlich und habe es zweimal gebissen.

Während der Nacht schwoll des Kaninchens Körper an, und Fieber überfiel es. Die Nachtstunden hindurch und noch während des ganzen folgenden Tages litt es schwere Pein und beschwore oft die, welche um sein Lager standen, sie möchten ihm eine Stelle bereiten, wo es Ruhe fände. Über keine Lagerstatt brachte ihm irgendwelche Erleichterung; weder Meersand, den der Coyote holen musste, fühlte seinen fieberheißen Körper, noch der Schatten des Gebüsches, in den sie es legten, und der kühle Wind, der hindurchstrich, konnten seine Qual lindern. Die Schmerzen stiegen immer mehr, und erst der Tod erlöste es von seinen Leiden.

Wegen dieses ersten Todesfalles, der sie betraf, schmähten die Menschen Ulterbruder, denn er war es gewesen, welcher der Klapperschlange erst die Zähne gegeben hatte, die nun alle bedrohten, die sich ihr näherten. Wie sollten sie des Kaninchens Leib bestatten? Das war eine ernste Frage für die Stämme, denn sie fürchteten des Coyote Einmischung. „Wenn wir ihn begraben, wird der Coyote ihn sicherlich herausscharren“ sagte der eine. „Verbergen wir ihn, so wird der Coyote ihn finden“ der andere. „Und legen wir ihn auf einen Baum, so wird der Coyote hinaufflettern“ ein dritter. Endlich schlugen die Mari-kopa vor, des Kaninchens Leichnam zu verbrennen. Um den Coyote während der Feier fernzuhalten, wurde er zur Sonne geschickt unter dem Vorwand, etwas Feuer zu holen, denn die Sonne hatte immer ein Feuer in ihrem Hause brennen.

Sobald der Coyote fort war, riefen die Menschen die blaue Fliege herbei, damit sie ihnen hülfe. Durch diese wurde zum erstenmale der Feuerbohrer angewandt. Sie nahm einen Stab gleich einem Pfeilschaft und quirlte ihn zwischen ihren Händen, wobei das untere Ende des Stabes in einer Kerbe am Rande eines flachen Stockes ruhte. Bald stieg Rauch auf, und das erste Feuer erglomm. Feuerholz wurde gesucht, und man schickte sich an, den Leichnam zu verbrennen.

Der Koyote hatte aber schon Verdacht geschöpft, als sie ihn weg schickten. „Sie müssen wohl irgend etwas im Schilde führen, weil sie mich entfernen“ sagte er bei sich und blickte häufig rückwärts. Als er den Rauch aufsteigen sah, packte ihn wilde Erregung. Er kehrte um und rannte, so rasch er konnte, wieder heim. Sobald er erschien, schlossen die Menschen einen Kreis um den brennenden Leichnam und versuchten ihn fern zu halten. „Laßt mich meinen Bruder noch einmal sehen! Nur mit einem Auge“ bettelte er, sich über den Boden kugelnd. Aber keiner schenkte ihm Gehör, und immer wieder lief er um den Kreis, um eine Öffnung zu suchen. An einem Punkte hatte dieser eine schwache Stelle, denn da standen zwei kleine Männer; der Koyote sprang über ihre Köpfe, riß das Herz aus dem brennenden Leibe und rannte damit fort. Die Menschen setzten ihm nach; der Koyote aber war schneller als sie. Südlich der Sierra Estrella hielt er an und legte das Herz auf einen Busch; die Menschen holten ihn ein, und er mußte von neuem fliehen. Bei Kihatoak machte er auf einem Berge halt, um das Herz zu verzehren; als er sah, daß es voll Asche war, schüttelte er es, so daß die Asche abfiel und den Berg bedeckte. Er heißt deshalb noch bis zum heutigen Tage der „Graue Berg“. Noch einmal holten die Menschen den Koyote ein, und er mußte nordwärts über den Rio Gila entweichen. Hier aß er das Herz endlich in Ruhe auf, und das Fett troff dabei auf jeden Stein des Berges. Daher heißt der Berg jetzt der „Fettige Berg“. Von diesem Ort floh der Koyote nach Süden, um im Meer zu leben.

b) Der Koyote befreit die Tiere

Puma und Wolf gingen einst jagen. Da sagte der Wolf: „Ich möchte wohl wissen, wo unser Bruder Koyote ist; ich denke, ich rufe ihn herbei.“ Er nahm eine Hirschniere und briet sie; der Wind trug den leckeren Duft nach Süden, wo der Koyote damals noch lebte. Als er den Bratenduft roch, sagte er: „Das sind sicher meine Brüder, die wünschen, daß ich heimkehre“ und lief schnurstracks nach dem Orte, wo Puma und

Wolf waren. Aber er wurde zuerst nicht recht seines Lebens froh, denn immer, wenn er etwas aß, fiel es wieder aus ihm heraus, wie Weizenkörner aus einem zerrissenen Sac. Endlich näherten ihm Puma und Wolf das Fell zu, so daß er nun die Nahrung bei sich behielt.

Nun begaben sich alle drei auf die Suche nach Frauen. Der Coyote fand eine und rief die andern, damit sie sie sich anschauen. Sie wurde des Pumas Weib, der Coyote aber erbot sich, sie heimzubringen. Auf dem Wege dorthin fiel er und gebärdete sich, als habe er sich sehr wehgetan. Die Frau war erschrocken und wußte nicht, was sie tun sollte. „Mir wird nicht eher besser, bevor du mir und dir nicht die Kleider ausziebst und mich ein paar Schritte lang auf dem Rückenträgst. So haben mich nämlich immer meine Brüder behandelt, wenn ich in ähnlicher Lage war“ sagte der Coyote, und die Frau zog sich gehorsam aus und schnürte die Kleider zu einem Bündel, das sie auf dem Kopfe trug, wie es Pimabrauch ist. Dann nahm sie den Coyote auf den Rücken; aber nach wenigen Schritten rief er bereits: „Halt, halt! Es tut mir weh; laß mich ein bißchen herunter.“ Kaum hatte sie seinen Wunsch erfüllt, da verging er sich an ihr in schimpflicher Weise.

Diese Tat machte großes Aufsehen, denn die Frau gehörte zu einem Stamme, der über große Zaubermacht verfügte. Die Leute des Stammes versuchten sie zur Rückkehr zu bewegen, sie aber wollte nicht folgen, auch wollte der Puma nichts davon wissen, daß sie ihren Freunden zurückgegeben werde. Da rächten sich die Karsukatsch Uatam, wie man jene Zauberer nannte, dadurch, daß sie Hirsche, Antilopen und jegliches andere Getier, das schnellfüßig, weichfellig und den Menschen nützlich ist, in eine Höhle im Gelben Gebirge im Süden der gegenwärtigen Pimeria und im Nordosten von Baboquivari trieben. Das beraubte die Menschen ihrer Hauptnahrung. Boten über Boten wurden ausgesandt, um zu erkunden, ob nicht Mittel und Wege gefunden werden könnten, durch die die gefangenen Tiere wieder befreit würden. Aber keiner konnte das, was man von ihm erhoffte, erreichen;

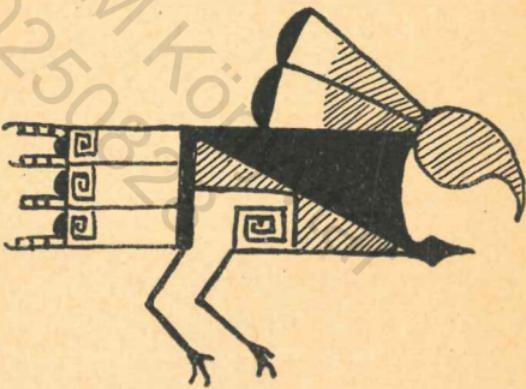
Jahr um Jahr kamen sie ohne Erfolg zurück. Endlich wurde der Koyote ausgesandt, um die in der Höhle Eingeschlossenen zu befreien. Als diese ihn kommen sahen, riefen sie: „Da kommt einer, der uns Schlimmes zufügen wird.“ Sie hofften seine Gier zu befriedigen, wenn sie ihm ein Stück Fleisch anbieten; das sollte er essen und sie dann in Ruhe lassen. Als der Koyote sich das Fleisch gebraten hatte und sich umsah, fiel sein Blick auf das Tor der Höhle. Da rief er: „Wo soll ich das Fleisch hinlegen? Es ist heiß!“ und rannte schnurstracks auf das Höhlentor zu. Bevor sich noch die Insassen der Höhle von ihrer Überraschung erholt hatten, stieß er das Tor auf, und Hirsche, Antilopen und alle andern Jagdtiere schwärmteten heraus wie Bienen aus einem geöffneten Stock. Der Koyote aber rannte aus Leibeskräften davon. Die Zauberer verfolgten ihn; er entkam und lebte von nun an im Meer des Westens.

c) Der Koyote und die Wachteln

Ginst, als der Koyote fest schlief, kam eine Schar Wachteln bei ihm vorüber. Sie schnitten ihm Stücke von seinem Fett ab und flogen davon. Gerade als sie das Fleisch kochten, holte der Koyote sie ein und rief: „Woher habt ihr denn das schöne Fett? Gebt mir doch etwas davon.“ Sie gaben ihm ein paar Stücke; der Koyote schmauste nach Herzenslust und ging dann wieder fort. Er war noch nicht weit gekommen, als die Wachteln hinter ihm her riefen: „Koyote, du hast ja dein eigenes Fleisch gegessen.“ „Was sagt ihr?“ fragte er. „Nichts! Wir hörten nur jemand hinter den Bergen schreien.“ Gleich darauf aber riefen sie von neuem: „Koyote, du hast ja dein eigenes Fleisch gegessen.“ „Was?“ fragte er. „Nichts! Wir hörten nur jemand den Mörser stampfen.“

Der Koyote ging weiter; schließlich bemerkte er seinen Verlust und begriff nun, was die Wachteln gemeint hatten. Da schwur er, sie zu fressen, und kehrte sogleich um. Die Wachteln flogen dicht über der Erde, und der Koyote lief unter ihnen her. Endlich ermüdeten die Wachteln, der Koyote aber nicht, denn er war ärgerlich und spürte deshalb nichts von Erschöpfung.

Mit der Zeit kamen sie zu einem Erdloch; da ergriff die Schlaueste von den Wachteln einen Kaktuszweig mit dem Schnabel und zog ihn hinter sich in das Erdloch hinein; alle andern schlüpften hinter ihr her. Der Koyote scharrete das Loch auf. Als er auf die erste Wachtel stieß, fragte er: „Warst du es, die zu mir sagte, ich hätte mein eigenes Fleisch gegessen?“ „Nein“ erwiderte sie; da ließ er sie fliegen. Bei der nächsten fragte er dasselbe und bekam dieselbe Antwort; auch sie ließ er fliegen, und so ging es weiter, bis die letzte Wachtel davongeflogen war und er an den Kaktuszweig kam. Dieser hing so voll Federn, daß er selbst wie eine Wachtel aussah. Daher stellte der Koyote wieder dieselbe Frage. Als er aber keine Antwort erhielt, rief er: „Nun weiß ich, du warst es, denn du antwortest nicht“ und biß so kräftig in den Kaktus, daß er umfiel und tot war.



Verzeichnis und Erklärung der Abbildungen

Umschlag bzw. Vorsatzpapier:

Motive eines im Hamburger Museum für Völkerkunde befindlichen gewebten Tazhemdes der Tlingit (Nordwestamerika). Beispiel der für jene nördlichen Küstengebiete typischen „Augenornamentik“.

Titelbild:

Sio ux-Häuptling. Nach einer Photographie von F. L. Rinehart (Omaha). Der Häuptling trägt eine Adlerfederhaube und ein hirschledernes Oberwams mit Perlstickerei und Skalpaaaren und hält in der Linken einen Fächer aus Adlerfedern, in der Rechten eine Tabakspeife mit Catlinitkopf und einen Pfeifen- und Tabakssack mit Stachelschweinborstenstickerei.

Buchleisten und Tertbilder:

- S. 1. Typische Ritzornamente der Alaska-Eskimo auf lindhernen Gürtelschnallen und einem Kistengriff. — Originale im Berliner Museum für Völkerkunde.
- S. 4. Rückwärts blickender Bär. Zeichen eines Dakota-Kriegers dieses Namens in der bilderschriftlichen Stammtolle des Häuptlings „Rote Wolle“. — Nach Mallery in ARBE IV (1886) Taf. 62 Fig. 61.
- S. 6. Weidende Rentiere. Ritzzeichnung auf Walroszahn, Alaska-Eskimo. Die verschiedene Haltung der fünf Tiere zeugt von vortrefflicher Naturbeobachtung und hervorragendem zeichnerischen Können; das gilt auch für die folgenden Ritzzeichnungen. — Nach W. J. Hoffman in RNM 1895 (1897) S. 791 Fig. 11.
- S. 13. Walrosjagd, dgl. Die Walrosse, zum Teil mit ihren Jungen auf dem Rücken, werden beim Mittagsschlaf auf einer Eisscholle überrascht und von den im offenen Jagdboott (Umiaf) nahenden Jägern harpuniert. — Nach W. J. Hoffman l. c. S. 894 Fig. 112.
- S. 14. Rentierz Jagd, dgl. Die beiden Jäger rechts erwarten, vor ihrer Hütte stehend, mit Bogen und Pfeil die herannahende Herde. Man beachte die Darstellung des Kalbchens (links), bei der sich der Zeichner, wie bei der Darstellung S. 6, an eine verkürzte Frontalansicht des Tieres gewagt hat. — Nach W. J. Hoffman l. c. Taf. 73 Fig. 3.
- S. 35. Walfischjagd, dgl. Von zwei Seiten dringen Umiats auf den Walfisch ein, der aus den Nasenlöchern zwei hohe Dampfsäulen emporpricht. — Nach W. J. Hoffman l. c. S. 885 Fig. 104.
- S. 42. Menschenfigur. Ritzzeichnung auf einer Muschelscheibe aus einem prähistorischen Grabhügel (Mound) des südöstlichen Missouri. Die Figur trägt in der Linken einen Menschenkopf, in der Rechten einen Fächer oder eine Rassel. — Nach Holmes in ARBE II (1883) Taf. 73.
- S. 43. Illustration zu einem Gluskap-Märchen. Ritzzeichnung auf einer Birkenrindenschachtel der Passamaquoddy-Indianer von Maine. Der Kulturheros Gluskap entspricht bei den Mitmak und Passama-

- quoddy dem Minabozho oder Mändbusch der Odshibwá und Menomini. — Nach Mallern in ARBE X (1893) S. 474 Fig. 659.
- S. 46. Kitschi Manido, der „große Geist“, die höchste Gottheit der Odshibwá. Ritzzeichnung auf Birkenrinde. K. M. ist dargestellt, wie er auf dem Midewigan, der Kulthütte des Midebundes (vgl. Märchen 11n), sitzt und die Ceremonien überwacht. — Nach W. J. Hoffman in ARBE VII (1891) S. 244.
- S. 63. Donnervogel, dgl. Der Halbkreis mit den kurzen Strichen bedeutet das Himmelsgewölbe als Sitz der Manidos (Geister). — Nach W. J. Hoffman l. c. S. 196.
- S. 77. Tierische Schutzgeister, über die der Jessakid (Zauberarzt) Macht hat, dgl. Die Tiere sind mit den im Wigwam sitzenden Schamanen durch Striche verbunden; unter ihnen an hervorragender Stelle der Donnervogel. — Nach W. J. Hoffman l. c. S. 252 Fig. 27.
- S. 85. Vorderansicht eines Frosches. Mitzornament auf einer prähistorischen Tonschale von der Halbinsel Florida. — Nach Holmes in ARBE XX (1903) Taf. 81.
- S. 92. Geflügelte Schlangen und Sonnensymbole. Mitzornament auf einer prähistorischen Tonschale aus Arkansas. — Nach Holmes l. c. S. 91 Fig. 50.
- S. 98 und 102. Der von Zauberkraft erfüllte „Mide“ (vgl. Märchen 11n). Ritzzeichnung der Odshibwá auf Birkenrinde. Die Begabung mit Zauberkraft ist in dem einen Falle durch die Hörner über der Stirn, in dem andern durch die zum Herzen laufenden Schlangenlinien angedeutet. — Nach W. J. Hoffman in ARBE VII (1891) S. 196.
- S. 118. Mann auf Schneeschuhen, der einen Toboggan (kanadischen Schlitten) zieht. Ritzzeichnung der Mikmak Neuschottlands auf Birkenrinde. Eine im Gegensatz zu den Odshibwá-Zeichnungen äußerst realistisch wirkende Darstellung. — Nach Mallern in ARBE X (1893) S. 331 Fig. 438.
- S. 120. Probe aus dem „Winter Count“ (bilderschriftliche Chronik) des Dakota-Häuptlings „Einsamer Hund“. Malerei auf Büffelfell. Die Zeichen bedeuten der Reihe nach: 1. Verlust von 30 Mann, 2. Poden, 3. die ersten Pferde mit Hufbeschlag von den Weißen erbeutet, 4. wollhaarige Pferde erbeutet, 5. Kalumettanz gefeiert, 6. Verlust von 8 Mann, 7. ein Utekara beim Adlerfang getötet, 8. Häuptling „Rotheimb“ durch Pfeile getötet, 9. ein Dakota auf der Flucht getötet, 10. der weiße Händler „Kleiner Biber“ kommt ums Leben. Sie beziehen sich auf die Jahre vom Winter 1800/01 bis zum Winter 1809/10. — Nach Mallern in ARBE IV (1886) Taf. 9—12.
- S. 132. Die Taten des Pehriska Ruhpa, eines Minitari-Häuptlings am oberen Missouri. Farbige Malerei auf einem Büffelfellmantel. — Original im Berliner Museum für Völkerkunde.
- S. 147. Kämpfende Indianer. Farbige Malerei auf dem Büffelfellmantel eines Dakota-Häuptlings. Der Krieger zur Linken trägt die bekannte Kriegsmütze mit langer Adlerfederhülle und einen Schild mit Adlerfedern. — Original im Berliner Museum für Völkerkunde.

- S. 168. Berittene Omaha greifen ein Zeltlager der Dakota an. Aus dem „Winter Count“ (s. o.) des Dakota „Wolkenschild“. Die Figur rechts ist die schematische Wiedergabe eines Tipi (Fellzeltes) mit den oben herausragenden Stangen und der Windklappe; die Striche bedeuten Pfeilhagel. — Nach Mallery in ARBE IV (1886) Taf. 38.
- S. 173. Büffel. Farbige Malerei von dem bei S. 147 erwähnten Fellmantel.
- S. 180. Der Dakota-Häuptling „Rennende Antilope“ tötet zwei feindliche Arikara. Farbige Tuschzeichnung auf Papier. Unter dem Pferde die Namenshieroglyphe des Häuptlings (vgl. S. 4). — Nach Mallery in ARBE X (1893) S. 571 Fig. 814.
- S. 181. Der „Mann im Mond“ und zwei Bären (Wappentiere). Bemalte Hausfront eines Clans der Tlatla siqoala in Nordost-Vancouver. — Nach Boas in RNM 1895 (1897) S. 377 Fig. 17.
- S. 190. Der Rabe. Tatauermuster eines Haida. Die Doppelprofildarstellung ist typisch für die nordwestamerikanische Kunst. — Nach Mallery in ARBE X (1893) S. 401 Fig. 523.
- S. 191. Der Donnervogel, der einen Walfisch in seinen Fängen hält (vgl. Märchen 271). Bemalte Hausfront eines Clans der Nimfisch in Nordost-Vancouver. — Nach Boas l. c. S. 378 Fig. 18.
- S. 215. Das Erlebnis des Raben mit den Fischern. Haida: Zeichnung. — Nach Niblak in RNM 1888 (1890) Taf. 52 Fig. 281.
- S. 216. Der Rabe im Walfischbauch. Aufgemaltes Randornament von einem ledernen Tanzschurz der Haida. — Nach Swanton in MMNH (1905) Taf. 22 Fig. 1.
- S. 220. Hawinalatl-Tänzer mit zwei Begleitern. Malerei auf der Seitenwand einer Schlafloge der Kwakiutl. Die H. sind ein Geheimbund, dessen Mitglieder mit einer Sisiutl (vgl. Märchen 24 und öfter) auftreten, sich mit Messern fasten und Striche durch Einschnitte der Haut ziehen lassen, wie das Bild zeigt. — Original im Berliner Museum für Völkerkunde.
- S. 221. Haifisch. Farbige Haida: Zeichnung. Doppelprofildarstellung wie auf S. 190, nur ist hier der Kopf (wie immer beim Haifisch) in Frontalsicht wiedergegeben. — Nach Boas in BMNH IX (1897) S. 154 Fig. 53.
- S. 237. Liegender Bär. Gravierung eines silbernen Armrings der Tsimshian. Reine Doppelprofildarstellung (auch des Kopfes). — Nach Boas l. c. S. 147 Fig. 42.
- S. 261. Moskito. Aufgemaltes Randornament von einem ledernen Tanzschurz der Haida. — Nach Swanton in MMNH (1905) Taf. 22 Fig. 6.
- S. 264, 288, 305, 324, 358. Randornamente und Innenverzierungen von Lonschalen aus Ruinenorten (Sikhotei, Chaves-Paz) des alten Hopi-Gebietes in Arizona. Die Randornamente S. 264 und 305 gehen auf stilisierte Vogelfiguren zurück. — Nach Fewkes in ARBE XXII (1903) S. 71 Fig. 25 und XXXIII (1919) Taf. 81c, 83d und S. 227 Fig. 24 und 235 Fig. 52.

Initialen:

Die Initialen S. 1, 4, 22 und 41 sind Ornamenten der prähistorischen Keramik des Pueblogebietes in Arizona und Neumexiko entlehnt, die Initialen S. 2, 5, 10 und 43 geben Motive der kalifornischen Flechtornamentik wieder, und die Initialen S. 14, 26, 35 und 81 entstammen aufgestickten oder aufgemalten Mustern von ledernen Pfeifenbeuteln und Kuhledertaschen (Parfleches) der Prärieindianer. — Nach Holmes (ARBE IV, 1886), Fewkes (ARBE XXXIII, 1919), Kroeber (PUC II⁴, 1905 und BMNH XVIII¹, 1902), Barrett (PUC VII, 1908) und Wigler (BMNH XVIII², 1904).

Tafeln:

- I. Wigwams der Winnibego. — Nach Schoolcraft, Historical and statistical information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes of the U. S. Philadelphia 1851—57. Bd. II.

Das Wigwam, ein kuppelförmiges Zelt aus zusammengebogenen Stangen mit Matten- oder Linnenbedeckung, ist die typische Behausung der meisten Algonkinstämme um die großen Seen herum sowie der ihnen benachbarten und kulturverwandten, seßhaften Siouxstämme, zu denen die Winnibego (an der Green Bay des Michigansees, Wisconsin) gehören. Vor dem einen Wigwam liegt ein Birkentrindenkanu der Form, die besonders im westlichen Seengebiet vorkam.

- II. Tanz der Ischohá Kalosch Ochata, eines Männerbundes der Mandan-Indianer am oberen Missouri. — Nach Maximilian Prinz zu Wied, Reise in das innere Nordamerika in den Jahren 1832 bis 34. Koblenz 1839—41. Taf. 25.

Die Prärieindianer, zu denen die Mandan (ein halbseßhafter Siouxstamm) gehören, besaßen eine große Zahl von Männerbünden, die sich nach Altersklassen gruppierten und nicht selten polizeiliche Besugnisse bei Festen, Jagden usw. ausübten. Jeder Bund hatte seine besonderen Abzeichen und Geräte — dazu gehörten die Haube mit den Büffelhörnern, die gekrümmten Tanzlanzen und bannerartigen Federstangen auf dem Bilde —, Gesänge und Tänze. Das Bild zeigt die Tänzer nackt bis auf den Schamschurz, die „Leggings“ (Beinlinge) und Mokasins.

- III. Häuptlinge der Tlingit (Alaska). — Nach Emmons, The whale house of the Chilkat, in APMNH XIX¹ (1916) Fig. 1.

Die Häuptlinge tragen ein Tanzhemd aus Bergziegenwolle, das wie die Tanzdecken aus gleichem Material die reiche, eigentümliche Ornamentik der Nordweststämme zeigt (vgl. den Umschlag). Sie bezieht sich, ebenso wie die Verzierung des hölzernen Tanzhutes, meist auf das „Totem“ des Geschlechts, dem die Träger angehören, und geht auf stilisierte Tierfiguren zurück. Zugrunde liegt hier eine Bärenfigur in aufrecht sitzender Stellung; der Kopf mit den großen Augen und Nasenlöchern und die vier Beine sind auf beiden Tanzhemden noch deutlich zu erkennen.

IV. Bootsbestattung bei den Chinook. — Nach Schoolcraft I. c. Bd. VI.

Die Bestattung in Booten (anstelle der an der Nordwestküste sonst üblichen in freistehenden Kisten) hängt mit der Vorstellung vom Totenschiff zusammen, das die Seele über einen Fluss oder Meeresarm in das auf dem jenseitigen Ufer gedachte Totenreich trägt. Vgl. Märchen 31 (S. 253/54), das gleichfalls von den Chinook stammt, einem Volk an der Mündung des Columbia-Flusses.

V. Einsammeln von Grassamen bei den kalifornischen Indianern. — Nach Schoolcraft I. c. Bd. V.

Neben Eicheln und sonstigen Früchten gehörten Grassamen zu den Hauptnahrungsmitteln der wirtschaftlich noch ganz auf der Sammelstufe stehenden Kalifornier. Die Samen wurden mit einer Art Kelle aus Geflecht in die großen Tragkörbe gestreift.

VI. Die Schlangenpriester verlassen ihre Kiva in dem Höperte Oraibi. — Nach Both, The Oraibi summer snake ceremony, in ASFCM III⁴ (1903) Taf. 156.

„Kiva“ sind die unterirdisch angelegten Kulträume in den sonst oberirdisch gebauten, mehrstödigen Dörfern der Pueblo-Stämme Arizonas und Neumexicos. Die Priester sind auf dem Bilde gerade im Begriff, der Kiva auf einer Leiter zu entsteigen, um sich auf die Jagd nach Klapperschlangen (für das Schlangentanzfest) zu begeben. Das Emporsteigen aus der Kiva hat für die Pueblo-Stämme symbolische Bedeutung; es verknüpft sich mit ihren mythischen Anschauungen (vgl. Märchen 45) und mit Stammestradiationen, die von einem Emporsteigen der Stämme aus der Unterwelt sprechen (vgl. Märchen 46).

VII. Marikopa-Frauen vom unteren Rio Gila (Arizona). — Nach einer Photographie von Taber (San Franzisco).

Die Marikopa gehören der großen Sprachfamilie der Yuma an, die, den Pima benachbart und kulturverwandt, im unteren Coloradogebiete wohnt.

Quellen nachweise

Den Herren Verfassern der nachgenannten Bücher und Aufsätze, sowie den Verlagsbuchhandlungen und Schriftleitungen der Zeitschriften, denen die Beiträge für dieses Bändchen entnommen sind, sei an dieser Stelle der gebührende, aufrichtige Dank gesagt.

Beim Zitat ist der Verfassernamen und, wenn von einem Verfasser mehrere Aufsätze oder Werke benutzt worden sind, das Jahr des Erscheinens der Arbeit genannt.

Akkürzungen, die bei den folgenden Quellennachweisen angewandt wurden:

- APMNH = Anthropological Papers of the American Museum of Natural History (New York).
ARBE = Annual Reports of the Bureau of American Ethnology (Washington).
ASFCM = Anthropological Series of the Field Columbian Museum (Chicago).
BBE = Bulletins of the Bureau of American Ethnology (Washington).
BMNH = Bulletins of the American Museum of Natural History (New York).
JAF = Journal of American Folk-Lore (Boston u. New York).
MMNH = Memoirs of the American Museum of Natural History (New York).
PUC = Publications of the University of California (Berkeley).
RNM = Reports of the U. S. National Museum, Smithsonian Institution (Washington).
VGAEU = Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (Berlin).
ZE = Zeitschrift für Ethnologie (Berlin).

1. Quellenwerke

Boas, Franz:

- (1888) The Central Eskimo; ARBE VI, 1888.
(1891) Einige Sagen der Kootenay; VGAEU XXIII, 1891.
(1894) Chinook Texts; BBE XX, 1894.
(1895) Indianische Sagen von der Nord-Pacifischen Küste Amerikas; VGAEU XXIII—XXVII, 1891—1895. Sonderabdruck Berlin 1895.
(1897) The Social Organization and the Secret Societies of the Kwakiutl Indians; RNM for 1895, 1897.
(1900) The Mythology of the Bella Coola Indians; Publications of the Jesup North Pacific Expedition I; MMNH, 1900.
(1902) Tsimshian Texts; BBE XXVIII, 1902.
(1916) Tsimshian Mythology; ARBE XXXI, 1916.

- Boas, Franz, und Hunt, Geo.:**
Kwakiutl Texts, Second Series; Publications of the Jesup
North Pacific Expedition X; MMNH, 1906.
- Brinton, Daniel G.:**
American Hero-Myths. Philadelphia 1882.
- Curtin, Jeremiah:**
Creation Myths of Primitive America. Boston 1903.
- Cushing, Frank Hamilton:**
Outlines of Zuñi Creation Myths; ARBE XIII, 1896.
- Dixon, Roland B.:**
(1900) Some Coyote Stories from the Maidu Indians; JAF
XIII, 1900.
(1902) Maidu Myths; BMNH XVII, 1902.
(1908) Achomawi and Atsugewi Tales; JAF XXI, 1908.
(1910) Supplementary Yana Myths, §. Sapir.
- Dorsey, Geo. A.:**
Traditions of the Skidi Pawnee. Boston u. New York 1904.
- Dorsey, Geo. A., und Kroeber, Alfred L.:**
Traditions of the Arapaho; ASFCM V, 1903.
- Erman, Adolf:**
Ethnographische Wahrnehmungen und Erfahrungen an den
Küsten des Beringmeeres; ZE II, 1870.
- Grinnell, Geo. Bird:**
Pawnee Mythology; JAF VI, 1893.
- Handbook of American Indians North of Mexico**, edited by Frederick
Webb Hodge; BBE XXX, 1 und 2, 1907 und 1910.
- Hewitt, J. N. B.:**
Iroquoian Cosmogony; ARBE XXI, 1903.
- Hoffman, W. J.:**
(1891) The Midéwiwin or „Grand Medicine Society“ of the
Ojibwa; ARBE VII, 1891.
(1896) The Menomini Indians; ARBE XIV, 1896.
- Krause, Aurel:**
Die Uinkit-Indianer. Jena 1885.
- Kroeber, Alfred L.:**
Cheyenne Tales; JAF XIII, 1900.
- Matthews, Washington:**
Navaho Legends. Boston u. New York 1897.
- Nansen, Fridtjof:**
Estimoleben. Aus dem Norwegischen übersetzt von M. Lang-
feldt. Leipzig u. Berlin 1903.
- Perrot, Nicolas:**
Mémoire sur les moeurs, coutumes et religion des sauvages
de l'Amérique Septentrionale. Publié par R. P. J. Tailhan.
Leipzig u. Paris 1864.
- Powell, J. W.:**
Sketch of the Mythology of the North American Indians;
ARBE I, 1881.

- Rint, Henry:**
Tales and Traditions of the Eskimo. Edited by Dr. Robert Brown. Edinburgh u. London 1875.
- Russell, Frank:**
The Pima Indians; ARBE XXVI, 1908.
- Sapir, Edward:**
Yana Texts; PUC IX, 1910.
- Schoolcraft, Henry R.:**
The Myth of Hiawatha. Philadelphia u. London 1856.
- Simms, S. C.:**
Traditions of the Crow; ASFCM II, 1903.
- Swanton, John R.:**
(1905) Contributions to the Ethnology of the Haida; Publications of the Jesup North Pacific Expedition V; MMNH, 1905.
(1909) Tlingit Myths and Texts; BBE XXXIX, 1909.
- Woth, H. R.:**
The Traditions of the Hopi; ASFCM VIII, 1905.
- Wihler, Clark:**
Some Dakota Myths; JAF XX, 1907.
- Wihler, Clark, und Duvall, D. C.:**
Mythology of the Blackfoot Indians; APMNH II, 1908.

2. Sonstige Werke

- Boas, Franz:**
(1914) Mythology and Folk-Tales of the North American Indians; JAF XXVII, 1914.
- Dahnhardt, Oskar:**
Naturfagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. 4 Bände. Leipzig und Berlin 1907—1912.
- Ehrenreich, Paul:**
(1906) Götter und Heilbringer; ZE XXXVIII, 1906.
(1910) Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen. Leipzig 1910.
- Lowie, Robert H.:**
The Test-Theme in North American Mythology; JAF XXI, 1908.
- Preuß, Konrad Theodor:**
Die Religion der Cora-Indianer; Naharit-Expedition I. Leipzig 1912.
- Reichard, Gladys A.:**
Literary Types and Dissemination of Myths; JAF XXXIV, 1921.
- Waterman, L. L.:**
The Explanatory Element in the Folk-Tales of the North American Indians; JAF XXVII, 1914.

ANMERKUNGEN

1. Sonne und Mond. — Boas (1888) S. 597f.; Baffinland (ähnlich Westgrönland und MacKenzie-Gebiet). — Eines der seltenen himmels-mythologischen Märchen der Eskimo. Das Motiv des geheimnisvollen, gezeichneten Liebhabers ist in Westkanada und dem Präriegebiet weit verbreitet (vgl. e. S. 129), gewöhnlich in Verbindung mit der Erzählung vom Hundegatten (vgl. 4a Var.), doch ohne die Beziehung auf den Mond, die hier gleichzeitig die Mondflecken erklären soll. Die Vorstellung von einem Geschwister- und Ehepaar Sonne und Mond findet sich auch sonst oft, doch ist gewöhnlich das Verhältnis umgekehrt (Sonne männlich, Mond weiblich; vgl. S. 80, 121, 307f.), außer bei den Kaliforniern (S. 289); Vereinigung beider = Konjunktion. Sonnenlicht auch in Nordwestamerika (S. 185, 224) als Fackel gedacht. — Die Lampen der Eskimo sind Spedsteinschalen mit Tranfeuerung.
2. Der Flug zum Monde. — Boas (1888) S. 598f.; Baffinland (ähnlich Westgrönland). — Typischer Schamanenbericht von den Erlebnissen während des Trancezustandes, in den sich die arktischen Schamanen durch Tänze, Gesänge, Trommeln usw. versetzen, um Besuche im Geisterlande (oder am Meeresgrunde, S. 9) und im Himmel abzustatten; der Fesselungstrick wird dabei gern angewandt. — Das Märchen zeigt, wie die Sonne, den arktischen Naturverhältnissen entsprechend, in der Eskimo-mythologie hinter dem Mond zurücktritt. Beiden fehlt die Gegensätzlichkeit, die ihr Verhältnis in anderen Mythologien kennzeichnet. Die Sonne wohnt im Hause des Mondmannes, bei dessen Betreten der Besucher ähnliche Proben zu bestehen hat, wie sonst im Hause der Sonne, und ist mit Bügeln ausgestattet, die sonst Mondwesen zufommen (z. B. gilt sie den Grönländern als schöne Frau, die hinten ein Skelett ist; vgl. hierzu den hohlen Rücken der tanzenden Mondfrau). — Der „Mann im Mond“ mit seinem Hund ist eine auch den Grönländern geläufige Erklärung der Mondflecken. Die Idee, daß die Lebensmittel ursprünglich im Besitz von Himmelswesen waren, von denen sie ein Besucher in Güte oder mit Gewalt erlangt, wiederholt sich S. 97f., 161 und 328f. — *Angakoq* (Plur. *Angakut*): Schamane. — *Tornaq* (Plur. *Tornat*): Schutzgeist des Schamanen, meist in Eisbärengestalt (vgl. S. 32). — Das Haus des Mondmannes entspricht genau den wirklichen Eskimohäusern mit ihren langen, die Kälte abhaltenden „Gangturen“, den seitlichen Anbauten und der Schlafbank auf der Rückseite. — *Ulo*: das halbmond-förmige „Weibermesser“.
3. Die drei himmlischen Schwestern. — Boas (1888) S. 600; Baffinland. — Feuerschlagen mit Feuerstein (ingnirn) und Phrit ist bei den Zentraleskimo ebenso bekannt wie Feuerbohren. — *Akudnir-miut*: ein Eskimostamm im östlichen Baffinland; *Iglulik*: Siedlung der Iglulirmiut, eines Eskimostamms an der Fury- und Hecla-Straße. — Die Tatauierung der Kaliqoq weicht von der heutigen Tages bei den Zentraleskimo üblichen ab.
4. Sedna, die Herrin der Seetiere. — Boas (1888) S. 583f. und 637;

Baffinland. — Variante zu b: Rint S. 40; Westgrönland. — Sedna ist ein gutes Beispiel für jene in Amerika gar nicht seltenen echten Gottheiten, deren Vorhandensein bei Naturvölkern früher vielfach geleugnet wurde. Ihr Kultus ist am stärksten auf Baffinland ausgebildet; hier gilt sie als höchste Gottheit, Schöpferin der Seetiere und Ahnfrau der Menschen, als „Bringerin der Fülle“ (Aiviliajog, Nuliajog), zu der man betet, der man opfert und auf die zahlreiche Kultgebräuche zurückgeführt werden. In Alaska ist sie unbekannt, in Grönland etwas verblaßt neben einem männlichen höchsten Wesen (Tornarssuk), das wohl unter dem Einfluß der Missionare entstanden ist; doch auch hier ist die Vorgeschichte der Göttin, ihr feindliches Verhältnis zum Vater, noch in Resten erhalten. Fragen wir nach den naturmythologischen Grundlagen der Gestalt, so deutet manches, wie ihre Herrschaft in der Unterwelt, ihre Einäugigkeit, kannibalische Züge (in einer Variante) und das Untertauchen unter die Erde oder das Meer, auf den Mond, mit dem sie in einem älteren Berichte geradezu identifiziert wird; mit dem Mann im Monde des Märchens 2 hat sie ja auch den rotweiß-gescheckten Hund als Wächter oder Gatten und die Herrschaft über die Lebensmitteltiere gemein.

- a) Sedna und Savirqong. Bemerkenswert ist der sonst in den Eskimo-märchen nicht häufige explanatorische Einschlag. Die Erzählung vom „Hundegatten“ ist in Nordamerika weitverbreitet und trägt bei den Prärieindianern himmelmythologische Züge: der Hundegatte wird mit der Sonne identifiziert (Arapaho), und die Kinder werden die Plejaden (Cheyenne). Die Zahl der Kinder schwankt; die hier erwähnten sind die Stammväter der Indianer (Adlet) und der Europäer (Qadlunait). Über die Herkunft der Eskimo selbst vgl. 5a. — Inung (Plur. Inuit): „Mensch“, Selbstbezeichnung der Eskimo. — Savirqong: „der Mann mit dem Messer“, der eigentliche Name des Vaters; Anguta bedeutet lediglich „ihr Vater“. — Boot: gemeint ist ein Umiat, das offene, mehrere Personen fassende Reiseboot der Eskimo. — Ningelrobben und Bartrobben (Pagomys foetidus und Phoca barbata): die Hauptjagdtiere der Eskimo des Baffinlandes. — Variante: Adlet ist hier und in Grönland Bezeichnung eines Fabelvolkes „im Innern des Landes“; die Labrador-Eskimo gebrauchen den Namen noch in seiner ursprünglichen Bedeutung als Bezeichnung ihrer indianischen Nachbarn.
- b) Sednas Reich. Für die Auffassung der Eskimo vom Aufbau der Welt wichtig. Es gibt zwei untereinander liegende Unterwelten (Adlivun, Adliparmiut) und zwei übereinander liegende Himmel (Qudlivun, Qudliparmiut). Genau die gleiche Vorstellung herrscht in Nordwestamerika (24); von vier Unterwelten, wie sie die Pueblo-Indianer kennen (44b), spricht ein älterer Bericht über die Iglulik-Eskimo. Beide, Himmel und Unterwelt, sind Totenländer, in beiden herrscht ein Mondwesen (vgl. 2). Über die Unterschiede besteht Unklarheit; bald gilt der Himmel als das lichte Reich der Guten und der gewaltsam Gestorbenen (Selbstmörder, Ertrunkenen, im Kindbett gestorbenen Frauen) und die Unterwelt als das düstere Reich der Schlechten und der an Krankheiten Gestorbenen, bald umgekehrt. — In der grönlandischen Variante tritt die Meerestiefe ganz an die Stelle der Unterwelt, wie die Erwähnung der Agdlerutit und Ursissut und die Proben des besuchenden Schamanen beweisen,

denn auch die Seele des Toten gleitet auf einem schlüpfrigen Felsen in die Unterwelt hinab (Grönland) oder hat einen schmalen Grat zu überschreiten. — In dem es keine Renntierfelle gibt: vgl. c. — *Tupilaq*: in Grönland eine Zauberpuppe in Tiergestalt, die der Schamane gebraucht. — Variante: *Arnarquagssaq*: „alte Frau“, Name der Sedna in Westgrönland. — *Ugdlerutit*: Seelen abgetriebener oder totgeborener Kinder. — *Arssissut*: Seelen von guten Menschen, die ins Aalivun gehen. Der Ursprung von Walross und Renntier. Explanatorisches Märchen mit häufig wiederkehrenden Zügen (fehlende Zähne: S. 108, Schwanzstummel: S. 60). Die namenlose Heldin ist offenbar Sedna, auf die bei den Zentraleskimo allerhand merkwürdige Tabuvorschriften, die die beiden Tierarten betreffen, zurückgeführt werden; die erste Erzählung erklärt zugleich Sednas Abneigung gegen Renntiere (vgl. b).

Geschichten von den Ingnerssuit. — Holm bei Nanzen S. 229; Rink S. 262f. und 278f.; Westgrönland. — Den Eingang bildet ein fragmentarischer, den Eskimo sonst fehlender Schöpfungsmythus. Die Vorstellung von einer älteren, unvollkommenen Menschenschöpfung, die vernichtet wird, ist auch sonst häufig (vgl. S. 123f., 181f., 312f.), ebenso wie diejenige von dämonischen Wesen im Erdinnern, die in der Urzeit dort eingeschlossen wurden (vgl. S. 43f., 110, 318); zu beiden haben wohl Funde fossiler Knochen den Anstoß gegeben (Ehrenreich 1910, S. 145). Herabkunft der neuen Menschengeneration vom Himmel auch in der Arikara-Myth. (16b). — *Ingnerssuaq* (Plur. *Ingnerssuit*): „großes Feuer“; grönlandischer Name für eine Klasse von Dämonen, die besonders Kajakfahrern teils als gute, teils als böse Geister erscheinen. Eingänge in ihre unterirdischen Behausungen befinden sich teils in den Torfhügelchen, auf denen die Schmarotzerraubmöwe (*Stercorarius parasiticus*) ihr Nest baut (S. 11), teils in den Spalten des Küsteneises oder der Küstenfelsen (S. 12). Dass sie nasenlos gedacht werden, erklärt das merkwürdige Erlebnis Kuvitinas (S. 13). — *Türschwelle*: der Übergang der Eskimohäuser liegt etwas tiefer als der Fußboden des Wohnraums. — *Kajak*: fellüberzogenes Einmannsboot, das zur Jagd dient. — *Tornat*: vgl. 2. — *Unhauchen* als Zauber: vgl. S. 56, 99, 116, 318. — *Schwimmblassen*: am Ende der Harpunenleine befestigt, um das Entkommen des harpunierten Tiers zu verhindern.

Kagsagsuk (*Qaudjaq djuaq*). — Rink S. 93f.; Westgrönland. — Variante: Boas (1888) S. 628f.; Baffinland. — Die typische Helden sage der Osteskimo, in unzähligen Varianten überall bekannt. — *Umarok*: in Grönland Fabeltier, sonst Dämon in Wolfsgestalt. Die Stelle schildert eine Schamanenweihe; der Angaloq, der sich wiederholt in die Einsamkeit begibt, um seinen Schutzgeist zu erlangen, glaubt gewöhnlich von Dämonen in Tiergestalt verschlungen und dadurch magischer Kräfte teilhaftig zu werden. — *Treibholz*: das Uffischen von Treibholz ist für die Eskimo bei der Holzarmut ihres Gebietes von großer Wichtigkeit. — *Seitenbank*: an den Schmalseiten des Hauses sind die Schlafbänke für die Unverheirateten und Gäste. — *Spuren seiner Heldenataten*: an verschiedenen Stellen Westgrönlands werden Hausruinen noch jetzt als Kagsagsuks Wohnung, Bärenfalle usw. bezeichnet. — Variante: Magische Boote, die sich selbsttätig bewegen, sind auch sonst häufig:

- vgl. S. 25, 46, 209, 245 f., 249. — *Eidergans* (*Somateria mollissima*) und *Eisente* (*Harelda glacialis*) sind nicht sehr ausdauernd im Flug. — Tiere, die ihre Verfolger ins Verderben locken, spielen auch S. 31 und 274 f. eine Rolle. — Das *Hermelin* hat eine rotbraun gefärbte Nase, die ebenso wie seine schwarze Schwanzspitze (S. 224) zu Erklärun- gen herausgefordert hat. — Ein ähnliches Entführungs-motiv vgl. S. 209 f. — Augenschließen, um einen Zauber wirksam zu machen, kommt öfter vor: vgl. S. 25, 37, 170, 187. — Der *Langstreifen* ent- spricht dem Motiv „*Pechsee*“ (S. 46).
7. *Ititaujang*. — Boas (1888) S. 615 f.; Baffinland (ähnlich Westgrön- land). — „Schwanenjungfraumärchen“, auch in Europa, Asien und Süd- amerika weit verbreitet. Die damit verbundene Geschichte von dem Manne, der Fische aus Holzspänen macht, ist allen Eskimostämmen von Alaska bis Grönland geläufig und findet sich auch in Nordwestamerika (S. 208). Der hohle Rücken und die feindselige Natur des Lachsmachers erinnern an gleiche Eigenschaften der Mondfrau (S. 2). — *Ititaujang*: „einem Astor gleichend“. — Echalugdjung: „der kleine Lachs“.
8. *Kiviof* (*Kiviung*). — Nink S. 157 f.; Westgrönland. — Variante: Boas (1888) S. 621 f.; Baffinland. — Auch dieses Märchen ist, wie das von *Kagsagsuk*, weit unter den Osteskimo verbreitet. Es gehört zu den Geschichten von abenteuerlichen Seefahrten, deren berühmteste die Argonautensage ist (vgl. 116, 30), und die ihrer Grundbedeutung nach eng mit den Märchen vom Typus „Besuch im Himmel“ zusammenhängen (Ehrenreich 1910, S. 225). Verbunden ist damit der Besuch bei einer Hexe; *Usorsak* und *Arnaitiang* sind identisch, da in einer anderen Fassung *Arnaitiang* sowohl den Trick mit dem Trockenrahmen als auch die „Steiztötung“ (sie ist als geschwänzt gedacht) bei dem Fremdling versucht. Unter den Proben, die der Held außerdem besteht, sind die Motive „*Pechsee*“ (hier in Gestalt von Langmassen und Seeläusen), „*Symplegaden*“ (Eis- berge und Klapptür; ähnliche Formen S. 337 bzw. S. 79 und 247) und „ungenießbare Speise“ (vgl. S. 157 f., 248) besonders häufig. — *Seeläuse*: vermutlich ist an *Cymothoiden* oder ähnliche asselartige Krebs- tiere gedacht, die die arktischen Meere in großen Mengen bewohnen. — *Rahle Felsen* zeigen Stapel- und Trockenplätze von Borräten an (Nink). — *Heilbuttenfang* wird heute nur noch mit der Angel betrieben. Hier ist eine altertümliche Methode analog der Robbenjagd, also mit Harpune und Bugtierblase, beschrieben. Vermutlich hat der Erzähler einen Es- kimostamm im Auge, der, wie die Smithsundeskimo vor 1862, keine Ka- jaks kennt. — Variante: Versinken in der Erde und Auf-dem-Wasser- Gehen sind bekannte schamanistische Zauberkunststücke. Zu ersterem vgl. S. 241. — Die Beschwörung eines *Tornaq* spielt sich in Wirklichkeit ganz ähnlich ab; durch Bauchrednerei wird dabei die Stimme des Schutzgeistes nachgeahmt. — *Weibermesser-Ulo* (vgl. 2). — Der *Handschuhvor- rat* ist für die lange Kajakkahrt berechnet. Beim Rudern nützen sich die Handschuhe rasch ab. — Von einer „*Hautverkleidung*“ ist in den Mär- chen der Präriestämme oft die Rede, teilweise mit derselben Motivierung (Waterman S. 47 f.). Ehrenreich (1910, S. 39) sieht darin ein Mond- motiv (Phasenwechsel). — *Spinnenfrau*: eine in nordamerikanischen Märchen oft auftretende Hexe (vgl. S. 155 f., 322, 326, 336), die stets

mit dem Monde zusammenhängt. Die Episode ist hier unvollständig. Nach einer anderen Version betritt Kiviung das Haus und schneidet der Spinnenfrau den Kopf ab.

9. Vom Blinden, der wieder sehend wurde. — Nink S. 99f.; Westgrönland (ähnlich bei allen Osteskimo). — Kivigtof (Plur. Kivigut) ist ein Mensch, der aus irgendeinem Grunde alle menschliche Gemeinschaft flieht und einsam im Innern des Landes lebt, ein Fall, der nicht selten in Grönland eintritt. Man schreibt diesen Leuten allerlei übernatürliche Eigenarten zu, fabelhaft hohes Alter, enorme Schnelligkeit, Kenntnis der Tiersprachen usw. — Die Einleitungsgeschichte ist ein in ganz Nordwestamerika und dem Präriegebiet bekanntes Märchen; der Blinde erlangt das Augenlicht in fast allen Fällen dadurch wieder, daß die Vogel mit ihm tauchen (Boas 1916, S. 825f.). — Die Fenster der alten Eskimohäuser bestanden aus durchsichtigen Darmhäuten. — Brennholz: da der Bruder nicht auf die Robbenjagd gehen kann, können die beiden auch nicht mit Tran feuern und müssen sich mit dem dürtigen grönlandischen Gefüpp als Brennmaterial behelfen. — Weißwaljagd: bei plötzlich einsetzender scharfer Kälte werden Weißwale und Narwale häufig durch Eisbarren vom offenen Meer abgeschnitten und dann vom Eisrand aus in der beschriebenen Weise gejagt. — Ulo: vgl. 2.
10. Von den zwei Mädchen, die Adler und Walfisch heirateten. — Nink S. 126f.; Westgrönland und Labrador. — Erinnert sehr an die weitverbreitete Erzählung vom Sternengatten (vgl. 19b), nur ist die Handlung auf die Erde verlegt. Die Flucht des zweiten Mädchens vollzieht sich nach dem Schema der „magischen Flucht“ (vgl. S. 82f., 164f., 210, 222f., 287f., 291). — Walfischläuse (*Cyamus ceti*): ein parasitischer Seekrebs. — Magisches Boot: vgl. 6.
11. Geschichten von Mánabusch. — Die Algonkinstämme bildeten einst eine weitverzweigte Sprachfamilie im östlichen Nordamerika, deren Angehörige von der Hudsonbai bis zum Ohio, von Virginien und Neuschottland bis zu den Appalachen wohnten. In der Märchenwelt fast aller dieser Stämme steht ein Held — halb Kulturheros, halb „Trickster“ (s. d. Einleitung) — im Mittelpunkt, dessen bekannteste Namen Mánabusch (eigentlich Mánawabus) und Mitschabazo (eigentlich Mätsch-wabus) beide „Großes Kaninchen“ bedeuten. Andere bekannte Namen für dieselbe Gestalt sind Gluskap „der Lügner“ (bei den Nordostalgonkin) und Wíjála „der Brennende“ (bei den Zentralalgonkin). Die vollständigste und von fremden Elementen (z. B. irokesischen, die sonst häufig sind) freie Fassung der Mánabusch-Gagen hat sich bei den Menomini an der Green Bay des Michigan-Sees erhalten; sie ist daher hier überall, bis auf wenige Ausnahmen, zugrunde gelegt worden. Ehrenreich (1906, S. 569f.) faßt M. als ein ursprüngliches Mondwesen auf, in dessen Charakter sich aber später auch solare Züge mit lunaren mischten, so daß M. schließlich ganz allgemein als Lichtbringer galt und auch mit dem Feuer identifiziert wurde (a); bei seiner Wiederkehr erwartete man daher einen Weltbrand (o Var.). Zweifellos mondmythologisch ist die ganze Geburtsgeschichte zu verstehen, ebenso auch Mánabuschs Verhältnis zu seinem schattenhaften Zwillingssbruder Nagpote, dem Herrn der Toten (f; der „Dunkelmond“ neben dem „Hellmond“). Die Erregung der Menstrua-

tion (b), Mānābusch's viertägiges Verschwinden nach seinem Flugversuch (h), das Verbrennen des Gesäßes und das Hautablegen (i Var.), der Kampf mit den Elchen sowie die Zerstückelung und Wiederbelebung aus einem Knochen (k), die Fahrt nach Osten zum Feuerraub (m I) und das Verschwinden im Osten jenseits eines großen Wassers (o) erklären sich gleichfalls aus der Mondnatur des Helden. Daneben stehen freilich auch manche weniger klare Züge, wie sein Verhältnis zu den vier Winden; nach einer hier nicht mitgeteilten Erzählung ist der Nord- oder Westwind sein Vater und wird von ihm bekämpft. Viele der „Trickster“-Geschichten sind wohl erst später in den Mānābusch-Zyklus eingezogen worden und haben ursprünglich nichts mit ihm zu tun (e, h, i). Im Kultus vollends ist Mānābusch zu einer Art Gottheit gemacht und mit Zügen ausgestattet worden, welche die Naturgrundlage der Gestalt ganz verdunkelt haben (n).

- a) **Geburt.** — Hoffmann (1896) S. 87; Variante: S. 113f.; Menomini. — Beide Erzählungen zeigen die Naturgrundlage des Mythus besonders deutlich: die Feuersteinschale, die aus der Erde emportaucht und zunächst mit Blut gefüllt ist, das sich allmählich in ein Kaninchen verwandelt, entspricht der Sichel des zunehmenden Mondes, die allmählich wächst und dann das „Kaninchen“ erkennen lässt, d. h. die Mondflecken, in denen auch die Azteken und arischen Inder ein Kaninchen (oder einen Hasen) erblickten. Ebenso bezieht sich die vier Tage dauernde Bedeutung des Kaninchens mit einer Schüssel auf den Mond während seiner vier Tage dauernden Unsichtbarkeit als Neumond. — Nokomis: „Großmutter“; ihr eigentlicher Name lautet bei den Zentralalgonkin Mesakamitokwi „Frau Erde“. — Anamaqkiu: vgl. g. — Variante: die hier nur ange deutete magische Empfängnis M.'s bewirkt nach einer anderen Version der Westwind. Von dem Zwillingssbruder ist weiter unten (f) wieder die Rede. — Wigwam: vgl. die Erklärung zu Tafel I. — Manido: ursprünglich alles Mysteriöse, jede in der Natur lebende Zauberkraft; hier bestimmter als übernatürliches Wesen gedacht.
- b) **Der Ursprung der Menstruation.** — Hoffmann (1896) S. 174f.; Menomini.
- c) **Der Kampf mit Perlfe der.** — Schoolcraft S. 21, 23f., 27f.; Odschibwā. — „Abenteuerliche Seefahrt“ mit den Motiven des magischen Schiffes, der Hindernisse vor dem Ziel, des unverwundbaren Gegners und des ratgebenden Vogels, der, wie üblich, dafür belohnt wird („Zurufsmotiv“, vgl. S. 109, 112, 280). Die feuerspeienden Schlangen treten hier für die sonst bei diesen Seefahrten häufigen „Symplegaden“ ein. Da die Erde nach weitverbreiteter Auffassung von Schlangen (= Personifikation des Weltmeers) umgeben ist, müssen folgerichtig Schlangenrachen den Eingang zum Himmelslande (oder zur Unterwelt) flankieren; auch eine bekannte altmerikanische Skulptur, der sogenannte „Kalenderstein“, ein Symbol der Welt, ist am Rande von Schlangen, die einander die Rachen zukehren, umgeben. „Perlfe der“ ist die auf der anderen Seite des „großen Wassers“ (d. h. des Oberen Sees, also im Osten) wohnende Sonne; auch der Frühlingsdämon der Odschibwā trägt reichen Wampum schmuck (vgl. auch 14). Die Feindschaft des Mondes gegen die Sonne bildet das Thema vieler Mythen. — Megissogwon: eigentlich „Wam-

pumfeder" (megis, migis=Wampum). — **Wampum**: die aus Schnecken (Buccinum, Pyrula) und Muscheln (Venus mercenaria) geschliffenen, weißen und violetten Muschelperlen, die bei den östlichen Indianern als kostbarstes Schmuckmaterial und als Geld dienten. — **Specht**: der amerikanische Rottopfspecht (Melanerpes erythrocephalus), der im religiösen Leben der nordamerikanischen Indianer eine wichtige Rolle spielte. Sein brennendroter Kopfsalg diente zur Verzierung der Friedenspfeifen, Kopfschuhe usw.

- d) **Das Abenteuer mit dem Riesenfisch.** — Hoffman (1896) S. 125 f.; Menomini. — Verschlingungsmärchen (vgl. S. 136 f., 188 f., 216, 288) schildern entweder Untergänge oder Verfinsternungen von Himmelskörpern; im ersten Fall ist die Erde, im letzteren Sonne oder Mond das verschlingende Ungeheuer. An was hier zu denken ist, lässt sich nicht entscheiden, zumal typische Züge des Verschlingungsmärchens (viertägiger Aufenthalt im Bauche des Ungeheuers, haarloses Wiederaufstauchen des Helden) fehlen. Das „Herzabschneiden“ (vgl. S. 137 und 216) und Herausschneiden aus dem Ungeheuerleib deutet mehr auf eine Eclipse (Ehrenreich 1910, S. 215 f.). — Taktstäbe dienen den Indianern vielfach zum Markieren des Rhythmus beim Vortrag. — **Mäschennakat**: „großer Fisch“.
- e) **Mändabusch und die Wölfe.** — Schoolcraft S. 34 f.; Odschibwā. — Vgl. das ähnliche Missgeschick des Konote S. 177. Bisweilen wird am Schlus des Märchens die Entstehung der narbigen Birkenrinde (durch Peitschen des Baumes) erzählt.
- f) **Die Entrückung des Wolfbruders.** — Hoffman (1896) S. 115; Variante: S. 116 f.; Menomini. — Der Anfang knüpft wieder an die Geburtsgeschichte an. Der Name des Bruders (Naqpote „gewandter Schütze“) lautet gewöhnlich Tschipiapios „der Tote, der zurückzufahren vermag“; seine Mondnatur gibt sich in seiner viertägigen Abwesenheit (= Dauer des Neumondes), seiner Sonnenfolge und seiner Rolle als Herr des Westens und der Toten fund; er ist der alte, sterbende Mond, zu dem Mändabusch als der junge Mond, der Herr des Ostens (o, p) und Bringer des Tageslichtes (l) das Gegenstück bildet. Auch bei den Nordwestamerikanern steht dem Lichtwesen Netz der Wolf als Repräsentant des abnehmenden oder Dunkelmondes gegenüber (vgl. 28 b). — **Manidos**: vgl. a. — **Anamaqiu**: vgl. g. — Variante: der Königsfischer, Ceryle halcyon, ist eine Eisvogelart, die durch ihre Gefährlichkeit berüchtigt ist.
- g) **Sintflut und Erdfischung.** — Hoffman (1896) S. 131 f.; Menomini. — Variante: Verrot S. 5. — „Donnerer“ (Inamäqiu, S. 71) sind die Luft- und Himmelswesen, Anamaqiu die Dämonen der Tiefe; zu den ersten gehörte alles, was in der Luft oder auf Bäumen lebt (daher auch das Eichhörnchen), zu den letzteren alles, was im Wasser oder auf dem Erdboden lebt. An der Spitze der „Donnerer“ steht der Adler — die Vorstellung von einem adlerartigen Vogel, dessen Flügelschlag den Donner erzeugt, ist in Nordamerika allgemein (vgl. S. 132, 150, 167, 188, 212 f.) —, an der Spitze der Anamaqiu ein Bärenpaar. Der Bär ist oft die Verkörperung der Erde, des die Lichtwesen verschlingenden Ungeheuers (S. 135 f., 188 f.). Die Schlangen, die bisweilen ganz anstelle der Bären treten, sind der mythische Ausdruck der unterirdischen Gewässer

und aus dem Erdboden sprudelnden Quellen, daher auch sonst Erzeuger von Sintfluten (S. 325). Ballspiele zwischen Licht- und Dunkelheits-dämonen kennt vor allem die mexikanische Mythologie. Eigentümlich ist die kausale Verknüpfung der Sintflut mit dem Urmeer, aus dem Mänd-busch die Erde auffischen lässt; ob sie ursprünglich ist, möchte man nach verwandten Märchen, in denen der Held zu Anbeginn der Dinge mit einem Floss auf dem Urmeer treibt und die Tiere vom Floss aus tauchen lässt (vgl. S. 264f.; ähnlich in der Fassung Perrots), bezweifeln. Das Märchen von der Erdfischung und der Vergabeitung der Erde durch Um-schreiten ist so nahe mit altweltlichen Mythen (vgl. Daehnhardt I, S. 42f.) verwandt, daß eine Herkunft des Motivs aus Asien sicher erscheint. Mändbuschs Rolle in dem Märchen wird verständlich, wenn man bedenkt, daß das Urmeer nicht selten den Nebensinn des Himmelsozeans bekommt, auf dem der Mondkahn schwimmt (Chrenreich 1906, S. 607f.). — Goldadler (*Aquila chrysaetos*): der Steinadler, dessen Federn den auszeichnenden Schmuck des indianischen Kriegers bildeten. Name eines Clans der „Donnerphatrie“ der Menomini, die das Ballspiel, das bei den östlichen Indianern nicht etwa nur ein Sport, sondern ein ernster Teil des Kultus war, als ihr Privileg betrachtete. Das Märchen ist also zugleich eine Kultlegende. — Makinaw: hier ist wohl der Ort in Illinois, südwestlich von Chicago, gemeint, denn nach einer Variante erstreckt sich der Ballspielplatz von Chicago bis Detroit. — Sonnenfisch: ein barschähnlicher Fisch (*Lepomis gibbosus*). — Mitâ: vgl. n. Die „Hautverkleidung“, die dazu dient, um zu einem Kranken zu gelangen und ihn zu töten, ist ein bei fast allen Präriestämmen bekanntes Märchenmotiv. — Kischâ Manido: „der große M.“, Zusammenfassung aller in der Natur wirkenden Zauberkräfte: ein unbestimmt gedachtes „höchstes Wesen“ (vgl. 15a). — Nerz: gemeint ist hier und späterhin stets der Mink (*Mustela vison*), der amerikanische Vetter unseres Nerzes. — Moschusratte oder Bismartratte: *Fiber zibethicus*.

- h) Der Flug mit dem Bussard. — Hoffmann (1896) S. 165; Menomini. — Ähnliche Märchen finden sich auch in dem Nerz- und Coyotenzirkus (vgl. 28h, 43d). Gewöhnlich endet die Geschichte explanatorisch: der Held verwandelt sich in einen Kadaver und lockt so den Vogel an, der gierig darüber herfällt und dadurch einen übeln Geruch oder dgl. davonträgt (Waterman S. 47). Hier ist das Ende offenbar himmelsmythologisch zu verstehen, doch mischen sich lunare Züge (viertägiges Verborgensein) unklar mit solaren (Stachelschwein = Sonne, wie häufig in nordamerikanischen Märchen). — Das nordamerikanische Baumstachelschwein (*Erethizon dorsatum*) lieferte den Indianern in seinen Borsten, mit denen man Kleider, Taschen usw. bestückte, das Hauptschmuckmaterial.
- i) Der Tanz der Vogel. — Hoffmann (1896) S. 203f.; Variante: S. 162f.; Menomini. — Eine der verbreitetsten „Trickster“-Geschichten, die nahezu alle östlichen Indianer kennen, fast stets mit explanatorischem Schluß (Waterman S. 44). — Medizinbeutel: Tierbälge, in denen die östlichen Indianer ihre Amulette und Zaubermedizinen aufbewahren. — Mändbuschs Baum: gewöhnlich wird als solcher die Fichte bezeichnet (vgl. S. 53, 55). — Rindenrollen: bei den Odschibwâ und Menomini be-

dienen sich die Sänger zur Unterstützung ihres Gedächtnisses bilderschriftlicher Zeichen, die sie auf Birkenrindenstücke richten: diese werden wenn nicht in Gebrauch, wie die antiken Bücher zusammengerollt. — **Tatftöde**: vgl. d. — **Steiffuß**: der von den Nordamerikanern Loon genannte taucherartige Vogel (*Lophoethia cristata*), dessen merkwürdiger Körperbau und schwieriger Gang zu einem explanatorischen Märchen geradezu herausfordern mußte. — **Winnibego**: ein Sioux-Stamm an der Green Bay des Michigan-Sees, Nachbar der Menomini. Der Name bedeutet „Leute des schmutzigen Wassers“. — **Variante**: an was für Ranken hier gedacht ist, ist nicht ganz klar; in einer andern Fassung scheinen Geißblattranken (*Lonicera periclymenum*) gemeint zu sein. **Mänabuschs Haut**: Flechten und Moose, die die Felsen überziehen, bei den kanadischen Waldläufern „*Trips de roche*“ heißen und gelegentlich, in der äußersten Not, gegessen werden.

- k) **Der Streit der Elche und Wapitis**. — Hoffmann (1896) S. 187f. (etwas gekürzt); Menomini. — Die Geschichte wird nicht ausdrücklich von Mänabusch erzählt, doch geht aus einer Variante hervor, daß nur er mit dem Jäger gemeint sein kann, und daß dessen Schutzgeist, der Wolf, Mänabuschs Bruder Naqpote (vgl. f.) entspricht. Daß das ganze Märchen himmelsmythologisch aufzufassen ist, beweist die Berückichtigung des Jägers und sein Wiederauflieben aus einem übriggebliebenen Knochen (Mondmotive; vgl. S. 202). Seine Gegner und Freunde, die Elche und Wapitis, sind die in Amerika öfter, z. B. in Mexiko, als hirschgestaltig gedachten Sterne; in der erwähnten Variante werden die Elche in der Tat durch sechs Brüder und eine Schwester repräsentiert — ein deutlicher Hinweis auf die Plejaden. Auch in der altmexikanischen Mythologie besteht ein Gegensatz zweier Gruppen von Sternen, der „Nördlichen“ und der „Südlichen“. Die „Nördlichen“ werden zuerst von der Mondgöttin getötet, leben dann wieder auf und töten sie selbst; ganz ähnlich ist es hier: der wachsende Mond tötet also nach indianischer Vorstellung die Sterne, der abnehmende wird von ihnen getötet (Preuß S. XXXV). — **Nanokupaqwenisita**: etwa „Spreizfuß“. — **Wapiti**: *Cervus canadensis*. — **Pflaumenkernspiel**: bei den östlichen Indianern sehr verbreitet. Der Satz besteht aus 4, 6 oder 8 auf einer Seite bemalten Kernen, die in einer Holzschale geschüttelt und hochgeschleudert werden. Es kommt darauf an, wie viele Kerne mit der bemalten Seite nach oben liegen. — **Schwibad**: bei allen Völkern Nordamerikas zum Zweck kultischer Reinigung nach Krankheiten, vor Zeremonien usw. vorgenommen; der Dampf wird durch Ausgießen von Wasser über heißen Steinen erzeugt. — **Wolfsklauenarmband**: in einer Odschibwoh-Fassung tritt dafür ein „Stärkegürtel“ ein, der sich nachher in den Hund verwandelt, der den Knochen des Jägers holt. — **Donnermanidos**: vgl. g. — **Zauberpfeile**: vgl. S. 82f., 86, 144f., 149, 317, 341f.
- l) **Der Ursprung von Tag und Nacht**. — Hoffmann (1896) S. 200; Menomini. — Das mythische Brüderpaar Mänabusch-Tschipiapis hat bei den Potawatomi u. a. Algonkinstämmen ein Seitenstück in Wabosso-Tschalekenapok erhalten; alle vier werden als Brüder aufgefaßt und zu Herren der vier Himmelsrichtungen gemacht. Wabosso (Wabus) „das Kaninchen“, eigentlich „der sich weiß macht“, der Herr der Morgen-

- dämmerung, wird gewöhnlich mit Mändabusch gleichgesetzt. — Weßsteineule: der Raufußkauz (*Nyctale acadica*).
- m I) Der Feuerraub. — Hoffmann (1896) S. 126 f.; Menomini. — Häufiges Motiv in typischer Gestaltung, mit dem fast nie fehlenden explanatorischen Schluß, der irgendeine Eigenschaft des feuerraubenden Tieres erklärt (vgl. 27 e, 38). Da Mändabusch ostwärts fährt, ist als der Mann, der ursprünglich das Feuer besitzt, die Sonne aufzufassen (vgl. S. 354). — Nokomis: vgl. a. — Donnerer: vgl. g.
- m II) Die Entdeckung des Tabaks. — Hoffmann (1896) S. 205 f.; Menomini. — Eine der zahlreichen Erzählungen, die Mändabusch die Gewinnung der verschiedenen Kulturpflanzen zuschreiben. — Der braune, aus dem Maul der Heuschrecke hervortretende Saft macht den Eindruck, als kaue sie Tabak.
- n) Die Begründung der Midewiwin. — Hoffmann (1891) S. 166 f.; Odschibwá. — Beispiel einer der in Nordamerika häufigen Kultlegenden, d. h. eines aus Kulthandlungen abgeleiteten explanatorischen Mythus, der, eine spätere Bildung als das primitive Märchen, Stoffe und Ideen desselben zur Grundlage hat. Offenbar liegt hier eine alte Fassung der Sage von der Erdfischung aus dem Urmeer (vgl. g) vor, die zur Kultlegende umgestaltet wurde; charakteristisch ist besonders die Vervielfältigung der Handlung nach den vier Himmelsrichtungen (vgl. 47). — Die Midewiwin der Odschibwá (Mitámit der Menomini) ist ein religiöser Geheimbund, dessen Mitglieder (Mide bzw. Mitá) den Kult seines vergöttlichten Stifters Minabozho (Mändabusch) pflegen und die von ihm verliehenen magischen Fähigkeiten vor allem zum Zwecke der Krankenheilung ausüben. Der Fischotter ist das heilige Tier der Mide, deren Medizinbeutel (vgl. i) gewöhnlich aus Fischotterbälgen bestehen. — Osche Manido: ein guter Geist, der nach dem Glauben der Odschibwá sozusagen eine Vermittlerrolle zwischen dem höchsten Wesen (Kischá Manido, S. 55) und Mändabusch spielt. — Anischinabeg: „Autochthonen“; Selbstbezeichnung der ursprünglich ein Volk bildenden Odschibwá, Ottawa, Potawatomi und Menomini. — Midewigan (Menomini: Mitáwíkomik): die Festhütte, in der die Mide-Zeremonien stattfinden. — Migis: eigentlich Wampum (vgl. c), dann eine kleine Schnede (*Cypraea moneta*), die bei der Zeremonie der Aufnahme in den Mide-Bund aus einem Medizinsack aus Otterfell dem Kandidaten scheinbar in Brust, Kopf und beide Seiten geschossen wird.
- o) Verschwinden und Wiederkehr. — Hoffmann (1896) S. 199 f.; Menomini. — Variante: de Smet bei Hoffmann (1896) S. 209; Potawatomi. — Über Mändabuschs Fahrt nach Osten s. o. Seine Versegung in den Norden hängt wohl mit der Vorstellung der Montagnais (Algonkinstamm in Kanada) von dem „Sommermacher“ (Nipinuks) und „Wintermacher“ (Piponuks) zusammen, die im Süden bzw. Norden ihren Sitz haben, von Zeit zu Zeit aber ihren Platz vertauschen, wodurch der Wechsel der Jahreszeiten herbeigeführt wird (vgl. 15 i Var.). Nach Hand book II, S. 709 ist Nipinuke mit Mändabusch, Piponuke mit Schakelenapok (vgl. Bemerkung zu l) identisch. — Weitere „Sinbrand“-Märchen S. 190, 224 f., 286. — Makinak: Macinac an der See-Enge zwischen dem Huronen- und Michigan-See. Schon ein Bericht von 1723 erwähnt dort

einen heiligen Felsen in Gestalt eines sitzenden Kaninchens, in den sich einst „Michapaux“ verwandelte (Hoffman 1896, S. 117). Merkwürdige Felsen bilden überhaupt oft den Gegenstand explanatorischer Märchen (vgl. S. 124, 240, 245, 311, 345). — Mitawikomik: vgl. n.

- p) Der Besuch bei Mānābusch. — Hoffman (1896) S. 206; Menomini. — Variante: Schoolcraft S. 286f., 288f.; Ottawa. — Die Variante ist ein „Besuch im Himmel“, bei dem insbesondere die naturmythologisch klare Form des „Symplegadenmotivs“ interessant ist (vgl. die Einleitung). Also muß auch das erste Märchen, das mit dem zweiten in allen (hier fortgelassenen) Einzelheiten übereinstimmt, trotz der ins Irdische übertragenen Verhältnisse als ein Himmelsbesuch aufgefaßt werden. — Mitā und Mitawit: vgl. n. — Gesichtsschwärzen als Schutz vor der Ausführung besonders gefährlicher Unternehmungen: vgl. S. 183. — Die Vorstellung, daß die Winde durch den niederfallenden Himmel erzeugt werden, findet sich auch in Nordasien bei den Tschultschen.
12. Der Sonnenfang. — Hoffman (1896) S. 181f.; Menomini. — Bei vielen nördlichen Indianern bekanntes Märchen, dessen Naturgrundlage nach Ehrenreich (1910, S. 210) der Sonnenstillstand an den Wendepunkten oder die verlangsamte Bewegung der Sonne zur Mittagszeit bildet (vgl. 24). — Stachelschweinborsten: vgl. 11h.
13. Die magische Flucht. — Hoffman (1896) S. 196f. (gekürzt); Menomini. — Eine der selteneren Erzählungen, in denen das Motiv der „magischen Flucht“ selbstständig verwertet wird, ohne die übliche Verbindung mit einem Ogermärchen (vgl. S. 164f., 222f.). Das Motiv ist nahezu universell über Nordamerika verbreitet und so nahe mit altweltlichen Fluchtmärchen verwandt, daß seine Übertragung von dorther als sicher erscheint. Der Verfolger wird entweder durch Hindernisse oder hingeworfene Lockmittel aufgehalten; hier sind beide Formen miteinander verbunden. — Anamaqiu: vgl. 11g. — Magische Pfeile: vgl. 11k. — Steinerner Haarzierat: „schakipan“ (in Vogelform), in älterer Zeit von verheirateten Frauen getragen. — Bumskaulen (Cat-tail): Kolben eines auch in Europa allgemein vorkommenden Schilfrohres (*Typha latifolia*).
14. Der rote Schwan. — Schoolcraft S. 161f. (gekürzt); Odschibwā. — Dieses schöne, von George Eliot und Longfellow poetisch verwandte Märchen ist als ein Mythos aufzufassen, der das gegenseitige Verhältnis der strahlend aufgehenden jungen Sonne (= des pfeilschießenden Jägers), des jungen Mondes (= des Schwan's, der der untergehenden Sonne folgt) und der alt und schwach gewordenen, untergehenden Sonne (= des Zauberers, dem seine strahlende Wampumklappe geraubt ist) erklären soll. Der Zauberer erinnert an den Dämon „Perlfeuer“ (vgl. 11c). Der Schluß der Erzählung, der stark an das Penelopemotiv der Odyssee (Freiermord) anklängt, ist „ein typisches Bild des Sonnenaufgangs“ (Ehrenreich 1910, S. 123 und 223): der junge, aus der Unterwelt aufsteigende Sonnengott tötet die seine Mondgemahlin umschwärzenden Sterne. — S. 87: Motiv der „unerschöpflichen Speise“. Zu den Matgebern, die der Held gewöhnlich auf dem Wege zu einem schwierigen Unternehmen trifft, vgl. auch S. 25, 79f., 136f., 196f., 246, 336f., 343. — Odschibwā: Name eines großen Algonkinstamms im westlichen Seengebiet, hier Personename. — Medizinbeutel: vgl. 11i. — Zauber-

pfeile: vgl. 11 k. — Mokkasins: die indianische Fußbekleidung aus gegerbtem Hirschleder. — Wampum: vgl. 11 c. — Fasen: der junge Indianer begibt sich in die Einsamkeit, um durch Fasen Träume und Visionen zu erzielen, die ihm seinen Schutzgeist offenbaren (vgl. 6).

15. Die Sage von den feindlichen Brüdern. — Die Irokesen und ihre nahen Verwandten, die Huronen, bilden eine um den Erie- und Ontariosee herum und am Lorenzstrom sichende Sprachfamilie, deren Urheimat weit im Süden, in den Golfländern, gesucht werden muß. Ihr großer Zwillingsmythos weist in der Tat nach dem Südwesten Nordamerikas, wo wir in der Mythologie der Kalifornier und Pima zahlreiche verwandte Züge wiederfinden, vor all in d. n. Antagonismus der beiden Märchenhelden (vgl. 34: Schöpfer und Coyote, 44 a: Erdarzt und Alterbruder. Weitere Parallelen sind in 39 und 42 erwähnt). Wenn in Algonkin sagen bisweilen von einem ähnlichen Antagonismus (zwischen Mändbusch und Tschaketenapol, vgl. 111 und 0) die Rede ist, so liegt offenbar Entlehnung vor. — Die Naturgrundlage dieses Zwillingsmythos ist der Kampf des Frühlings gegen den Winter (vgl. besonders e I), denn der Name des einen Zwilling, (Wata-)Oterontongnia, bedeutet „(Ahorn-)Sproß, junges (Ahorn-)Bäumchen“ (wie sein huronischer Name Toscoba), der des anderen, Lawiskaron, „der in Eis Gehüllte“; beide sind Enkel der Awenhal („fruchtbare Erde“; bei den Huronen Ataentsik „die Alte“, d. h. die Erdmutter). Dass dabei auch himmelmythologische Züge nicht fehlen, ja ursprünglich die Grundlage dieser Gestalten bildeten, beweisen die Vorgeschichte der Awenhal (a), der zweite Name Oterontongnias (Teharonhiawagon „Halter des Himmels“) und die merkwürdige Gestalt und ungewöhnliche Geburt Lawiskarons, der auch geradezu Ohad „Feuerstein“, daneben Hanonhida „der Warzige“ heißt; beides deutet auf den Mond, den sich die Amerikaner oft als Feuersteindämon (vgl. S. 279, 341), oder als ein mit Schwären bedecktes Wesen (vgl. S. 223) dachten. Der in der Natur begründete Antagonismus dieser Wesen ist in dem irokessischen Mythus, „der großartigsten Schöpfung des religiösen Denkens der Nordamerikaner“ (Breyfig), bereits im Begriffe, zu einem Widerstreit moralischer Prinzipien, des Guten und Bösen schlechthin, zu werden, wie er in der iranischen Religion den erhabensten Ausdruck gefunden hat.

a) Der Himmelssturz. — Hewitt S. 141 f.; Onondaga. — Die Heldin dieses Märchens ist die hier nicht ausdrücklich genannte Awenhal. — Nach Ehrenreich (1906, S. 570 f.) Häufung mondmythologischer Züge: Awenhals Vater als der erste Tote, der im geheimen fortlebt; „magische Empfängnis“ durch Kämmen; das schnelle Heranwachsen der Tochter; die glänzenden Schmucksachen, die sie von ihren Besuchen bei dem Toten mitbringt; ihr Wandern mit dem Korb auf dem Rücken über den Himmel, wobei sie mit dem „weißen Feuerdrachen“ zusammentrifft (= Konjunktion des Mondes mit Sternbildern); ihre Bekleidung beim Kochen der Speisen; auch ihre Rolle als Bringerin der Kulturpflanzen gehört hierher. Das Ganze ist eine Variante des häufigen Motivs „Besuch im Himmel“ mit den Proben (reißender Fluss, Speisezubereitung) und dem Abstieg oder Sturz (vgl. S. 132, 139 f., 198 f., 225, 342 f.). — Ongwe: Urbilder aller irdischen Wesen, Dinge und Erscheinungen (also

auch der Menschen), die nach irokesischer Vorstellung im Himmel existieren. Daher die merkwürdig bunte Liste der Ongwe S. 100. — Häuser: die Schilderung gibt die Form der großen irokesischen „Langhäuser“ mit Kinderedeckung wieder. — Religiöse Zurückgezogenheit: genauer „eingehetzt von einer Spreu von Bumsaulenblättern“. In dieser Weise schützte man Kinder, die infolge gewisser Vorzeichen bei ihrer Geburt bis zur Pubertät in völliger Abgeschiedenheit leben mussten, vor der Be-ruhrung mit der profanen Welt. — Grabliste: die Irokesen übten die zeitweilige „Plattformbestattung“ in Särgen aus Baumrinde. — Wampum: vgl. 11c. — Haohwengdschiamagi: unbestimmt gedachtes höchstes Wesen (vgl. Kischá Manido, 11g), das wie die meisten derartigen Gottheiten keinen Kultus genießt. Nur ausnahmsweise werden solche Wesen mit Naturerscheinungen, z. B. der Sonne, in Verbindung gebracht; hier mit dem als unabhängig von der Sonne gedachten Licht (denn die Sonne wird erst später geschaffen, vgl. b). — Orenda: das magische Fluidum, das nach irokesischem Glauben die ganze Natur durchwirkt. — Feuerdrache mit glänzend weißem Leibe (S. 101): eine Personifikation der Milchstraße. — Ondoscha: das gelbe Hundszahnweilchen, Erythronium americanum. — Lebensmittel ursprünglich im Himmel: vgl. 2. — Gaengdesok: „warmer Windwirbel“. Der Name hängt wohl mit der Erzeugung des Kindes durch den Atem des Himmelsgottes zusammen. Ebenso erzeugt der höchste Gott der Azteken den Windgott Quetzalcoatl durch seinen Hauch. — Mais, Bohnen, Kürbis, Sonnenblume (in der Liste der Ongwe): die Hauptanbaupflanzen der Irokesen. Die ersten drei gelten als die „drei göttlichen Helferinnen“. — Himmelssturz: nach einer Variante werden auch die Kulturpflanzen, Jagdtiere usw. mit der Alwenhaß hinabgeworfen.

- b) Die Geburt der Zwillinge. — Hewitt S. 284f.; Mohawk. — Die „Erdfischung“ ist der Algonkinmythologie entlehnt (vgl. 11g). Wer der geheimnisvolle Liebhaber der Tochter (vgl. 37) ist, ist nicht ganz klar. Fransengewand und Pfeile deuten auf ein Sonnenwesen, das mit seinen Strahlen die Himmelstochter schwängert; andererseits heißt es nachher (S. 107), die „große Schildkröte“ — also die Erde — sei der Vater der Zwillinge. Das Motiv des Streites der Zwillinge im Mutterleibe und der ungewöhnlichen Geburt des einen, der die Feuersteinkrone trägt, sind ganz auffällige Parallelen zum vedischen Indratmythus, der sich auch sonst (vgl. d, e III, b) mit dem irokesischen nahe berührt (Ehrenreich 1910, S. 273). Nach der huronischen Fassung (Brinton S. 54f.) entstehen nicht Sonne und Mond, sondern die Kulturpflanzen aus dem Leibe der toten Himmelstochter. — Steiffuß: vgl. 11i; Moschusratte: 11g.
- c) Der Besuch beim Vater. — Hewitt S. 297f.; Mohawk. — Der Verstohene gelangt offenbar an das Ufer des Weltmeeres, auf dessen Grund die große Schildkröte, auf der sich die Erde aufbaut (vgl. b), noch immer ruht. Nach einer anderen Fassung beschenkt der Vater den Sohn nicht nur, sondern lehrt ihn außerdem eine Hütte bauen, Feuer bohren und den Boden bearbeiten.
- d) Die Erschaffung der Tiere. — Hewitt S. 301f. und 238f.; Mohawk und Seneca. — Zur Vergrößerung der Erde durch Umschreiten (Seeufer = Rand des Weltmeeres) vgl. 11g Var. — Explanatorischer

Mythus, der nicht nur gewisse Körpermerkmale der Tiere, sondern auch eine biologische Tatsache, nämlich das periodische Verschwinden gewisser Tiergattungen (Winterschlaf, Wanderung der Bögel), erklären soll; dies Problem hat die nordamerikanischen Indianer öfter beschäftigt (vgl. S. 9, 186 f., 356 f.). Auch Indra befreit eingesperrte Tiere. — Auf Lawiskaron führen die Irokesen nicht nur die Fledermaus, sondern überhaupt alle in ihren Augen unnützen oder schädlichen Tiere (Schmetterlinge, Eulen, Frösche, Würmer) zurück. Die aus den dauernd eingeschlossenen Tieren entstandenen tiergestaltigen Dämonen (Dtgon) entsprechen den Anamaqkiu der Algonkinsagen (vgl. 11 g). — *hirschmaus*: die Weißfußmaus (*Hesperomys leucopus*).

- e) *Feindliche Anschläge*. — I und II: Hewitt S. 309 f.; Mohawl. — III: Brinton S. 55; Huronen. — I: des Frühlings Kampf gegen den Winter; III: der alles Wasser verschluckende Riesenfrosch erinnert an den schlängengestaltigen vedischen Vṛtra; zugrunde liegt wohl eine lunare Vorstellung. Dann entspricht Oterongtongnia einem Sonnenheros (Chrenreich 1906, S. 605). — *Blauvogel*: ein unserm Mottehlchen verwandter Singvogel (*Sialia sialis*), der im Frühjahr zuerst von allen Wandervögeln wiederkehrt. Er ist auch der Bote Tawatas (vgl. 16 a). — *Asche auf den Mais streuen*: eine Anspielung auf den irokesischen Brauch, den Mais mit Asche zu kochen, um die harten Schalen zu erleichen.
- f) *Der Sonnenraub*. — Hewitt S. 314 f.; Mohawl. — Knüpft an b (S. 105 f.) an. Das Märchen hat große Ähnlichkeit mit dem kalifornischen vom Feuerraub mit Unterstützung hilfreicher Tiere (38). Sogar jener Passus, daß die Tiere sich das Feuer bei der Heimkehr zuwerfen, findet sich in der hier nicht wiedergegebenen Onondaga-Fassung des Märchens. Auch den explanatorischen Schluß hat diese Sonnenraubsage mit den Feuerraubsagen gemein. — Zur Versetzung von Sonne und Mond an den Himmel vgl. 27 b, 44 a und 46.
- g) *Die Menschenköpfung*. — Hewitt S. 320 f.; Mohawl. — Auch dieses Märchen stimmt auffällig mit dem entsprechenden kalifornischen (35) überein; die Einpflanzung des Geschlechtstriebes erscheint dort allerdings nur angedeutet, dagegen entspricht der Schluß wieder genau dem des irokesischen Märchens; in beiden Fällen entsteht durch ungeschickte Nachahmung ein unvollkommenes Wesen (vgl. auch 44 a, S. 312). Das Einsetzen der Kippe beruht sicher nicht auf biblischem Einfluß, da das Motiv ganz anders verwandt ist. Der von Lawiskaron gebildete Mensch besteht natürlich aus Schnee. Belebung durch Anhauchen: vgl. 5.
- h) *Der Endkampf*. — Hewitt S. 326 f.; Mohawl. — Zu der Geschichte von dem früheren Doppellauf der Flüsse bildet nicht nur eine finnische Sage, wie Dähnhardt (I S. 80) bemerkt hat, sondern auch eine ganz neuerdings durch Nordenstliid bekanntgewordene aus Bolivien eine auffallende Parallele. Der Endkampf stimmt bis in Einzelheiten mit dem Mythus von Indras Kampf mit Namuci überein; sogar die scheinbar ungefährlichen magischen Waffen der beiden Brüder, die einem sonst unverwundbaren Gott allein den Tod zu bringen vermögen, kehren dort und in anderen altweltlichen Mythen (Baldr) wieder. — Für die Art der Vernichtung des Feuersteindämons Lawiskaron hat die Feuersteinbearbeitung der Wirklichkeit (durch Erhöhen und Schlagen mit einem an-

deren Stein oder einem Stück Hirschhorn) das Vorbild abgegeben. — Bumiskaulen: vgl. 13. — Berge im Westen: das Felsengebirge.

i) Der Wohnsitz im Osten. — Handbook II S. 722; Huronen. — Variante: ebenda S. 711; Onondaga. — Das ewige Altern und Sichverjüngen Joskehas ist ein lunarer Zug, wie auch seine Herrschaft über die Toten (vgl. 4b, 11f). — Zu dem janusartigen Doppelwesen vgl. die algonkinische Vorstellung vom „Sommermacher“ und „Wintermacher“ (110). — Orenda: vgl. a.

16. Welt- und Menschenschöpfung. — Die Skidi-Pawnee (Wolf-Pawnee) gehörten mit den ganz nahe verwandten Arikara, die sich erst im 18. Jahrhundert von ihnen loslösten, zu der weitverbreiteten Sprachfamilie der Caddo-Stämme, die, wie die Irokesen, aus dem Süden, der Nachbarschaft der alten mexikanischen Kulturstölzer, stammten. Daher hat ihre Kultur manche Züge aufzuweisen, die gar nicht zu dem Bilde der verhältnismäßig primitiven Prärielkultur passen. Sie waren halbseßhafte Ackerbauer mitten unter Büffeljägern und besaßen eine einzigartige, bis zu den letzten Konsequenzen entwickelte Sternreligion, der sich auch alle irdischen Dinge anpassten, wie z. B. die Gruppierung der Siedlungen die gegenseitige Stellung bestimmter Sterne wider spiegelte.

a) Dorsey S. 1f.; Skidi-Pawnee. — b) Grinnell S. 123f.; Arikara (Schluß gefürtzt). — Tirawa, der höchste Gott, steht anders als Hao-hwengdschiamagi (vgl. 15a) durchaus im Mittelpunkt des lebendigen Kults. Darin ähnelt er aber wieder andern höchsten Gottheiten, daß er mit keiner Naturerscheinung in bestimmte Verbindung gebracht wird, vielmehr über alle waltet. In der Götterhierarchie ist er der Himmelshauptling, dessen Befehle von untergeordneten Göttern ausgeführt werden; auch die Weltschöpfung ist also nicht unmittelbar sein Werk. Seine Gattin Atira ist entsprechend der Anschauung der Pawnee, daß die irdischen Dinge ein getreues Spiegelbild der himmlischen seien, einerseits das Himmelsgewölbe, andererseits die „Maismutter“, also die mütterliche Erde. Sonnengott und Mondgöttin treten hinter den Sterngöttern zurück, unter denen wieder die Abendsterngöttin als Herrin aller Lebensmittel, der Büffel, des Feuers usw. und der kriegerische Morgenstern Gott die wichtigste Rolle spielen. Die übrigen himmlischen Potenzen erscheinen gewöhnlich, wie bei den Völkern des Südwestens (vgl. 47), in Vierzahl. — Die Schöpfung des Urmeers aus einer Wolke, die sich verdichtet, und die Teilung der Gewässer, um die Erde sichtbar zu machen, erinnern an die südwestliche Auffassung (44b, 45), mit der auch die Idee der Befruchtung der Erde und der Pflanzen durch Blitze ganz im Einklang steht. Der südwestlichen Mythologie ist auch die Vorstellung von zwei wieder vernichteten Menschenschöpfungen (44a), vom Hervortkommen der Urahnen der gegenwärtigen Menschheit aus der Erde (44b, 46) und von der langen gemeinschaftlichen Wanderung der Stämme, ihrer endlichen Entfremdung und Trennung (46) geläufig. Diesen starken südwestlichen Beziehungen gegenüber sind die Zusammenhänge mit der Mythologie des Ostens nur lose; vielleicht ist die Geschichte von der Sintflut und dem tauchenden Entlein (S. 124) eine umgedeutete Fassung des algonkinischen Erdfischungsmythus. — Tschupereka: „leuchten-

der Stern", Operikata: „großer Stern“, Kararimari: „der Unbewegliche“. — Himmelsträger: die Vorstellung, daß Himmel und Erde an den Nändern nicht unmittelbar aufeinanderliegen, sondern durch irgend etwas zusammen- oder auseinandergehalten werden, wiederholt sich S. 306 (Spinnenfäden), 184 und 341 f. (Pfosten); daher auch die Vorstellung von einem Spalt zwischen beiden (Symplegaden!). Menschengestaltige Himmelsträger kennt besonders die altmexikanische Mythologie. — Heilige Bündel: jedes der 19 Dorfer der Skidi-Pawnee besitzt ein heiliges Bündel, das Tirawa oder ein bestimmter Stern Gott einstmals dem Stammvater des Dorfes verliehen hat. Um diese Bündel dreht sich der ganze Kultus. Sie enthalten meist in einer Hülle von Büffelleder eine Pfeife, Tabak, Farben, Vogelbälge und einen Maiskolben, die sogenannte „Maismutter“, und werden nur bei wichtigsten Anlässen geöffnet. — Garten der Abendsterngöttin: „W^o aru“, eine Stätte im Westen, wo diese ihre immer reisenden Maisfelder und ihre Büffelfleischvorräte hütet. Auch den Azteken galt der Westen (Tamoanchan), die Heimat des Maises, die Stätte der Geburt und der Sitz einer Tschuperekata verwandten Gottheit, als Land „wo die Blumen stehen“. — b) Utuich: „Vater“. — Versteinerung der ersten Menschenbildung bei der Sintflut: vgl. S. 310 f. Merkwürdig gestaltete Sandsteinfelsen längs der Flüßufer gehören zu den charakteristischen Landschaftsformen der „Bad Lands“ des oberen Missouri-Gebietes. — Menschen und Tiere im Himmel geschaffen: vgl. dazu die irokezische Vorstellung von den Urbildern (Ongwe) aller Dinge im Himmel (11 a). Die Tiere sind ursprünglich noch den Menschen gleich, ihre Differenzierung erfolgt erst bei der Wanderung (S. 126); das Urmenschenpaar entspricht dem Sonnensohn und der Abendsterntochter der Pawnee. In einer Pawnee-Variante (Dorsey Anm. 228) tritt anstelle des Blüches (vgl. 47 b) ein Büffelhaarstrick, an dem die Mondfrau die Menschen auf die Erde hinabklettern läßt. — Bündel: den Tierbälgen der Bündel werden auch in Wirklichkeit Zauberkräfte zugeschrieben. Die Eule hat bei den Pawnee Beziehungen zur Abendsterngöttin, der Habicht gehört fast stets zur Ausstattung der Kriegerbündel. — Blaue Berge: Hügelfetten dieses Namens gibt es sowohl in Arkansas wie in Nebraska. Beide könnten hier gemeint sein. — 9 Stämme: auch die aztekische Sage kennt neun wandernde Stämme, von denen einer das „ausserwöhleste Volk“ ist. Zu diesem gehörten hier die Mandan, die, obwohl ein Sioux-Stamm, den beiden Pawnee-Stämmen kulturell sehr nahe stehen und auch eine ähnliche Ursprungssage besitzen, die sogar noch mehr an die Pueblo-Fassungen (44 b, 46) erinnert. Die drei verbundenen Stämme sind sesshafte Ackerbauer, denen daher das Bündel mit Utira, der „Maismutter“, allein verbleibt, während die acht abwandernden Stämme die rein nomadischen Büffelsäger der Prärie (Cheyenne, Arapaho, Kiowa, Teton-Sioux usw.) repräsentieren.

17. Wie Wildkaters Söhne Sonne und Mond wurden. — Boas (1891) S. 161 f.; Kutenå. — Eine Erzählung, die Elemente verschiedener Herkunft zu einem Ganzen verbindet. Charakteristisch für die Märchen der nördlichen Plateauvölker (der Bewohner des Columbia- und Fraser-Bedens) ist der Ausbau der Tiergesellschaft (alle möglichen Tiere

sind in ein verwandtschaftliches Verhältnis gebracht) und der „Probesonnenmythus“; der „Sonnenschuß“ findet sich nur noch in der Mythologie der südlichen Plateauvölker wieder, ist aber wohl dem Sonnenfang (vgl. 12) verwandt. Damit verbunden ist ein Motiv, das überaus häufig in den Märchen der Nordwestküste wiederkehrt: die „Vaterwahl“ (vgl. 28 f.). Das Märchen von den Verlassenen, denen es wider Erwarten gut geht, kommt sowohl an der Nordwestküste, als auch im Osten vor (vgl. 21). — Der Ausgang des Märchens spricht dafür, daß auch das übrige naturmythologisch zu verstehen ist. Zeitweilige Verborgenheit, wie bei der Hindin, oder Einsperrung in einer Hütte, einem Verschlage, einem Kasten soll, wenn sie von himmlischen Frauen (Sonnen- oder Mondfrauen; vgl. S. 2, 88 und 191) erzählt wird, wohl die vorübergehende Unsichtbarkeit der Himmelskörper während ihres Verweilens in der Unterwelt erklären. Der Frosch, der hier die Hindin verborgen hält, ist sonst oft der Verschlinger (vgl. 15 e III, 39). Zur „magischen Empfängnis“ durch vier Haare (= Sonnenstrahlen) vgl. die Einleitung. Der Wildfater entspricht also wohl der Sonne, die Hindin dem Monde oder der Erde. — Wildfater: gemeint ist der amerikanische Luchs (*Lynx canadensis*): — Präriewolf oder Coyote (*Canis latrans*): der Held der meisten Tiergeschichten im Bereich des Felsengebirges. Es ist natürlich kein Zufall, daß hier neben dem Präriewolf auch der Rabe und in einem andern Märchen (28a) der Merz, also die Haupttierhelden Nordwestamerikas, sich vergeblich bemühen, Sonne zu sein. Die Idee ist wohl, daß der oft niedrig-komische „Trickster“ höheren Aufgaben nicht gewachsen sei.

18. Der Krieg der Tiere gegen den Himmel. — Boas (1891) S. 165 f., Kutenä. — Auch dies Märchen zeigt westliche Einflüsse in dem Motiv der „Pfeilleiter“, das in Nordamerika nur in den nordwestlichen Märchen vorkommt (vgl. 28a und Boas 1916, S. 864 f.), und in der merkwürdigen Kriegsliste der Moschusratte, um den Feinden zahlreiche Helfer vorzuspiegeln (vgl. 28 d). Nach einer Variante ersteigen die Tiere den Himmel, um das Feuer zu erlangen. Sehr charakteristisch für das Plateaugebiet ist der erplanatorische Schluß. — Moschusratte: vgl. 11 z. Die Geschicklichkeit, mit der sie sich ihres Schwanzes bedient, sowie die Anlage ihrer Häuser entsprechen der Wirklichkeit. — Felsengebirge: nach einer neueren Angabe von Boas genauer ein bestimmter Berg, der Mount Baker bei Cranbrook. — Donnervogel: vgl. 11 g. — Sauger: ein zu den Karpfen gehöriger grätenreicher Süßwasserfisch (*Catostomus*). Zur Entstehung der Gräten vgl. auch S. 202.
19. Allerlei Helden. — Die drei bei allen Stämmen der Prärie bekannten Heldenlegenden. Der Held ist stets ein Knabe, der rein menschlich gedacht, aber übernatürlicher Abkunft ist und schließlich zum Himmel entrückt wird. In allen drei Erzählungen hebt sich die Geburts- und Jugendgeschichte (I) als ein geschlossenes, bis auf geringfügige Varianten überall feststehendes Ganzes von der eigentlichen Heldenlage (II) ab, einer willkürlichen und daher bei den einzelnen Stämmen sehr wechselnden Aneinanderreihung von Abenteuern, die ursprünglich vielleicht ganz verschiedenen Sagenkreisen angehörten. Die Ähnlichkeit dieses zweiten Teils mit den Zwillingsheroengeschichten der Südweststämme (vgl. 47)

springt in die Augen; einzelne Abenteuer sind geradezu identisch (vgl. Lorie S. 119 f.). — Eine Naturgrundlage dieser Erzählungen ist schon durch die himmlische Abkunft, magische Geburt und schließliche Entrückung der drei Helden gegeben. Sonstige etwa vorhandene naturmythische Züge sind jedoch stark verblaßt, da, wie in der antiken Helden sage, eine viel stärkere Vermenschlichung des Helden Platz gegriffen hat, als etwa in der Mänabuschsage oder dem iroesischen Zwillingemythus.

- a) **Blutkloß.** — Wizler und Duval S. 53 f.; Blackfoot. — Manches in diesem Märchen erinnert an die Mänabusch-Sage: die Entstehung aus einem Blutklumpen, der in einem Topf gekocht wird (vgl. 11 a), der Kampf gegen die Bären- und Schlangendämonen (vgl. die Unamaqiu, 11 g) und die Verschlingung (vgl. 11 d). Die Verschlingung wird hier spezifisch nordamerikanisch als „Einschlürfen“ geschildert (vgl. 25). Von den Abenteuern, die der Held besteht, wird der „Schaukeltritt“ öfter in Präriemärchen erwähnt. Das Erlebnis beim Hexeringkampf ist eine besondere Form der „Stachelsichprobe“, der der Held im westlichen Nordamerika besonders bei Himmelsbesuchen unterworfen wird (vgl. S. 247, 339). Die Tötung der Bärenämonen durch den „Glutstein“ (vgl. S. 150, 218 f., 291) und des einhörnigen Schlangendämonen durch Kopfschneiden mit einem weißen Steinmesser scheint den solaren Charakter des Helden anzudeuten, denn beides ist oft der mythische Ausdruck für die Bekämpfung des Mondes durch die Sonne (Steinmesser = Mondsichel; Mond als Schlange: vgl. Ehrenreich 1910, S. 39). Doch mischen sich damit wieder unklar lunare und astrale Züge, wie die Sternenabkunft des Helden, sein rasches Wachstum, seine Gesichtsbemalung (weiß mit schwarzen Ringen). — **Büffeljagd:** Anspielung auf eine alte, vor der Einführung der Pferde allgemein geübte Form dieser Jagd, bei der die Büffel zwischen trichterförmig sich verengenden Hürden oder Steinreihen in einen umhegten Platz oder eine Mulde getrieben wurden. — **Suppe aus Büffelblut:** ein Lieblingsgericht der Präriestämme. — **Nauchender Stern:** nach indianischer Erklärung ein Stern mit einem „Hof“ (Halo). — **Gehörnte Schlange:** häufiger Dämonentypus im östlichen Nordamerika (vgl. auch S. 346). — **Warnung vor Gefahren**, die der Held nicht beachtet: sog. „Pittheus-Motiv“, nahezu allen nordamerikanischen Helden-sagen eigentümlich; vgl. S. 143, 149 f., 335. — **Sauger:** vgl. 18. Der Tanz im Fischbauch dient als legendarische Erklärung einer bestimmten Zeremonie der Blackfoot, des „Tanzes der Totengeister“. — **Viermalige Aufforderung:** die Vervierfachung einer Handlung ist besonders den südwestlichen Märchen eigentümlich (vgl. 47). — **Krähen-indianer** (Crow): ein Sioux-Stamm in Montana, Todfeind der Blackfoot.
- b) **Das Sternenkind.** — Dorse S. 60 f.; Skidi-Pawnee. — Die Einleitungsgeschichte — die Entrückung einer Jungfrau durch einen Stern und ihre Flucht vom Himmel (gewöhnlich teilt die andere ihr Schicksal) — ist von Neuschottland über den ganzen Kontinent bis Alaska und Vancouver verbreitet (vgl. Boas 1914, S. 382) und uns in einer abweichen-den Fassung bereits bei den Eskimo begegnet (vgl. 10). Offenbar ist ihre Verknüpfung mit der Helden sage, die nur bei den Prärieindianern stattfindet, sekundär. Zur Naturbedeutung des Himmelsabstiegs an einem

Strick vgl. die Einleitung. — Die Ernährung des Helden durch die tote Mutter erinnert an ähnliche Märchenepisoden, in denen ein Totter noch Leben aufzert (vgl. S. 93 f. 195), und ist wohl ein himmelsmythologisches (lunares) Motiv. Die Tierkämpfe des Helden und sein Tierfang entsprechen den Drachenkämpfen altweltlicher Helden, besonders in der Heraklessage (Kampf des Mondes mit Sternen ?); unter ihnen ist das Erlebnis mit den Schlangen für die Präriemärchen besonders charakteristisch (vgl. S. 149 f.; der rettende Stein: S. 28, 247; wachsende Felsen: S. 189, 223, 291, 310 f.). Magische Bogen und Pfeile, die in Wirklichkeit Himmelkörper (oder -erscheinungen) sind, bilden gewöhnlich in den südwestlichen Märchen die Waffen der mythischen Zwillinge (vgl. S. 317, 341). — Schattendach: während der Sommerhitze in den Pawnee-Dörfern neben den Erdhäusern errichtet. Das ebene Dach wird auf Leitern erstiegen und dient als Trockenplatz für Feldfrüchte. — Steckrüben (Indian turnips): wildwachsende Knollen (*Psoralea esculenta*), die die Frauen bei allen Präriestämmen mit spitzen Stöcken oder den S. 140 erwähnten Haken ausgraben, um sie getrocknet und zerstampft der Fleischnahrung zuzusehen. — Mais, Bohnen und Kürbisse: die Hauptanbaupflanzen der Pawnee, wie der Trocken (vgl. 15 a) und Pueblo (46). Der Westen, wo sie sich hier im Besitz eines Dämons befinden, gilt den Pawnee auch sonst als Heimat der Lebensmittel (vgl. 16 a). — Tipi: das kegelförmige, fellbedeckte Stangenzelt der Prärie-indianer. — Wunderknabe: eigentlich waruchti, ein Ausdruck, der alles Wunderbare, durch irdische Zauberkräfte Bewirkte oder mit solchen Begabte bezeichnet. — Berglöwe: der amerikanische Silberlöwe oder Puma (*Felis concolor*); Wächtertiere: vgl. S. 2, 8, 338 (also gewöhnlich bei himmlischen Wesen). — Sack aus Menschenhaut: Maisbehälter (vgl. 20 a). Abgezogene Tierbälge dienen bei den östlichen Indianern häufig als Beeren- oder Tabaksbehälter.

- c) Die Zwillinge. — Dorsey und Kroeker S. 341 f. (gekürzt); Arapaho. — In diesem Mythus, den auch die östlichen Indianer in Bruchstücken kennen, herrscht große Konstanz gewisser Einzelepisoden in sämtlichen bekannten Fassungen (vgl. die Zusammenstellung bei Lowie, S. 139 f.), ausnahmsweise auch des zweiten Teils, dem die Episoden Besuch beim Oger (meist bei einer Hexe), Kampf mit einem gigantischen Vogel („Vogel Koch“) und Radspiel niemals fehlen. Das letztere hat gewöhnlich zur Folge, daß die Jünglinge von dem Wind in den Nächten des „Saugers“ getragen werden (vgl. 19 a). In unserer Fassung schließt sich dagegen hier eine ganz neue Erzählung an, in der nur noch der eine Zwilling unter anderem Namen eine Rolle spielt. Diese Erzählung ist wohl erst sekundär an die Zwillingssage angefügt worden; sie begegnet uns zuweilen noch als selbständiges Märchen. — Unter den Motiven, die naturmythisch zu interpretieren wären, ragt neben der Tötung und Wiederbelebung der Mutter (= lunarer Zug) vor allem die Tötung des Ogers mit dem ausgehöhlten Schädel durch den Glutstein hervor: eine deutliche Umschreibung der Verbrennung des abnehmenden (= hinten ausgehöhlten, vgl. 2) Mondes durch die Sonne. In dem Grasfindlingsmärchen hat der Held dagegen deutlich lunaren Charakter: er zeigt sich vier Nächte hindurch (= Dauer des Neumondes) in häflicher Gestalt, um dann

plötzlich in strahlender Schönheit zu erscheinen. Anstatt zu versteinern und in der Erde zu versinken (vgl. S. 7, 312), wird der Held in andern Fassungen der Sage zuletzt ein Stern, ähnlich dem Mondheros der alt-mexikanischen Sage (Quetzalcoatl), dessen Herz zum Morgenstern wird, während er selbst im Osten verbrennt. — Tipi: vgl. b. — Quillarbeit: Bestickung der Gewänder, Taschen usw. mit Stachelschweinborsten (vgl. 11 h), eine Hauptarbeit der Frauen. — Der unheimliche Besucher lehrt im Märchen 20 b wieder. — Hinter der Zeltmitte: Sitzplatz des Familienoberhauptes oder besonders geehrter Gäste. — Pfeilspiel: es ist nicht ganz klar, was für ein Spiel hier gemeint ist. — Schwibhaus und vier magische Pfeile: vgl. 11 k. — Schlangen: vgl. S. 143 f. — Läusen und „Kopfbefund“: ein überaus häufiges mythisches Motiv, meist verbunden mit dem „Besuch beim Oger“ (vgl. S. 221 f.). — Leggings: die Beinbekleidung der Prärieindianer. Sie sind gewöhnlich, wie die Arme des Wamsees, an der Naht mit Skalphaarren besetzt. — Donner vogel: vgl. 11 g. — Nezradspiel: ein allen Prärieindianern bekanntes Spiel, bei dem es darauf ankommt, einen Pfeilstab durch die Maschen eines mit einem Sehnennetz bespannten, rollenden Holzrades zu werfen. Der Haupttreffer ist der Wurf durch die Mittelmasche. Magische Reisen, die einen Wirbelsturm ertegen, kommen auch in den Märchen der südwestlichen Stämme vor (vgl. S. 336, 346 f.). — Präriefuchs (Kitfox): *Vulpes velox*. Das Motiv der „Preisungsfrau“, in den Märchen der Alten Welt überaus häufig, tritt in Nordamerika selten auf (vgl. S. 88). — Federlanze usw.: diese kostbaren Ausrüstungsstücke bezeichnen den angeesehenen Krieger; die Federlanze ist das Abzeichen bestimmter Männerbünde (vgl. Taf. II). Der Kächer besteht im westlichen Nordamerika aus zwei Teilen, Bogen- und Pfeilfutteral, und ist gewöhnlich aus Fell. Beim Sitzen und Ruhen lehnt sich der Prärieindianer gegen eine an einem Dreifuß aufgehängte Matte aus Stäben. — Büffeljagd und Büffelblut: vgl. 19 a. Das Blut wird gewöhnlich in einer Büffelblase aufbewahrt. — Taschenratte (Gopher): *Geomys bursarius*, ein maulwurfsartig in der Erde lebender Naget, der weitverzweigte Gänge baut.

20. Allerlei Unholde: a) Die Spinnenfrau. — Dorsei S. 39 f.; Slidi-Pawnee. — Die Spinnenfrau (vgl. 8), eine Mondtochter, gilt den Pawnee sonst als ein Wesen, das den Menschen günstig gesinnt ist, ihnen Saatkorn gibt, sie vor der Flut rettet, die Quellen hütet usw. Offenbar ist sie hier mit einer der bösartigen Hexen verschmolzen, die bei den Pawnee wie überall in Nordamerika sehr gefürchtet waren, weil sie auf Menschenraub ausgingen und Menschen fraßen (vgl. 20 c und 32 a); sie gleicht in allen Einzelheiten der Hexe, die der Sternensohn besucht (19 b II), und hat auch mit der Eskimohexe Usorsak (8) manches Verwandte (Vorsezten ungenießbarer Speise, Kopfsabschneiden). Der „Tanz am Abgrund“ (S. 159 f.) ist ein Motiv, das in vielen Ogermärchen Nordamerikas auftritt. Zur Erklärung der Mondflecken vgl. 1 u. 2. — Sonne und Mond haben nach dem Märchen 16 a nur einen Sohn. Die Verdoppelung ist wohl sekundär; sie wird in manchen Präriemärchen geradezu durch Zerspalten des Helden bewirkt. Daher gewöhnlich die Farblosigkeit des einen der beiden Helden.

— Kürbis, in dünne Streifen geschnitten: beliebte Winternahrung der Pawnee. — Tirawa: vgl. 16 a. — Löcher im Erdboden: Vorratsgruben (Caches), allgemein im nordlichen Nordamerika. — Bogen aus Heckendorf („Osage-Orange“): selten bei den Pawnee, da das Holz dazu von weither (aus dem Süden) geholt werden mußte. Die gewöhnlichen Bogen waren aus Eschenholz. — Säcke aus Menschenhaut: vgl. 19b II. — Fest des Schädelbündels: über die heiligen Bündel der Pawnee vgl. 16a. Auf eines der Kriegsbündel ist gewöhnlich ein Schädel aufgebunden; dies Bündel, das ursprünglich den Schädel des ersten Menschen trug, verlieh Tirawa den Pawnee, um ihnen dadurch Schutz vor ihren Feinden zu gewähren. — Medizinsack: vgl. 11 i. — Macht über das kalte Wetter: vgl. die „Kältefrau“ der Navaho (S. 349). Schneevögel sind Finken (Plectrophenax nivalis), die bei Schneestürmen oft in großen Schwärmen erscheinen. — Die unsern Vater heißer machten: Anspielung auf die auch den Irokesen geläufige Vorstellung, daß nicht die Sonne, sondern die Heuschrecke durch ihren Zaubergesang die Hitze des Tages bewirkt. — 4 Stämme der Pawnee: Chau, Pitahauirat, Kitkehaki und Skidi.

Der rollende Schädel. — Dorsey und Kroeber S. 278 f. (gekürzt); Arapaho. — Ein in Nordamerika außerordentlich weit verbreitetes Motiv. Die hier mitgeteilte Fassung ist die gewöhnliche; sie ist bei vielen östlichen Indianern und Eskimo bekannt (statt des rollenden Schädels ist bisweilen auch ein rollender Felsen der Verfolger). Daneben findet sich eine auf Kalifornien beschränkte Fassung (vgl. 42) und eine dritte, vorzugsweise athapaskische, die von einer ehebrecherischen, von ihrem Mann getöteten Frau erzählt, deren Schädel die Kinder verfolgt (vgl. Waterman S. 35, 43, 47). Dem rollenden, kanibalischen Schädel, der schließlich in einer Erdspalte verschwindet oder (wie in 42) verbrennt, liegt zweifellos eine weitverbreitete Auffassung des Mondes zugrunde, der auch nach irokesischer Anschauung ein Kopf ist (vgl. S. 106), wie denn überhaupt der Mond und Mondwesen nicht selten geköpft werden (vgl. die Erläuterung zu 8, ferner 19 a, 26). Nach einer Pawnee-Version wird in der Tat der rollende Schädel schließlich zerstochen und aus einer seiner Hälften der Mond, aus der andern die Sonne gemacht (Ehrenreich 1910, S. 209). Der Mond als der „geheimnisvolle Besucher“ auch in 19 c. — Den Abschluß bildet eine „magische Flucht“ (vgl. 13). — Tipi: vgl. 19b; Quillarbeiten: 19c. Die Arapaho verzieren ihre Zelte mit hübschen Gehängen mit Quillstickerei. — Parflèche: Falttasche aus Rohleder, zur Aufbewahrung des zu Mehl zerstampften Trockenfleisches (Pemmikan), das als Winterproviant dient. — Wapiti: vgl. 11 k. — Rufende Mokkasin: vgl. ein ähnliches Motiv S. 291.

Tsoawits. — Powell S. 45 f.; Ute. — Zeigt die Besonderheiten der Plateau-Märchen, die verwandtschaftliche Verknüpfung aller möglichen Tiere (vgl. 17) und den explanatorischen Schluß (vgl. 18). Die Tsoawits ist den kinderraubenden Hexen nordwestamerikanischer Märchen (vgl. 32 a) nahe verwandt; auch diese wohnen auf Bergen (S. 259). Am Schluß merkwürdige Form des Verschlingungsmotivs. — Kwina, der Adler, ist der mythische Donnervogel (vgl. 11 g), denn er bringt den Regen vom Himmel herab (S. 167). — Turteltaube: die Carolinataube (Zenai-

dura macrura). — Salbeistrauch (Sagebrush; *Artemisia tridentata*): niedriges Gestrüpp, das weite Gebiete der Hochflächen des westlichen Nordamerika bedeckt. — Gelber Sommervogel: ein Singvogel (*Dendroica aestiva*). — Salbeihahn: *Centrocercus urophasianus*. — Bergschaf (Bighorn): *Ovis montana*.

21. Die verlassenen Kinder. — Dorsey und Kroeber S. 293f.; Arapaho. — Das Märchen ist sowohl in der Prärie, als auch an der Nordwestküste allgemein bekannt, an der Nordwestküste in Verbindung mit der Erzählung vom „Hundegatten“ (vgl. 4a Var.) und mit einem abweichenden, besser motivierten Schluß; beides beweist, daß die nordwestamerikanische die ursprünglichere Fassung ist (Boas 1914, S. 396; 1916, S. 784f.). — Das „Gorgo“-Motiv (Tötung durch Anblicken) kehrt verschiedentlich wieder (S. 259, 346). — Lagerkreis: kreisförmige Anordnung der Zelte, bei allen Präriestämmen üblich. — Zeltstangen schleifen: gemeint sind die „Travois“, d. h. Schleifen, die durch die seitlich an den Pferden befestigten Zeltstangen gebildet werden, eine Methode der Beförderung, die für die Prärieindianer typisch ist.
22. Vom Manne, der seine Augen verlor. — Kroeber S. 168f.; Cheyenne. — Der „Weiße Mann“ (Bihuk; bei den Arapaho Nihanschan) ist, wie der „Alte Mann“ (Napim) der Blackfoot und der „Alte Mann Koyote“ der Crow (vgl. 23a), der typische Märchenheld der Präriestämme, halb Heilbringer, halb „Trickster“, also dem Mänabusch der Algonkin und dem Koyote der Plateaugäste ähnelnd, aber stets rein menschlich gedacht. Das hier erzählte Erlebnis ist in zahlreichen Varianten auch im ganzen Plateaugebiet bis zu den Puebloindianern bekannt. Es hat nicht selten einen explanatorischen Schluß, der hier fehlt.
23. Tiergeschichten. a) Vom Manne, der die Büffelkuh heiratete. — Simms S. 289f.; Crow. — Ein Märchen, das den meisten Präriestämmen bekannt ist und innere Verwandtschaft mit dem altweltlichen „Schwanenjungfraumärchen“ (vgl. 7) zeigt; auch in diesem bildet oft ein verpontes Wort den Anlaß, daß die Lierfrau mit ihrem Linde den Menschengatten verläßt. — Gewöhnlich sind die Proben, denen der Mann von den Büffeln unterworfen wird, mannigfacherer Art (Wettkauf, Schaukel-, Schwißhausprobe usw.). Das Mittel, das den Mann zuletzt unsichtbar macht, erinnert an die Tarnkappe unserer Sagen. — Alter-Mann-Koyote: vgl. 22. — Wapiti: vgl. 11k. — Ring- und Pfeilspiel: dem in 19c erwähnten Nezradspiel ähnlich. — Medizin: hier im Sinne von „Zauberkraft“.
- b) Wie die Menschen den Büffeln beikamen. — Kroeber S. 161f.; Cheyenne. — Nach Ehrenreich (1910, S. 218) ein rationalistischer Deutungsversuch der weit verbreiteten „Verschlingungsmythen“ (vgl. 11d): da als die verschlingenden mythischen Tiere durchaus nicht immer die eigentlichen Raubtiere gelten, sondern oft harmlose Pflanzenfresser, haben manche Völker diesen Widerspruch, etwa wie hier, damit zu erklären versucht, daß die Büffel zwar früher Menschen fraßen, daß dann aber durch einen Wettkampf (oder ein Los, das Eingreifen eines höheren Wesens usw.) entschieden worden sei, wer den andern fressen dürfe. — Wettkaufmärchen sind in Nordamerika weitverbreitet (vgl.

11k, 47a); Bemalen der Vogel auch in den nordwestamerikanischen Märchen, wo es dem Raben oder dem „Verwandler“ zugeschrieben wird.

Der Koyote und die Büffel. — Wissler S. 124f.; Dakota. — Eine der vielen Koyotegeschichten, die den Koyote als „betrogenen Betrüger“ zeigen (ein ähnliches Missgeschick trifft Mändbusch in dem Märchen 11e). — Nachtfalke: Chordeles virginianus (dem Ziegenmelker verwandt); sein schwirrender Flug beim Niederstoßen ist sehr geräuschvoll. Die Schildkröte auf dem Kriegspfade. — Wissler S. 126f.; Dakota. — Vielen Präriestämmen bekanntes Märchen. Es macht den Eindruck, als seien bekannte Motive, wie das Hindernismotiv (vgl. 16b, 47b) und das Feuer- und Wasserordeal, die in den Märchen vom Typus „Besuch im Himmel“ oder „Besuch bei einem Oger“ häufig als Proben auftreten, zu einem richtigen Schwank verarbeitet worden, in der bewussten Absicht, humoristische Wirkungen zu erzielen. Die Tötung des Mädchens und das triumphierende Vorzeigen des Kopfes erinnern an die Kriegsgeschichte 28e. — Pemmilan: vgl. 20b. — Travoisstöck: vgl. 21.

Der Aufbau der Welt. — Boas (1900) S. 27f.; Bilchula. — Das Pantheon dieses Selschstamms, der sich erst in neuerer Zeit von seinen Stammverwandten am Golf von Georgia getrennt und nach Norden gewandt hat, ist das einzige, das nordamerikanische Völker außer den Pawnee (16a) und Pueblovölkern entwickelt haben. Es ist interessant durch die Unterscheidung mehrerer Himmel und Unterwelten, die auch die Eskimo (4b), Pueblovölker (44b) und Altmerikaner machten, durch die Gestalt einer höchsten Göttin, die ganz dem Kult entrückt ist und anscheinend keinerlei bestimmte Naturgrundlage hat, und durch die Bierzahl der Kulturhelden (Masmasalanich), die hier ganz ihres menschlichen Heldencharakters entkleidet und in die Zahl der Götter eingereiht sind. An der Entwicklung dieses Pantheons hat offenbar der Kultus, d. h. in diesem Falle das Geheimbundritual, nicht die Mythologie, den stärksten Anteil. Denn die meisten erwähnten Götter treten, durch Maskierte verkörperlt, bei den winterlichen Tanzfesten auf (S. 187), während sie bis auf wenige Ausnahmen (Sench, die Masmasalanichs, die Sisiutl) in den Märchen kaum vorkommen. Selbst mythische Vorstellungen, wie die von der Verfinstierung des Mondes (S. 182f.), sind unmittelbar aus dem Ritual abzuleiten. — Totempfeiler: die hohen, geschnitzten Holzstüulen, die sich vor den nordwestamerikanischen Häusern erheben und den Ahnen des Hausbesitzers in Verbindung mit seinen Wappentieren zeigen. Oft bildet tatsächlich ein rundes Loch im unteren Teil des Pfeilers den Hauseingang. Nach einer andern Sage ist der Totempfeiler beim Sonnenhaus (S. 182) ein Adler, dessen auf- und zuklappendiger Schnabel als Eingang passiert werden muss (Schmiegabend-motiv). — Sisiutl: ein in nordwestamerikanischen Märchen häufig auftretendes Fabeltier in Gestalt einer doppelköpfigen Schlange, oft als Talisman dienend, das die magischen Eigenschaften des Gorgonenhauptes besitzt. Vgl. S. 187, 233, 234, 239f., 241. — Kusiu: die winterlichen Tanzfeste der Bilchula, die genau denen der Kwakiutl (vgl. 28e) entsprechen und Veranstaltungen der einzelnen Geheim-

bünde, in erster Linie des „Kannibalenbundes“ (S. 184), sind, deren maßierte Mitglieder den Erwerb ihrer Schutzgeister und die übernatürlichen Fähigkeiten, die diese ihnen verliehen haben, durch pantomimische Tänze, Gauklertricks usw. vorführen. — *Masmasalanich*: menschlich gedachte Kulturheroen, an die alle südlichen Stämme der Nordwestküste glauben (vgl. 29), die aber hier ziemlich verblaßt sind. Die Namen der ersten drei beziehen sich auf ihre Eigenschaft als Erfinder der Holzschnitzkunst. — *Pfosten*, der den Himmel trägt: vgl. 16a. — *Brücke*: offenbar hat die Milchstraße den Anstoß zu der Vorstellung einer himmlischen Brücke gegeben. — *Sonnwenden*: umgekehrt glauben die Umschian, daß die Schwestern der Kulturheroen die Sonne an den Solstitialpunkten festhalte. — *Sonnensäckeln*: vgl. S. 224. — *Brennholz*: hier scheint wieder die Idee, daß die Tageswärme etwas von der Sonne Unabhängiges sei, vorzuliegen (vgl. 20a). Zum Himmelseinsturz vgl. S. 307f. — *Öffnung des Himmels*: der Spalt zwischen Erde und Himmel, oft in der Form von „*Symplegaden*“ gedacht (S. 79f., 197). — *Erde als Insel*: allgemein in Nordamerika herrschende Ansicht (vgl. S. 76f., 103, 266, 316f.). — *Land der Geister*: die Vorstellung vom Totenreich als von einer „verkehrten Welt“ kommt auch in dem Märchen 31 zum Ausdruck. Zu den Unterweltfahrten der Schamanen vgl. 4b; sie nehmen bei den südlichen Selischstämmen den Charakter dramatischer Vorführungen an. Auch bei den Pueblostämmen herrscht die Vorstellung, daß in den Häusern — allerdings nur in den zu Kultzwecken dienenden — die Zugangsoffnungen zur Unterwelt liegen (vgl. 46). Zu der Form der Häuser vgl. 27a. — *Land der Lachse*: ein Bilchulamärchen erzählt, wie Winwina sich von den Masmasalanichs ein magisches Boot bauen läßt und mit Hilfe des Herzes, der Wdgel und der Wolken die Lachse aus einem fernen Lande holt. Erst seitdem gebe es Lachse in den Flüssen, eine Vorstellung, die in den nordamerikanischen Märchen oft wiederkehrt (vgl. 27g). Die Lachse müssen aber immer wieder von neuem durch Winwina geholt werden (vgl. 15d). — *Schamanenweihe*: vgl. 6. — *Bergziegen oder Schneeziegen*: *Haplocerus montanus*. — *Donnervogel*: vgl. 11g.

25. *Die Entstehung der Sterne*. — Boas (1895) S. 256; Bilchula. — Verschlingungsmärchen von dem bei 19a erwähnten Typus. Der Bär ist hier als eine Verkörperung der die Himmelskörper verschlingenden und wieder von sich gebenden Erde (vgl. 11g) oder des Mondes aufzufassen, aus dessen Leichnam die Sterne entstehen (die ja beim Neumond am hellsten erstrahlen). Vielleicht ist der Schluß eine Beschreibung des Sonnenaufgangs, bei dem der glühende Ball (die Sonne) die Sterne tötet. — *Wachsender Fels*: vgl. 19b. — *Sneneiq*: vgl. 32.
26. *Der Mondmann als Buhle*. — Boas (1895) S. 247; Bilchula. — Liebesabenteuer des Mondes (Abb. S. 181) mit irdischen Frauen sind in nordamerikanischen Märchen häufig. Zur Enthauptung von Mondwesen (= Abnehmen des Mondes) vgl. 19a und 20b. — Die Geschichte von der treulosen Frau und der Rache des Gatten wird überall im nördlichen Nordamerika in zahlreichen Varianten erzählt. — *Ahnlicher Ausgang (Weltbrand)* in dem Märchen 28a. — *Sench*: vgl. 24.

27. Die Rabensage. Der Rabe ist der Hauptheld in den Märchen aller Küstenstämme des nördlichen Stillen Ozeans von Kamtschatka bis Vancouver, in Asien vor allem bei den Tschuktschen und Koryaken, in Nordamerika bei den Tlingit, Haida und Tsimshian, die die Nordgruppe der Nordwestamerikaner bilden. Er ist, wie Männibusch im Osten, Heilbringer und „Trichter“ zugleich. Dass der Rabe die Rolle des Heilbringers spielt, liegt, wie beim Coyote, in seinem tierischen Charakter begründet; nicht die großen, starken Tiere — etwa der Adler oder der Bär — sind den übermächtigen feindlichen Gewalten, in deren Besitz sich alle von der Menschheit erschafften Güter befinden, gewachsen, sondern die frechen Räuber und listigen Spießbuben unter den Tieren. Dass aber gerade der Rabe Lichtbringer werden konnte, ist nicht leicht zu verstehen; vielleicht hat seine bekannte Sucht, glänzende Dinge zu stehlen, diese Ideenverbindung befördert. Die naturmythischen Grundlagen dieser wichtigen Märchenfigur sind noch nicht genügend geklärt; ihr ursprünglicher Charakter ist dadurch, dass man den Raben auch zur Hauptperson von Märchen macht, mit denen er ursprünglich sicher nichts zu tun hatte, verwischt worden. Eine vortreffliche Zusammenstellung aller Varianten der Rabensage s. bei Boas (1916) S. 620f.

- a) Die Geburt des Raben. — Hauptfassung: Erman S. 372f., verkürzt und ergänzt durch Swanton (1909) S. 80 und 119f.; Tlingit. — Variante: Boas (1902) S. 7f. und Boas (1895) S. 272f.; Tsimshian. — Die beiden Versionen — ich bezeichne sie mit a I und a II — decken sich trotz anscheinender Verschiedenheit so ziemlich, unter der Vorauflösung, die man bei Märchen häufig machen darf, dass in a II eine Verdoppelung der Hauptperson erfolgt ist: der zum Himmel fliegende „Eingeweidesauger“ ist bereits der Rabe selbst, und die Adoption und sich kundtuende Gefährtigkeit des Kindes (S. 195f.) sind nur eine Vorwegnahme dessen, was nach dem Himmelssturz geschieht (S. 199f.). Dann entsprechen sich also magische Empfängnis (a I) und magische Geburt (a II), und die ursprüngliche Folge der Ereignisse ist: 1. Erlegen der Wogel — 2. Himmelsflug — 3. Besuch beim Oheim oder Sonnengott — 4. Verführung von dessen Frau oder Tochter — 5. Proben — 6. Sturz vom Himmel ins Meer — 7. Adoption — 8. sich entwickelnde Gefährtigkeit des Kindes (5 fehlt in a II, 7 und 8 in a I, doch sind diese Episoden in andern Fassungen der beiden mitgeteilten Versionen noch vorhanden). Auch b ist nahe mit a I und a II verwandt, offenbar nur eine Wiederholung gewisser Teile derselben. Denn der Häuptling, der die Himmelslichter besitzt, heißt in andern Fassungen von b ebenfalls Nasschaliyetl, die magische Empfängnis des Raben durch die Häuptlingstochter entspricht derjenigen durch Kitschugins und die Befreiung der Himmelslichter derjenigen der (auch in einer Kiste eingeschlossenen) Gattin Nasschaliyetls. — Für das Verständnis der ganzen Sage ergeben sich hieraus wichtige Anhaltspunkte. Der Rabe ist ein Lichtwesen, wie aus seiner magischen Empfängnis in Gestalt eines Glutsteins (a I) oder einer Fichtennadel (b) hervorgeht (vgl. die Einleitung). Dass beim Raben in erster Linie an den Mond zu denken ist, beweist seine Abstammung von der Toten; denn der Mond ist das nur scheinbar gestorbene Gestirn (Boas 1895, S. 267: das Kind eines

Toten ist ein bloßer Kopf, d. h. der Mond [vgl. 20 b]); ferner sein Hervorkommen in leuchtender (S. 199: schneeweisser) Gestalt aus der Grabfiste (vgl. 15 a: Hervorholen leuchtender Schmucksachen aus der Grabfiste); endlich sein Besuch beim Sonnenhäuptling mit den Motiven der „Kesselprobe“ und des viertägigen Verschwindens im Meer (= scheinbares Verbrennen des ostwärts wandernden Mondes in der Sonne und viertägige Unsichtbarkeit des Neumondes). Weitere naturmythische Züge enthalten i, l und m. — **Nasschakinyetl**: „Rabe an der Quelle des Nassflusses“, eine Art höchsten Wesens. — **Kolibris**: *Selasphorus rufus*, bis Südakascha verbreitet. — **Einbäume**: kunstvoll gearbeitete Fahrzeuge aus dem Stamm der roten Zeder oder Sitkafichte. — **Schwertwale**: *Delphinus orca*, nahe Verwandte unseres Delphins, die in der nordwestamerikanischen Mythologie und Kunst eine wichtige Rolle spielen. — **Proben**: unter diesen ist das Motiv der „Baumspalte“ mit dem Keil (hier: Kanu mit Spreizstäben) an der Nordwestküste in Märchen, die Himmelsbesuche behandeln, außerordentlich häufig (vgl. S. 248). Es findet sich auch in japanischen Sagen. Zur Kesselprobe vgl. S. 9. — **Tanzhut**: vgl. Taf. III. — **Sintflut**: vgl. S. 10, 54 f., 123 f., 308 f., 325 — also stets als Strafgericht zur Vertilgung einer älteren Menschenhöpfung. Die Welt ist hier als eines der großen nordwestamerikanischen Holzplankenhäuser gedacht, deren Inneres tiefer liegt, als der sie umgebende Erdboden, und stufenförmig rings um den zentral gelegenen Feuerplatz ansteigt. — **Variante**: Scheinbegräbnis als List: vgl. S. 225 f., 257 f., 298 f. Grabstellen sind in Nordwestamerika allgemein üblich (vgl. auch 15 a). Sie werden teils auf Pfähle gestellt (Taf. IV), teils auf Bäume. — **Waschen** als Zauber, um stark zu machen, wachsen zu lassen oder wiederzubeleben: vgl. S. 208, 212, 241, 242, 255. — **Harzkauen**: das Harz der *Abies subalpina* wird an der Nordwestküste von beiden Geschlechtern gekaut. Schwangerung durch Harzkauen: vgl. S. 234, 247. — **Eisvögel**: gemeint sind die in 11 f erwähnten „Königsfischer“. Zu den Matgebern, die der Held gewöhnlich vor seinem Besuch im Himmel trifft, vgl. 14. — **Loch im Himmel**: naturalistische Form des *Symplegaden*-motivs wie in 11 p Bar. — Der Sonnenhäuptling heißt *Unmagomhat* niedersitzen: hier wird in mehreren Varianten die „Stachelspitze“ (vgl. S. 247) eingeschoben. — **Mechtla qhatla**: eine der Hauptiedlungen der Tsimshian am Chatham-Sund (Brit. Columbien). — Leichenverbrennung ist bei den Tsimshian häufiger als Bestattung (s. o.). — **Nassfluss**: Nordgrenze des Tsimshiangebiets in Brit. Columbien. Im Winter ziehen sich die Nordweststämme von der Küste ins Innere an die Stromufer zurück, wo sie dem Flussfischfang und der Jagd obliegen. — Die unersättliche Gefräßigkeit des Raben bildet das Thema der meisten von ihm handelnden Märchen, die immer in letzter Linie auf die Erbeutung von Nahrungsmitteln hinauslaufen.

- b) **Der Raub der Himmelslichter**. — Boas (1895) S. 311 f.; Tlingit. — Der Licht- und Sonnenraub des Raben, eine seiner Haupttaten, die auch die bildende Kunst der Nordwestamerikaner verherrlicht hat, kann nur teilweise, wie manche Formen des Feuerraubmärchens (vgl. 11 m I), aus der Wanderung des Mondes nach Osten, zur Sonne, abgeleitet werden.

Wie das Feuer nicht immer im Osten bewahrt wird, sondern auch bei den Geistern, also in der Unterwelt (28d), im Süden (38), im Westen (im Hause der Schneeeule) usw., so wechselt auch der Besitzer der Himmelslichter: bald ist es Nasschakinet (27a), bald Sench (24), bald die Mondjungfrau, bald ein Hauptling im Meer des Westens bei dem es nur Treibholz, Robben und Fellboote gibt (also im nordwestlichen Eskimo-gebiet) — Zu der Auffassung, daß Tageslicht und Sonne zwei verschiedene Dinge seien, vgl. 15a. Der Schluß ist eine Parallele zu der häufigen Erzählung von der Vernichtung einer älteren, unvollkommenen Menschenschöpfung (vgl. 5); nach einer Variante bewirkt auch der Rabe, wie Tirawa (16b) oder Alterbruder (44a), die Versteinerung dieser ersten Menschen. — Lager aus Kupferplatten: große ornamentierte Kupferplatten sind an der Nordwestküste eine Art Geld und daher hier ein Symbol des Reichtums.

- 4) Die Überlistung Ganuks. — Swanton (1909) S. 4; Tlingit. — Vgl. hierzu die Wasserbefreiung durch Oterongtongnia (15e III). In k erscheint Ganuk als Nebelmacher und als der ältere von beiden. Vielleicht ist er ein Repräsentant der Dunkelheit, die vor dem Licht da war, und des Winters, der die Gewässer in Bande schlägt. — Sturmvogel: ein Vogel der großen Ordnung Procellariidae, zu der auch die Albatrosse gehören. — Nahfluß: vgl. a; Stikine, Taku, Chilkat, Alsek: die Hauptflüsse des Tlingitgebietes.
- 5) Der Ursprung der Gezeiten. — Swanton (1909) S. 9f.; Tlingit. — Vgl. 28b. Felsgestade als Wohnsizze von Dämonen auch bei den Eskimo (S. 12). — Seeigel bilden ein wichtiges Nahrungsmittel der Tlingit. Sie werden zur Ebbezeit am Strande mit spitzen Stäben aufgespießt. Der Rabe will den Anschein erwecken, als liege es bereits in seiner Macht, es Ebbe werden zu lassen. — Herz: vgl. 11g.
- 6) Die Gewinnung des Feuers. — Boas (1916) S. 63; Tsimshian. — Vgl. b. Der Hirsch (hier der Rabe in Hirschverkleidung), der stets den Feuerdiebstahl unternimmt, ist bei vielen nordamerikanischen Völkern ein astrales Wesen (vgl. 11k). Mond und Sterne leuchten allein in der Nacht, wenn die Sonne verschwunden ist; daraus mag die Vorstellung entsprungen sein, daß sie der Sonne das Licht oder das Feuer gestohlen haben. Der Schluß ist explanatory wie in allen Feuerraubsgagen. — Taktstäde: vgl. 11d. Die Trommeln der Nordwestamerikaner sind große Holzkisten, die mit den Fäusten bearbeitet werden. — Variante: Hühnerhabicht: *Astur atricapillus*, die nordamerikanische Abart unseres h. — Zedernholz und Strandkiesel: Anspielung auf die beiden in Nordamerika bekannten Arten der Feuergewinnung, das Bohren mit dem Holzquirl und das Schlagen mit Feuerstein und Pyrit.
- 7) Das Haus der Fische. — Swanton (1905) S. 235f.; Kaigani. — Die Herbeiholung der Lachse und anderer Fische, von denen die nord-pazifischen Fischervölker hauptsächlich leben, gehört zu den Hauptthemen aller nordwestamerikanischen Kulturherren (vgl. 24 und 29); alle drei Erzählungen f, g und h variieren dies Thema. In f wird ganz nebenher noch das Thema „Ursprung des Todes“ berührt, das sonst den Inhalt selbständiger Märchen bildet (vgl. 36). — Olachen: ein stinkartiger Fisch

(*Thaleichthys pacificus*), der an der Nordwestküste in Massen gefangen wird, weil er ein ausgezeichnetes Öl liefert.

- g) *Der Rabe und die Lachse*. — Boas (1895) S. 210f.; Amikhenoch. — Die Erzählung schildert den dreimaligen vergeblichen Versuch des Raben, Lachse zu erlangen; erst der vierte gelingt. Den Lachsmacher kennen wir aus dem Eskimomärchen 7; eine Variante erzählt, daß die von ihm gemachten Fische nicht schwimmen können, weil ihnen die „Seele“ oder ein bestimmter Knochen fehlt. Um diesen zu erlangen, geht der Rabe ins Land der Lachse (daher sein Versuch, die Lachsgräte zu stehlen). Die Ehe mit dem toten Zwilling hängt mit der Vorstellung zusammen, daß Zwillinge über die Lachse Gewalt haben, weil sie vor der Geburt Lachse waren. Die Episode erinnert an die Ehe mit der Büffelfrau (23a; Gebrauch eines verpönten Wertes!). Die Entführungsgeschichte endlich wiederholt das Motiv S. 21. Den Schluß bildet eine fragmentarische Form der „magischen Flucht“ (vgl. 13). — Wasser des Lebens: vgl. S. 241, 242. Ebenda und S. 249 die Wendung: „Ich habe lange geschlafen.“ Vgl. dazu S. 182: die Menschen müssen vom Schlaf erweckt werden, sonst wachen sie nicht mehr auf. — Matten aus Sedernbast dienen zum Servieren der Fische bei den Mahlzeiten. — Möwenfedern: vgl. 30. — Aichts' umqa: „Haliotis-Frau“. Haliotis ist eine Schnede, deren irisierende Schale an der Westküste Nordamerikas das Hauptschmuckmaterial bildet. Lichtwesen werden in Nordamerika oft mit Haliotis in Verbindung gebracht (vgl. S. 255, 331). — Magisches Boot: vgl. 6. — Land der Lachse: vgl. S. 186. — Wanuk: Ort in Rivers Inlet (Brit. Columbien).
- h) *Wie der Rabe durch List Heringe erlangt*. — 1. Krause S. 263; Tlingit. — 2. Boas (1902) S. 33f.; Tsimshian. — Der zweite Teil der Geschichte, der Besuch bei dem Herrn der Fische, handelt eigentlich von der Erlangung des Olachenfisches (vgl. f), für den hier „Hering“, wie im ersten Teil, eingesetzt wurde (beides kommt in verschiedenen Varianten nebeneinander vor). — Jakutat: Bai im nördlichen Teil des Tlingitlandes, unweit des Mt. Elias. — Nassfluß: vgl. a. — Fischrechen: lange, am untern Ende mit Knochen- oder Eisenstiften versehene Stangen, mit denen man durch das Wasser streicht, um Heringe oder Olachen aufzuspießen. Beutelneze dienen gleichfalls zum Fang des Olachen.
- i) *Der Kampf mit dem Donnervogel*. — Boas (1895) S. 179f.; Newetee. — Das Märchen als Ganzes gehört dem Kreise der südlichen Rabensagen an und ist, wie g, erst hier im Süden aus drei verschiedenen Teilen, die auch selbständige oder in anderer Verknüpfung vorkommen, in geschickter Weise zu einer fortlaufenden Erzählung geformt worden. Vom ersten Teil der Erzählung gibt es sehr wichtige Varianten: das Kind entsteht danach aus dem Sekret eines Mädchens, das der Rabe zwischen zwei Muschelschalen legt; nach vier Tagen kommt es zum Vorschein. Als es in wenigen Tagen weiter herangewachsen ist, hat es weiße Hautfarbe und langes Haar, und Strahlen brechen aus seinen Kniegelenken hervor. Der Donnervogel entführt den Knaben, der bald danach wieder erscheint, aber haarlos und mit verändeltem Antlitz, so daß der Rabe ihn nicht erkennt und er für immer zum Himmel

emporsteigt. — Das ist, wie schon Ehrenreich bemerkt hat (1906, S. 568), eine ganz klare Beschreibung des Anwachsens der Mondsichel nach der viertägigen Dauer des Neumondes bis zur vollen (strahlen- d. h. haarlosen) Scheibe. — Waschen als Zauber: vgl. 27a. — Kraft- proben: vgl. 6. — Donnergogel: vgl. 11g. — Heilbutten werden mit großen, kunstvoll aus Holz geschnittenen Grundangeln gefangen. Der herausgeholt Fisch wird mit schweren Holzleulen erschlagen.

- k) **Befristete Prahlerei.** — Swanton (1909) S. 10; Tlingit. — Über den Sturmvogel vgl. c. Seine merkwürdige Antwort auf die Frage des Raben, die in einer Variante lautet: „Seit die Seelebren zum erstenmal auf dem Wasser schwammen“, soll sich nach indianischer Erklärung auf die milchige Trübung des Wassers beim Auftreten der Olachenschwärme (vgl. f.) beziehen. D. h. also, der Sturmvogel lebte schon, ehe dies zum erstenmale eintrat. — Nebelhut: vgl. 27a I (S. 193).
- l) **Die Überlistung der Fischer.** — Boas (1895) S. 314; Tlingit. — Nasenverlust und Wiedergewinnung der Nase sind vielleicht, wie das Abschneiden anderer Gliedmaßen, lunare Motive (Phasenbildung?).
- m) **Das Abenteuer mit dem Walfisch.** — Boas (1895) S. 315f.; Tlingit. — Zu Verschlingung, Herzabschneiden, seitlichem Ausschlüpfen vgl. 11d und 19a II; Feueranzünden im Walfischbauch wie in 25. Wie diese Motive, ist vielleicht auch das Besleben des Gesichts mit Flechten himmelsmythologisch (Mondflecken?) zu deuten. Verkleidung des Helden als alter Mann oder alte Frau: vgl. S. 246f., 295f.
- n) **Rabe, Bär und Kormoran.** — Krause S. 265f., ergänzt durch Swanton (1909) S. 7f.; Tlingit. — Die Kormoranepisode erscheint auch als selbständiges Märchen; zur List des Raben vgl. S. 290. Die Bärenepisode zeigt Anklänge an 11i; zum Schluss vgl. die oft wiederkehrende „Tötung durch einen Glutstein“ (19a, 41). — Heilbuttenfang: vgl. i. — Schnitt ins Bein: nach andern Fassungen heißt der Rabe den Bären sich die Hoden abschneiden.
- o) **Leichter gedacht als gemacht.** — Boas (1900) S. 93f.; Vilchula. — Das Märchen vom „Stümperwirt“ (Bungling host) ist über ganz Nordamerika verbreitet, bis nach Florida und Nordmexiko, und wird von fast allen Kulturheroen (z. B. von Mändabusch, dem Coyote und dem Nerz) erzählt. Allerdings ist die Art und Weise, wie die Tiere die Nahrung herbeizaubern, in den einzelnen Märchen sehr verschieden; die drei hier erzählten Methoden sind auf die Nordwestküste beschränkt. Vgl. die ausführliche Erörterung bei Boas (1916) S. 694f. — Lachssbeeren: himbeerartige Früchte des Rubus nutcanus, in Nordwestamerika viel gesammelt.
28. **Die Nerzsage.** Der Nerz, den wir bereits als Begleiter und Diener des Raben angetroffen haben (vgl. S. 204, 213), tritt bei den südlichen Stämmen der Nordwestküste in den Märchen mehr oder weniger an seine Stelle. Doch sind die vom Nerz erzählten Geschichten bis auf wenige, die dem Raben- und Nerzzyklus gemeinsam sind, wesentlich andern Inhalts. Der Rabe ist der immer gefräfige, der Nerz der immer verliebte Held. Daraus ergeben sich die meisten Verwicklungen und Abenteuer. Nur die Geburtsgeschichte des Nerzes hat noch ziemliche Ähnlichkeit mit der des Raben: in beiden hören wir von

magischer Empfängnis, einem Himmelsbesuch, Weltkatastrophen (hier Sinbrand, dort Sintflut) und einem Himmelssturz.

- a) Geburt und Himmelssturz. — Boas (1900) S. 100f. (der Schluss nach S. 96); Bilchula. — Der erste Teil des Märchens, ein typischer „Besuch beim Oger“, der mit dem Motiv des Lausens (und Kopfbefundes) besonders an eine Episode von 19c (S. 145f.) erinnert, kommt, ebenso wie die „magische Flucht“, die ihn beschließt (vgl. 13), auch als selbständige Erzählung bei den Bilchula vor und ist ursprünglich offenbar gar nicht mit der Nerzfrage verbunden gewesen. Diese beginnt vielmehr erst mit dem Himmelsbesuch der Frau. Die bei Himmelsbesuchen häufigen Shmplegaden sind hier durch eine Art „Waberlohe“ ersetzt (vgl. 11c). Die ursprüngliche Häufigkeit des Nerzes und seine Bedeutung mit Schwären deuten eigentlich auf ein Mondwesen (vgl. 19c II), während alle übrigen Züge der Sage und der Name Tleselaghilake (vgl. b) entschieden ein Sonnenwesen voraussehen. — „Wachsen der Felsen“ und „Pfeilleiter“: vgl. 19b II und 18. — Der Schluss der Erzählung zeigt überraschende Ähnlichkeit mit der Phaëtonfrage. Nach einer Variante fällt auch der Nerz, wie der Rabe (27a I und II), auf Tang, der im Meere treibt. — Wimperhaare der Sonne (= Sonnenstrahlen) und Fackeln (= Sonnenwärme): vgl. S. 185. — Weltbrand: vgl. 26. — Bergziege: vgl. 24.
- b) Der Ursprung von Ebbe und Flut. — Boas und Hunt S. 88f. (der Anfang nach S. 94); Kwakiutl. — Auch in e ist der Wolf der Gegner des Nerzes. Der Wolf als Herr der Gezeiten, der die Toten raubt und dem seine Gegner bald den Schwanz, bald den Kopf abschneiden, ist lunär aufzufassen, zumal seine Gegner sowohl solare (Nerz) als auch astrale (Hirsch) Züge tragen; zum Wolf vgl. 11f, zum Hirsch 27e. — Krummes Ufer = Analogies (vgl. e), ein Dorf auf Turner Island (Brit. Columbia), das die Kwakiutl als ihren Ursitz betrachten, an dem sich die Hauptereignisse der mythischen Zeit abspielten. — Scheinbegräbnis und Grabkiste: vgl. 27a. — Ghilghyetleghylake: „geboren, um zuerst zu gehen (oder voranzugehen).“ Der zunehmende Mond geht vor der Sonne auf. — Todbringender Schwanz: der Wolf erzeugt durch heben seines Schwanzes die Flut, die die Bewohner der Nordwestküste mit Nahrungs- mangel und Untergang bedroht. Der Schwanz wird ursprünglich vom Hirsch geraubt, um den Nerz unmittelbar zum Herrn über die Gezeiten zu machen; daß dieser mit dem Schwanz nur eine Art Shmpathiezauber treibt, um den Wolf nachgiebig zu machen, ist eine spätere Umdeutung. — Entenmuscheln: Rankenfüßer (Cirripedia), die sich auf Kalfseen, morschen Baumstämmen usw. der Strandzone festsetzen und nur bei Stürmen oder Springfluten noch gerade vom Wasser erreicht werden. Die eßbaren Clammuschen (Cardium Nuttallii) dagegen, die sich in den Sandstrand oder in Schlammbänke eingraben, sind außer bei tiefstem Wasserstand stets vom Wasser bedeckt.
- c) Der Krieg mit den Winden. — Boas und Hunt S. 98f.; Kwakiutl. — Auch Mānābusch führt Krieg mit dem Westwind (vgl. Einleitung zu 11). Die Geschichte ähnelt der vorhergehenden insofern, als auch hier der Nerz Menschen und Tieren günstigere Lebensbedingungen schafft.

Beide Taten werden auch dem Raben zugeschrieben. — **Krummes Ufer**: vgl. b. — **Teufelsfisch**: der Riesenkrake (Octopus). — **Triton** (Merman) und **Seebär** sind mythische Seeungeheuer.

- d) **Der Feuerraub**. — Boas (1895) S. 43; unterer Fraser River. — Diese Fassung des Feuerraubmärchens weicht ganz von den sonstigen nordamerikanischen Fassungen (vgl. 11 m I, 27 e, 38) ab, ist dagegen mit dem polynesischen Märchen von Maui's Feuerraub verwandt: Maui trägt der Reihe nach einzelne Brände fort, löscht diese aber immer wieder aus, bis ihm das Geheimnis der Feuererzeugung enthüllt wird. Naturgrundlage dieses Märchens ist die allmähliche Abnahme des Mondes bis zu seinem Erlöschen bei der Annäherung an die Sonne (Graebner im „Anthropos“ XIV/XV S. 1107f.); damit kreuzt sich hier die andere häufige Vorstellung von der Enthauptung des Mondes (vgl. 20 b). — Zur Kriegslist des Nerzes vgl. 18.
- e) **Wie der Nerz die Wolfsöhne tötete**. — Boas (1897) S. 538f.; Kwakiutl. — Märchen, das den Ursprung des Hamatsaizeremoniells der Kwakiutl erklären soll. Die Hamatsa sind ein Geheimbund, der im Winter seine Feste veranstaltet; im Mittelpunkte dieser Feste steht die feierliche Zurückholung, Zähmung und Exorzisation der Novizen, die in der Einsamkeit der Wälder die Weihe durch den kannibalischen Schutzgeist des Bundes (vgl. S. 184) erhalten haben. Varianten der Erzählung zeigen eine Mischung mit Episoden von c und d, um das Entkommen des Nerzes (oder Hirsches) zu motivieren. — **Qalogwisi**: vgl. b; **Memkumlis**: Kwakiutldorf auf Village Island (Brit. Columbien). — **Kuekuachao**: „der große Erfinder“. — **Lachswehr aus Steinen**: ein Damm, der quer über den Fluss gebaut wird und einzelne Durchlässe hat, die in Neusen führen. — **Ochsenkopf**: eine Art Wels (Amiurus); **Hundsfisch**: der sog. Kahlhecht (Amia calva). — **Sisiutl**: vgl. 24. — **Kistentrommeln**: vgl. 27e. — **Schwertfisch** = **Schwertwal**, vgl. 27a. — **Der Tanz des Nerzes**: in ähnlicher Weise spielt sich der Tanz des Hamatsanovizen ab: auch dieser tritt viermal hintereinander auf und verschwindet nach jedem Tanz wieder in einem abgeschlagenen Raum an der Rückwand des Hauses. Er tanzt zuerst mit einer weiblichen Maske zusammen und trägt selbst erst bei seinem vierten Aufstreten eine Maske, an der kleine hölzerne Totenkopfe hängen, die die Anzahl der für den Novizen getöteten Sklaven bezeichnen. Die Sisiutlmaske und sonstige Sisiutlembleme (Gürtel, Halsring usw.) werden beim Kriegstanz der Kwakiutl getragen (vgl. Abb. S. 220).
- f) **Die Waturwahl**. — Boas (1895) S. 108f.; Nutka. — Diese und die beiden folgenden, in vielen Varianten bekannten Märchen schildern ein paar der zahlreichen Liebesabenteuer des Nerzes. **Schwangerung durch Harz**: vgl. 27a und 30. — Die „Waturwahl“ (vgl. 17) ist nach Ehrenreich (1910, S. 212) ein rein soziologisches Märchenmotiv, das vielleicht auf einen alten, in primitiven Eheverhältnissen begründeten Brauch zurückgeht.
- g) **Der Nerz und die Frau des Otters**. — Boas (1895) S. 158f.; Kwakiutl. — Erschaffung eines Sklaven aus Kot oder ähnlichem ist ein häufiges Motiv nordwestamerikanischer Märchen. — **Sägeschnabelgans**: Merganser serrator. — **Hostamitl** und **Lalenoch**: beide

Namen bezeichnen die Gespenster, gegen die der Nerz Krieg führt (vgl. d).

- h) Der unglückliche Freier. — Boas (1895) S. 44; unterer Fraser River. — Es gibt noch zahlreiche andere Erzählungen von unglücklichen Heiraten des Nerzes, z. B. mit dem Nebel, der Froschfrau, dem Diorit usw. Das Ende ist immer das gleiche. Die dritte Episode erinnert an die häufigen mißglückten Flugversuche der Kulturheroen (vgl. 11 b, 43 d).
29. Die Sage von Q'anigylak, dem Wanderer. — Boas (1895) S. 194—203 (Auswahl); Newetee. — Während der Rabe in den Märchen des nördlichen Küstengebietes noch die Büge des Kulturheros und des „Trickster“ vereinigt, hat sich im Süden, bei den Kwakiutl- und Selischstämmen von Vancouver, Washington und dem Fraser-Delta, die für die kalifornischen Märchen typische Scheidung beider Gestalten bereits vollzogen. Die Rolle des „Trickster“ spielt der Nerz, die des Kulturheros der „Wanderer“ oder „Verwandler“ (vgl. die Einleitung). Der Verwandlerzyklus unterscheidet sich inhaltlich vom Rabenzzyklus noch darin, daß Sonnen-, Feuer- und Wasserraubmärchen ganz fehlen; die Hauptaufgabe des Verwandlers ist die Säuberung der Welt von allen Unholden und deren Umwandlung in nützliche Wesen oder in Felsen. Auch formal besteht ein Unterschied insofern, als im Verwandlerzyklus eine gewisse geordnete Reihenfolge der Ereignisse zu beobachten ist, da die einzelnen Geschichten das Zusammentreffen des wandernden Kulturheros mit den Ahnen der Geschlechter, die auf ihn ihre Abzeichen und Privilegien zurückführen, behandeln, also geographisch lokalisiert sind (Boas 1916, S. 574 und 619). — Oft sind Rabe und Nerz Begleiter des Verwandlers. In der hier wiedergegebenen Fassung hat er dagegen einen Zwillingsschwestern, der sich zu ihm wie Napote zu Mändabusch verhält (vgl. 11 f) und auch, wie dieser, stirbt und wiederbelebt wird. Für die Naturgrundlage beider Gestalten läßt sich sonst aus dem Märchen kaum ein bestimmter Anhaltspunkt gewinnen (vgl. jedoch 30). — Q'anigylak: „mit ausgebreiteten Flügeln“ (?), Nemoqoss: „der allein Seiende“, Qantsoump: „unser Vater“ (der Sonnengott). — Olachen: vgl. 27 f. — Entstehung der Lachse in den Gewässern ähnlich wie in 27 g. Land der Lachse: vgl. S. 186. — Lachswehr: vgl. 28 e. — Tsamo: nahe Newetee Bar (Brit. Columbien, wie alle in 29 und 30 erwähnten Ortschaften). — Sisiutl: vgl. 24 und 28 e. — Guane: nahe Kap Scott. — Abenteuer mit Ts'equis: eine besondere Form des Verschlingungsmärchens (vgl. 11 d), die sich in vielen Verwandlergeschichten findet. Wiederbelebung mit dem „Wasser des Lebens“: vgl. 27 g. — Noskimo: Unterstamm der Kwakiutl auf Vancouver. — Kwakiutlis: Gegend von Fort Rupert; Tlelat: Ort in der Hardy Bay. Haialikhawé ist ein mächtiger Schamane, der auch in andern Märchen erscheint; er hat die Sisiutl vom Raben erhalten. Der Verwandler mißt sich auch sonst häufig mit Rivalen, z. B. mit dem Raben, wobei er nicht selten den kürzeren zieht. Auf Haialikhawé wird bei verschiedenen Kwakiutlstämmen ein bestimmter Tanz des Winterzeremoniells zurückgeführt (Boas 1897, S. 497 f.). — Erlebnis mit Hirsch und Waschbär: eins der häufigsten Abenteuer des Verwandlers; für den Waschbären treten in andern Märchen Otter, Nerz, Marder oder Bär ein. —

Tsalo: Seymour Narrows. Die Geschichte von Noaqua gehört fast allen Verwandlerzylilen an. Die Lachsharpunen der Kwakiutl und Selisch haben zwei Spiken aus Muschelschale, denen in der Tat gewisse dreieckige Ohrschmücke (aus Knochen) der Form nach ähneln. — Hestlas: Cox Island. In Stein abgedrückte Fußspuren von Kulturheroen lehren in den Mythologien vieler Völker, selbst in höheren Religionen (Buddhas Fußspur), wieder. Über Felsbildungen als Gegenstände explanatorischer Märchen vgl. 11 o.

1. Die abenteuerliche Seefahrt. — Boas (1895) S. 135 f.; Kwakiutl. — Dies Märchen gehört eigentlich noch zum Verwandlerzyklus (Q'aniqylak heißt auch Ghi); doch passt es seinem ganzen Charakter nach nicht zu den gewöhnlich dem Verwandler zugeschriebenen Abenteuern, ist vielmehr eine geradezu klassische Gestaltung des Themas „Besuch im Himmel“, zu dem auch die „abenteuerlichen Seefahrten“ mit der Argonautenfahrt an der Spitze gehören (vgl. 8); nahezu sämtliche dieser Märchengattung eigenen Motive — das magische Schiff (vgl. 6), die Ratsgeber (vgl. 14, 19a, 27a Var.), blinden Frauen („Phineusmotiv“), Symplegaden (= Klapptüren; vgl. 8 Var., 11 p), Proben (Stachelstiz, vgl. 19a und 47b; Feuerordeal; ungenießbare Speise, vgl. 8 und 20a; Baumspalte, vgl. 27a) — sind hier vertreten. Dass die Seefahrt als Himmelsbesuch aufzufassen ist, lehren die Varianten, in denen statt von einer Seefahrt von einem Himmelsflug oder einem Ersteigen des Himmels mittels Pfeilkette und von einem himmlischen (auch als Sonne bezeichneten) Schwiegervater die Rede ist; zu dieser Abart gehört auch die Geburtsgeschichte des Raben (27a). Vgl. die ausführliche Erörterung bei Boas (1916) S. 794. Als Naturgrundlage dieses außer in der Alten Welt auch in Polynesien nicht seltenen Märchens ist nach Ehrenreich (1910, S. 206f., 224) die Zurückführung des im Osten verschwundenen Mondes nach Westen anzusehen. Ghi ist also der ostwärts, zur Sonne, wandernde Mond; wenn er sich den Tintenfisch (die Sonnenmaske) vors Gesicht bindet, die Stachelstiz- und Feuerprobe besteht, so sind das mythische Umschreibungen der Tatsache, dass der abnehmende Mond schließlich in den Strahlen der aufgehenden Sonne verschwindet. Auch die „blindten Frauen“, die in ähnlicher Weise fast in allen Himmelsbesuchsmärchen Nordwestamerikas auftreten, sind vielleicht lunat zu deuten. Über die Symplegaden (und die ähnlich aufzufassende Baumspalte) vgl. die Einleitung. — Tsawateenoch: Unterstamm der Kwakiutl im „Olachenlande“ (Tsawate, am Kingcombe Inlet). Die Handlung ist hier also ganz auf die Erde verlegt und in die Ahnensagen eingefügt. — Guanalalis: nach andern Märchen der erste Mensch, den Q'anigylak in den Fluss Guane (vgl. 29) verwandelt. — Mowenfedern: von Schamanen oft bei Ausübung eines Zaubers gebraucht (S. 208). Hier bewirken sie die selbsttätige Bewegung des Bootes, haben also eine ähnliche magische Funktion wie die von Athene gestiftete weissagende Planke des Schiffes Argo. — Tlechsemwurzeln: Kleewurzeln (*Argentina occidentalis*), die, über erhitzten Steinen gedämpft, ein beliebtes Nahrungsmittel der Kwakiutl bilden. — Der Tintenfisch (*Octopus*) ist wegen seiner strahlenförmig den Mund umgebenden Arme in Mythologie und Kunst der Nordwest-

- stämme ein Symbol der Sonne. — Schwangerung durch Harzlauen: vgl. 27a Var. — Stachelsiz: die rettenden Steine sind auch in anderer Verbindung häufig (vgl. S. 28, 143, 149f.). — Sisiutl: vgl. 24. — Das Blut, das aus der Baumspalte hervordringt, ist nach anderen Versionen der rote Saft der Erlenrinde, die Ghii heimlich vorher zu sich gesteckt hat. — Chulch: an der Mündung des Nimkisch-Flusses.
31. Der Besuch im Geisterlande. — Boas (1894) S. 167f. (gekürzt); Chinook. — Der Blauhäher (Cyanocitta Stelleri) tritt bei den südlichsten Stämmen der Nordwestküste (den Quinault, Chehalis, Chinook usw.) an die Stelle des Raben und des Herzes. Von beiden unterscheidet er sich darin, daß weder Freßlust noch Lusternheit, sondern der Trieb, Wesen, denen er sonst nicht gewachsen ist, durch List bei allen möglichen Gelegenheiten zu übertrumpfen, den Ausgangspunkt seiner Abenteuer bildet. Die Schilderung des Geisterreichs erinnert an S. 186; auch der Fluß, den die Geister der Abgeschiedenen zu passieren haben (S. 253), und der Glaube an einen zweiten, endgültigen Tod finden sich dort wieder. Vgl. auch Taf. IV und Märchen 4b. — Dentalium: eine weiße, einem kleinen Elefantenzahn ähnende Adhrenschneide, die an der Nordwestküste und in Kalifornien als Geld dient. — Holzteil als magisches Boot: vgl. S. 25 (Lachsgräte).
32. Allerlei Unholde. — a) Snenelq I. — Boas (1900) S. 83f.; Bilchula. — Snenelq oder (bei den Kwakiutl) Tsongoqua, ein Dämon der Berge und Wälder, meist als altes Weib mit riesigen Brüsten, großen Augenhöhlen und weit vorgeschobenem Maule gedacht, ist eine Verkörperung des Waldesspukts. Sie raubt mit Vorliebe die unartigen Kinder, die Leichen der Toten und die Lebensmittel, verleiht aber auch unter Umständen dem, der sie bezwingt, Reichtum und magische Gaben. — Das Märchen vereinigt ein paar weltweit verbreitete Motive: das Motiv des göttlichen Helfers, der aus dem Nasenschleim, den Tränen oder ähn. eines Hirschbedürftigen entsteht (auch das Märchen vom „Blut-Hirsch“, 19a, gehört hierher), das Spiegelbildmotiv (vgl. S. 344) und das Motiv des „dummen Ungeheuers“, das sich zu einer Schönheitskun verleiten läßt (vgl. S. 297f.). — Gummikauen (Harzlauen): vgl. 27a Var. — Bedernbastdeden: Hauptbelleidungsstück der südlichen Nordwestamerikaner. — Waschen, um stark zu machen: vgl. 27a Var. — Haliotis: vgl. 27g. — Noatlna: Dorf der Bilchula. Der Schluss schildert deutlich die magische Empfängnis des jungen Mondes, der nach viertägiger Neumonds dauer rasch heranwächst.
- b) Snenelq II. — Boas (1900) S. 86f.; Bilchula. — Snenelq ist hier männlich gedacht. — Q'omquitis: Dorf der Bilchula. — Scheinbegräbnis und Leichenraub: vgl. 28b. — Tod bringender Blick: vgl. 21.
- c) Hauhau. — Boas (1909) S. 100; Bilchula. — Ähnliche vampirartige Wesen begegnen uns noch mehrfach in den Bilchula-Märchen. Zu ihnen gehört z. B. die Mutter Atkuntams (S. 182), die ihren sich rüsselartig verlängernden Mund ins Ohr des Schlafers senkt und diesem das Gehirn aussaugt. Sie wird verbrannt, und aus ihrer Asche entstehen Moskitos (Boas 1895, S. 252f.), wie so oft aus der Asche von Hexen und Dern (Daehnhardt I S. 279f. und III S. 151f.). — Bergziegen: vgl. 24. — Grabkiste: vgl. 27a Var.

3. Eine Ahnensage. — Boas (1895) S. 291 f.; Tsimshian. — Eines der zahlreichen Märchen, welche die Abzeichen und Privilegien eines Geschlechts auf eine Begegnung des sagenhaften Ahnherrn mit einem mythischen Tier zurückführen. Die nördlichen Stämme der Nordwestküste sind in eine ganze Reihe solcher Geschlechter (Clane) eingeteilt, deren Wappen Tiere bilden (der Walfisch ist bei den Tsimshian das Wappen eines der Geschlechter der Adlerphratrie). Gewöhnlich liegen den Clangenlegenden alte, dem besonderen Zweck angepaßte Naturmärchen zu Grunde, ähnlich wie den Kultlegenden der östlichen Stämme (vgl. 11 n). Hier hat offenbar ein „Besuch im Himmel“ (oder in der Unterwelt) mit Proben, dener der Held dabei unterworfen wird, das Vorbild abgegeben. — Haus des Walfisches: zu den Stufen vgl. 27 a. — Jahre erscheinen als Tage: häufiger Schluß, auch in altweltlichen Märchen.
4. Die Schöpfung der Erde. — Dixon (1902) S. 39 f.; Maidu. — Variante: Dixon (1908) S. 159 f.; Achomawi. — Auf die beiden Hauptkennzeichen der kalifornischen Mythologie, Schöpfungssagen und Dualismus (Schöpfergott — Coyote), ist bereits in der Einleitung verwiesen worden. Beide finden sich vor allem in der Mythologie der Maidu, Yana und Achomawi, von denen hier allein Märchen wiedergegeben sind; die Märchen der übrigen Kalifornier stehen etwas abseits und sind weniger typisch. Gewisse Unterschiede treten auch zwischen den Märchen der Berg- und der Talmaidu hervor, von denen nur die letzteren hier berücksichtigt werden konnten. Bei den Bergmaidu ist die ganze Mythologie zu einer Art „Schöpfungsepos“ zusammengefaßt worden. Eine zusammenhängende Folge von Ereignissen führt durch vier Weltperioden von der Herabkunft des Schöpfers und des Coyote bis zum Verschwinden beider und zum Erscheinen der gegenwärtigen Menschheit. — Die beiden Hauptfiguren, von denen der Schöpfer hier „der Erdgeweihte“ oder „Silberfuchs“, sonst Kodohanpe („Erdmacher“ oder „Erdbenenner“) heißt, lassen sich naturmythologisch schwer deuten. Bei den Bergmaidu spielt sich die Schöpfung fern im Westen, im Urmeer, ab, und Kodohanpe verschwindet schließlich im Osten, nachdem er alle seine Werke vom Coyote durchkreuzt sieht, der Coyote dagegen im Westen. Dies würde auf den Antagonismus Mond — Sonne deuten. Das Schöpfungsmärchen der Talmaidu, das hier mitgeteilt ist, gibt den Ereignissen dagegen eine bestimmte Lokalisierung und verwendet das Motiv der „Erdfischung“ (vgl. 11 g), das zweifellos, wie in Nordwestamerika, wo es auch vorkommt, algonkinischen Ursprungs ist (vgl. dazu die neuerliche Entdeckung von Stämmen mit Algonkin-Sprachen in Kalifornien). Wie die Kalifornier sich die Schöpfung dachten, zeigt besser die Achomawi-Variante; sie stimmt mit der Version der Bergmaidu überein bis auf den Eingang (Entstehung der Ur-götter aus Wolken), der wieder an die südwestlichen Schöpfungssagen (44a) erinnert. — Schildkröte: die Erdfischerin ist sonst die Moschusratte; in 15 b wird aus dem Panzer der Schildkröte die Erde gebildet. — Pehelpe: bei den heutigen Maidu eine clownartige Figur, die bei den Veranstaltungen der Geheimbünde auftritt. — Federseil: eine Art Boa aus weißen Federn (Schmuck der Tänzer). — Tadoikd: nahe dem heutigen Durham im Sacramentotal, wo zwei mächtige, runde Bodenvertiefungen

gen als Reste der Häuser des Schöpfers und des Coyote gelten. — Variante: „durch Denken etwas bewirken“: häufiger Sauberalt in den westlichen nordamerikanischen Märchen (vgl. S. 200, 216, 305 f., 313, 314). Statt aus dem ausgelämmten Haar des Coyote macht Kodohape in der Bergmaidu-Version die Erde aus einem Vogelnest, das er durch daran befestigte Stricke ausdehnt. — Die Erde eine Insel: vgl. 24. — Schwizhaus: vgl. 11 k. Das Schwizhaus ist bei den Zentralkaliforniern zugleich ein Ceremonialhaus, in dem sich der Stamm bei allen wichtigen Angelegenheiten versammelt. Daher beginnen auch alle Geschichten der Urzeit (35—38) mit der Bemerkung, daß damals noch alle Menschen in einem großen Schwizhause beieinander lebten.

35. Die Erschaffung der Menschen. — Dixon (1902) S. 41 f.; Maidu. — Variante: 1. Dixon bei Sapir S. 209 f.; 2. Sapir S. 88 f.; Yana. — Wieder zeigt die Variante die ursprünglichere Form, die besser mit der Darstellung der Bergmaidu übereinstimmt. Nach dieser vergräbt der Schöpfer in der ersten Weltperiode Holzfigürchen paarweise (je ein weißes und ein schwarzes) in der Erde, damit sie wachsen und gedeihen; sie kommen erst in der letzten als Menschen zum Vorschein, nachdem die Periode der großen Kämpfe mit den urweltlichen Ungeheuern vorüber ist. Die Auffassung der Talmaidu gleicht dagegen in manchen Einzelheiten der irokesischen (15 g) und Hopi-Sage (45). Nachträgliche Bildung der Hände auch in einem Blackfoot-Märchen (Grinnell S. 127 Anm.). — Esto būsin Yamanī: Marysville Buttes, eine Gruppe von Vulkanen im Sacramental, bei denen sich nach dem Maiduglauben der Eingang in das Totenreich befindet; Tadoikō: vgl. 34. — Schwizen als Sauber: vgl. S. 149. Das Schwizbad hat für den Indianer weit mehr religiöse als hygienische Bedeutung. Die Schöpfungsszene spielt sich offenbar in einem Schwizhaus ab. — Variante: Eidechse, Graueichhörnchen und Waldkaninchen bilden eine Schöpferdreizahl, die dem Erdgeweihten, Anosma und Pehelpe des Märchens 34 entspricht. Sie stehen geschlossen dem Coyote als dem, der alle ihre Pläne durchkreuzt, gegenüber (vgl. auch 36). Waldkaninchen (Cottontail-rabbit): *Lepus sylvaticus*. — Wamarawi: indianisches Dorf in der Nähe eines Bergkegels westlich des heutigen Shingletown im Sacramental. Es ist das mythische Zentrum der Yana, wie Tadoikō das der Maidu ist. — Spielhölzer: Stäbchenspiele (Ratespiele) sind bei den Kaliforniern weit verbreitet. — Hat Creek: die Utzugewi; Pit River: die Achomawi. Beide sind Shasta-Stämme und den sprachverschiedenen Yana im Osten und Norden benachbart, während die ebenfalls sprachverschiedenen Wintun die Nachbarn der Yana im Westen sind. Darin, daß die Stämme schon in der Urzeit diese Verteilung erhalten, spricht sich aus, daß sie sich für ursprünglich angesehenen. In der Tat fehlt den Zentralkaliforniern im Gegensatz zu den südwestlichen Stämmen (vgl. 46) jede Spur einer Wandersage. — Daß die Yana nachträglich aus kleinen Stücken eines zerbrochenen Stabes geschaffen werden, soll ihre kleinere Statur im Vergleich zu den hochgewachsenen umwohnenden Stämmen erklären (Sapir Anm. 113). Steinkochen in Körben ist die bei den Kaliforniern allgemein übliche Form der Nahrungszubereitung. — „Jetzt klingt's richtig“: die Insassen des Schwizhauses warten, bis sie draußen die Yana-Sprache

vernehmen. — **Eichelbrot:** Eicheln bilden die Hauptnahrung der meisten kalifornischen Stämme. Daneben kommen vor allem die Ertragnisse der Hirschjagd und des Lachsfanges (S. 271) in Betracht.

36. **Wie der Tod in die Welt kam.** — Sapir S. 91 f.; Yana. — Das Todesursprungsmärchen mit dem Streit zweier mythischer Wesen als Ausgangspunkt ist außer in Kalifornien besonders im Plateaugebiet (bei den Ute usw.) bekannt. — **Tod durch Zaubererei:** nach kalifornischer Ansicht entstehen alle Krankheiten durch Hexerei. — **Trauerpech:** noch heute ist es bei den Zentralkaliforniern Sitte, daß die hinterbliebenen sich zum Zeichen der Trauer ein Gemisch von Fichtenharz und Holzkohle auf Gesicht und Brust schmieren. — **Begräbnis:** wenn es zu sehr schneit, pflegt man die Toten provisorisch im Schwitzhaus zu bestatten. — Nach der Bergmaidu-Variante setzt es der Coyote Kodohampe gegenüber nicht nur durch, daß die Menschen sterben, sondern auch, daß sie unter Schmerzen geboren werden.
37. **Onkoitos Heldentaten.** — Dixon (1902) S. 51 f. (gekürzt); Maidu. — Onkoito ist bei den Bergmaidu des Schöpfers Helfer bei der Vernichtung der Ungeheuer in der dritten Weltperiode. Sein Zwillingebruder Pem-sauto, der nicht immer auftritt, gehört zu den farblosen oder unbedeutenden Heldenbrüdern, denen wir öfter begegnet sind (Magpote: 11 f., der eine der beiden Söhne Tirawas: 20 a, Nemoqols: 29); seine Gefährlichkeit erinnert an die des Raben (27 a Var.). Die magische Empfängnis vom „Wolkenmann“ — nach andern Fassungen in Gestalt einer Perle oder eines Pfeils — macht die naturmythische Grundlage der beiden Gestalten zur Gewißheit, zumal es bisweilen heißt, Onkoito sei erst in der vierten Nacht und erst, nachdem Feuer neben dem Korb entzündet wurde, zum Vorschein gekommen. Ersteres ist oft auf den neuen Mond zu beziehen (vgl. S. 43, 257, 333), dessen Kampf mit den Sternen durch das Abenteuer mit dem Wapiti verbildlicht wird, von dem es in einer Variante heißt, daß seine Augen wie der Morgenstern leuchteten. Das Wapiti ist hier nicht eine Verkörperung der Sterne im allgemeinen, wie oft (vgl. 11 k, 27 e, 28 b), sondern eines einzelnen Sternbildes oder der Milchstraße. Als Hauptgegner des Helden erscheint in einer andern Fassung nicht ein unbestimmter Stamm im Südwesten, sondern Haikutwotopeh, der eine von zwei „alten Männern“, deren Beschreibung (lange Haare, glänzender Schmuck usw.) auf Sonnenwesen paßt, womit ihr Wohnsitz im Norden, im Eislande (auch die Leute von Helaiono wohnen in einem Eishause), nicht im Widerspruch zu stehen braucht (vgl. 39). An ihn hat Kiumadessim, was S. 277 nur angedeutet wird, seinen ganzen Stamm verspielt, den Onkoito wieder gewinnt. Der Kampf des Mondes gegen die Sonne, die die Sterne geraubt hat, bildet hier wohl die naturmythische Unterlage. — **Tsupionon:** sagenhafter Ort, ebenso wie Helaiono (S. 276). — **Ziesel (Ground squirrel):** Wühlnager ähnlich der Taschenratte (19 c). Über Tiere, die ihre Verfolger ins Verderben locken, vgl. 6 Var. — **Holzbock:** Name verschiedener Insektenarten (Hemiptera, Coleoptera usw.). — **Maidu kapitkun kulosbe:** Maidu bedeutet „Mann“ (daher der Stammesname). Die Hexe, die in allen Fassungen des Märchens vorkommt, erinnert an den Prokrustes der Theseussage. — **Seeadler:** der Weißkopfadler (*Haliaëtus leucocephalus*).

phalus). — **Korb mit Eichelsuppe:** den Kaliforniern dienen wasser-
dicht geflochtene Körbe als Gefäße. Über Eichelnahrung vgl. 35. Die Ei-
probe und die Art, wie sie von Pemauto bestanden wird (S. 282), kehrt
auch in Pueblo-Märchen wieder. Auch in der oben erwähnten Variante er-
scheint Haikutvotopeh als der Herr der Lebensmittel. — **Klee:** von den
Kaliforniern als Nahrungsmittel sehr geschätzt. — **Kopfkraher:** beson-
ders in Fällen gebraucht, in denen der Kopf aus irgendwelchen abergläu-
bischen Gründen nicht mit den Händen berührt werden durfte (hier
wohl, weil es sich um halbgöttliche Wesen handelt). — **Steinpanzer und**
Steinschuh: vgl. die ähnliche Ausstattung der Navaho-Zwillinge (47b).
Feuersteindämonen sind meist Mondwesen (vgl. 15); deshalb ist der
Panzer rotglühend (S. 279) und brechen Blitzstrahlen aus seinen Ge-
lenken hervor (S. 341). — **Spielknöchelchen:** teils markiert, teils un-
markiert. Der Gegner muß erraten, in welcher Hand der Spieler den
markierten oder unmarkierten Knochen, die fortwährend möglichst
schnell und unauffällig miteinander vertauscht werden, hält. — **Sang**
des Nordwindes: auch die Spinnenfrau der Pawnee, gleichfalls ein
Mondwesen, hat die Macht, durch ihren Gesang die Kälte herbeizurufen
(vgl. 20a); der Mond als Herr der Kälte auch sonst (vgl. Tarwiskaron, 15e I).

38. **Der Feuerraub.** — Dixon (1902) S. 65f.; Variante: S. 91f.;
Maidu. — Die Ähnlichkeit dieses Märchens mit einem irokesischen ist be-
reits hervorgehoben worden (vgl. 15f). Auch bei den Algonkin besitzen
die „Donnerer“ das Feuer (S. 75). Im ersten Märchen denkt der Er-
zähler offenbar an das Blitzfeuer, im zweiten an das vulkanische, das die
Menschen von Süden holen (im südlichen Kalifornien ist besonders die
Gegend des Monosees jungvulkanisch), während die meisten Feuer-
raubsgeschichten das Feuer im Besitz der Sonne (im Osten oder Westen) sein
lassen (vgl. 11 m I). — „Sinbrand“ am Schluß der Variante: vgl.
S. 78, 190, 224. — **Muschelperlenschnüre:** Stränge aus auf-
gereihten Scheibchen von Saxidomus Nuttallii sind als Geld bei den
Zentralkaliforniern allgemein. — **Der Hirsch** ist auch in der nordwest-
amerikanischen Sage (27e) am Feuerdiebstahl beteiligt. — **Skunk:** das
Stinktier (Mephitis).
39. **Sonne und Frosch.** — Dixon (1902) S. 76f.; Maidu. — Ein Märchen,
das seine Naturgrundlage noch mit großer Deutlichkeit erkennen läßt:
den „Raub“ (= das Verschwindenmachen) der Sterne durch die Sonne
und die Verfinsternung der Sonne durch den Mond. Der Frosch ist häufig
ein lunares Wesen; auch die irokesischen Tscheroki deuten die Ver-
finsternung der Sonne als Verschlingung durch einen Frosch, während
anderwärts der Frosch zur Erklärung der Mondflecken dient. Die eigen-
tümliche Idee, daß die Sonne in einem Eishaus im Norden wohne
(vgl. 37), ist, wie anderwärts (vgl. 45) die Unterweltsfahrt der Sonne,
auf ihre Unsichtbarkeit während der Nacht zu beziehen; daher kehrt sie
auch nach dem Raube des letzten Kindes nach Osten (an ihren Auf-
gangspunkt) zurück. — **Tragkorb:** vgl. Taf. V. Die Körbe sind meist
aus spiralförmig gelegten Graswülsten geflochten. — **Weidentutenge-
büsch:** fragmentarische Form der „magischen Flucht“, wie in 27g.
40. **Die himmlischen Geschwister.** — Dixon (1902) S. 78; Maidu. —
Vgl. das Märchen 1. Gewöhnlich ist es der Mond, den die Sterne um-

schwärmen (vgl. 14, 15a). Die Idee, daß die beiden Himmelskörper zuerst nicht aufgehen wollten, ist weit verbreitet; in nordwestamerikanischen Märchen tritt dafür ihr ursprüngliches Verborgensein in einem Kasten ein (vgl. 27b). Die Vertreibung beider durch Elche ist ein unmittelbar aus dem Leben geschöpftes Motiv; die Erdflohplage zwingt die Bewohner Kaliforniens oft, ihre Häuser preiszugeben. — Taschenratte: vgl. 19c. — Angelwurm: Erdwurm der Gattung *Lumbricus*.

41. **Bär und Hirsch.** — Dixon (1902) S. 80f.; Maidu. — Auch an der Nordwestküste Amerikas bekanntes Märchen. Zum „Laufen“ vgl. 27n, zu den rufenden Beeren: 20b. Der Schluß ist genau wie in 25. — **Bald-Rodd:** über Felsbildungen als Gegenstände explanatorischer Märchen vgl. 11o.
42. **Der menschenfressende Schädel.** — Curtin S. 325f. (gekürzt); Yana. — Die typisch-kalifornische Form dieses weitverbreiteten Märchens (vgl. 20b). Parallelen dazu sind aus Nordasien (von den Kornhaken) und neuerdings auch durch Nordenskiöld aus Ostbolivien bekannt geworden. — Die Mondnatur des rollenden Schädels geht aus seiner Verbrennung durch den Coyote, der hier wieder die Sonne vertritt, deutlich hervor; ein Mondwesen erscheint auch in 32a als „dummes Ungeheuer“, das sich zu einer Schönheitskugel überreden läßt. Im ersten Teil des Märchens ist der rollende Schädel zugleich die Verkörperung eines Zyklons, der alles, was sich ihm entgegenstellt, niederrwirft. Auch den Trocken galt der Zyklon als ein Gigantenkopf, der durch die Wälder rast. — **Hitischin Marimi:** Marimi bedeutet „Weib“. — **Kiefern samen:** die Nüsse der Kiefer- und „Digger“-Pinie (*Pinus lambertiana* und *sabiniana*), ein beliebtes Nahrungsmittel der Kalifornier. — **Wamarami:** vgl. 35. — **Pulschu Aina:** Indianischer Ort an dem sog. „Tamarack Road“ östlich von Millville; **Tigulmatu:** südlich vom Montgomery Creek (beide im Sacramentotal). — **Haarneß:** ein bei den kalifornischen Bergstämmen häufiger Kopfschmuck, der gewöhnlich bei Festen angelegt wird. Zur Verwandlung des Coyote in eine Greisin vgl. die ähnliche List des Raben (27 l und m).
43. **Koyotegeschichten.** — a) Wie der Coyote seine Tochter heiratete. — Dixon (1900) S. 270; Maidu. — Der Coyote zeigt neben ernsteren Wesenszügen (als Antagonist des Schöpfers) auch die Eigenschaften aller nordwestamerikanischen Tierhelden zusammengenommen, also neben der Lüsternheit des Nerzes auch die Gefräzigkeit des Raben und die Schadenfreude des Blauhämers. Sichrankstellen und Scheinbegräbnis sind häufige Märchenmotive: vgl. S. 194, 225f., 257f. — Leichenverbrennung: bei den Maidu anstelle des Begräbnisses (vgl. 36) gewöhnlich nur dann angewandt, wenn jemand fern von der Heimat starb.
- b) **Koyote und Stachelschwein.** — Dixon (1902) S. 83f.; Maidu. — **Wapiti:** vgl. 11k; **Stachelschwein:** 11h.
- c) **Blinder Eifer schadet nur.** — Dixon (1902) S. 301f.; Maidu.
- d) **Wie der Koyote das Fliegen erlernen wollte.** — Dixon (1902) S. 90f.; Maidu. — Vgl. 11h und 28h.
- e) **Unkraut vergeht nicht.** — Dixon (1902) S. 86f.; Maidu. — Die Geschichte gehört bei den Bergmaido zu dem großen Märchenzyklus, der

den Widerstreit des Schöpfers und des Coyote behandelt (vgl. 34); dort ist der Hauptling der Schöpfer selbst, der eine große Ratsversammlung aller Wesen beruft, auf der die Aussöhnung des Coyote beschlossen wird. Seine Einschließung in einen hohlen Baum im Westen und seine Befreiung erinnern an den Schluß des Märchens 11 h. Dies Motiv sowie das weitere — die Aussöhnung des Coyote im Westen und sein Wiedererscheinen im Osten — ist vielleicht auf die Unsichtbarkeit der Sonne während der Nacht zu deuten. Die Baumspalte entspricht dabei den „Symplegaden“ (vgl. 30). — Befragen des Kotes ist häufig in nordwestamerikanischen Märchen. — Neponim: Mitglieder des geheimen Männerbundes der Maidu. — Gelbfichte: *Pinus ponderosa*.

44. Die Schöpfung. Die Mythologie der mit den Ute (vgl. 20 c), Hopi (45, 46) und Azteken zu einer Sprachfamilie gehörenden Pima im Gebiete des Rio Gila (Arizona) steht der kalifornischen näher als der Mythologie der Pueblovölker. Die Entstehung des Schöpfers aus einer Wolke, der Welt aus Teilen des göttlichen Leibes läßt sich mit dem Schöpfungsakt in 34 Var. vergleichen, und der Dualismus Schöpfergott — Coyote wiederholt sich in der Gegenseitigkeit von „Erddoktor“ (dem eigentlichen Schöpfer) und „Alterbruder“; der Coyote ist zu einer Nebenfigur herabgesunken. Der Schöpfungsmhythmus der Zuñi, eines Pueblostammes in Neumexiko, mutet im Anfang zwar noch wie eine philosophisch vertiefte Weiterbildung des Pimamärchens an; besonders die Vorstellung von einem Urelementpaar Himmel und Erde erscheint hier zu einem erhabenen Weltbild gesteigert. Dann aber hört die Ähnlichkeit auf, und anstelle der göttlichen Antagonisten tritt das bei allen Pueblovölkern und Navaho bekannte und verehrte Zwillingsspaar der Kriegsgötter, die die Menschen aus der Unterwelt befreien. Dies Hervorkommen der Menschheit aus der Unterwelt ist ein weiterer typischer Zug der Pueblo- und Navahomythologie, die sich darin der altmexikanischen Sage von dem Hervorkommen der Urvölker aus Höhlen nähert. Eine naturmythische Grundlage ist hierbei unverkennbar; die Menschen werden mit den Himmelskörpern, die der Erde entsteigen, in erster Linie wohl mit den Sternen, gleichgesetzt. Zweifellos hat auch die Wohnweise der prähistorischen und modernen Pueblovölker (in Höhlen oder unterirdischen, heute nur noch zu Ceremonien dienenden Räumen) diese mythische Auffassung beeinflußt. — Über die Beziehungen der Pawnee zur Pueblo-mythologie vgl. 16 a.

a) Pima-Fassung — Russell S. 206 f. — Erddoktor gilt neben Alterbruder auch im Kultus der Pima als die Hauptgottheit. Die Schöpfung ist gleichsam der Zauberart eines Schamanen, denn Makai („Doktor“) nennen die Pima ihre Medizinmänner, denen der Vegetations-, Regen- und Kriegszauber obliegt. Rohrstäbe (S. 308, 310, 311) und Kristalle (S. 307, 311) gehören dabei zum magischen Apparat. — *Kreosotebusch*: *Larrea mexicana*, ein Busch, der in Mengen in den Wüstenstrichen des Pimalandes wächst und in seinen Blättern den Pima ein wichtiges Arzneimittel liefert. Das Harz, welches die Stiche eines Insektes (*Carteria larreae*) auf dem Busch erzeugen, dient bei den Pima mancherlei gewöhnlichen Zwecken. — *Vergroßerung der Erde*: vgl. S. 57, 107. — *Nunde Hütte* der Pima: sie hat die Gestalt einer

flachen Kuppel. Das Weltgebäude wird oft unter demilde eines Wohnhauses gedacht (vgl. 27a). Verbindung der Erd- und Himmelskanten: vgl. 16a. — **Eisklumpen**: die Vorstellung, daß die Sonne an sich kein wärrender Körper sei, tritt auch in 20a und 24 hervor. — **Sonne und Mond**: zu ihrer Auffassung als Ehepaar vgl. 16a. — **Toahafs** (Tohafs): ein Busch (*Encelia farinosa*), dessen weißliches Harz gekaut wird. — **Itany**: Name eines Busches (*Atriplex*), dessen Samen gegessen werden. — Mehrere Menschenschöpfungen: vgl. 5a, 16b; **Sintflut**: vgl. 5a, 11g, 16b, 27a, 46. — **Süddoktor**: göttliches Wesen, das am Solsstitialpunkt (im Südosten oder Südwesten)wohnt; ihm entspricht ein ähnliches Wesen im Norden. — **Kaktusdornen**: die Dornen des Cholla-Kaktus (*Opuntia Bigelovii*), mit denen die Pima ihre Pflanzungen vor nächtlichen Räubern schützen. Offenbar ist der Stachelpanzer, mit dem das Mädchen sich schützt, ebenso wie die Chen des Jünglings, aus denen in immer kürzeren Abständen Kinder hervorgehen, himmelsmythologisch zu verstehen. Auch die Sintflut hat ja oft doppelte (irdische und himmlische) Bedeutung (vgl. 11g). Die Rettung vor der Sintflut in einem verschlossenen Gefäß (Topf oder Röhrstab), das der biblischen Arche entspricht, kommt in Nordamerika besonders in athapaskischen Märchen (Navaho, Alaska) vor. Verwandlung in **Vögel**: vgl. 27a. Die Menschen, die Süddoktor vor der Sintflut auf die andere Seite der Erde rettet, werden Dämonen, wie die Ingnerhsuit (5a) u. a. unterirdische Wesen (vgl. b). — **Krummer Berg**: der Kakotuk (in der Mythologie der Pima oft erwähnt). **Wachsende Berge**: vgl. 19b; Versteinerung einer älteren Menscheneneration: S. 123f.; **misglückte Menschenschöpfungen**: S. 115f., 267f.; **Versinken in der Erde**: S. 7, 154f.; **Entstehung von Krankheiten**: S. 182, 185. — **Wā-aki Ap**: ein unbekannter Stamm im Nordwesten der Pima, wahrscheinlich die Walapai (Numastamm am Colorado); **Apatsche**: Athapaskenstamm in Arizona und Nordmeriko, **Todfeind** der Pima; **Marikopa**: vgl. Tafel VII.

b) **Zuñi**-Fassung. — **Cushing** S. 379f. — **Awonawilona**: höchstes Wesen (ähnlich Haohwengdschiawagi [15a] und Tirawa [16a]), dessen Verknüpfung mit der Sonne nur lose ist, da in anderen Fassungen der Ursprungssage Sonnenvater und Mondmutter schon von Uranbeginn neben A. vorhanden sind. A. ist wohl eher eine Verkörperung der alles durchdringenden Luft, also auch der Wolken, des Nebels, Atemhauchs usw.; daher ist das WolkenSymbol den Puebloindianern vor allen andern heilig. — Durch Denken etwas schaffen: vgl. 34 Var. — **Vier Unterwelten**: vgl. 4b. Die „Gewässer der Höhe und der Tiefe“ erinnern in merkwürdiger Weise an das babylonische Weltbild; zum „Himmelsozean“ als Gegenstück des irdischen vgl. 11g; die „Gewässer der Tiefe“ sind ein Teil des Urmeers, auf dem die Erde als Insel schwimmt (vgl. 24). — **Schale mit Stufenrand** (hier als Symbol der Erde gebraucht): ein bei den Zeremonien der Zuñi viel verwandtes heiliges Gefäß, dessen Randstufen Abbilder der Wolken sind und dessen aufgemalte Verzierungen sich auf den Regen und die Gewässer der Tiefe beziehen. Die Vorstellung, daß sich der Wasserschaum (= Nebel) infolge der Abkühlung als Regen niederschläge, zeugt von guter Naturbeobachtung. Der Regen ist für die Pueblovölker, die auf den trockenen Hoch-

flächen Arizonas und Neumexicos intensiven Ackerbau betreibca, tatsächlich das „Wasser des Lebens“, um dessen Gewinnung sich der ganze Kultus dreht. — Atemhauch als Zauber: vgl. 5 c. Bei den Pueblovölkern hat der Hauchzauber bereits die höhere Form eines „Gebetes“ angenommen, daß man über Federstäbchen ausspricht; diesen an heiligen Stätten niedergelegten Stäbchen werden dann magische Wirkungen zugeschrieben. — Sterne: die Idee, daß die Erde ein Spiegelbild des Himmels sei, ist uns bereits bei den Pawnee entgegengetreten (vgl. 16). — Anosin te huli usw.: die Namen der Unterwelten beweisen, daß der Erzähler an der Vorstellung der mütterlichen Erde konsequent festhält. — Schwangerung durch Sonnenstrahlen: vgl. die Einleitung. Die beiden hier Uanami („geliebte Götter“) genannten mythischen Zwillinge heißen bei den Zuñi gewöhnlich Ahaihuta und Matshailema; sie werden als Zwerge gedacht und gelten als die Hüter des Stammes, als Kriegsgötter und daher Patrone der „Priesterschaft des Bogens“, eines großen Kriegergeheimbundes. Der ältere, Ahaihuta, ist der „rechte“ (südliche) Gott, der jüngere, Matshailema, der „linke“ (nördliche); daher sind dem ersten drei Altäre auf der Südseite, dem letzteren drei auf der Nordseite des Ortes Zuñi errichtet. Die Bilder der beiden Götter tragen die Schaumkappe, aus der sie geboren wurden (in Gestalt einer kegelförmigen Mütze), und den Donnerkeil (= Blitz), ihre Hauptwaffe; bei den Idolen liegen gewöhnlich kleine Modelle des Wolkenbogens — einer Personifikation des Regenbogens (vgl. S. 144) — und des Nebelschildes, der aus einem nehartig mit Baumwollfäden übersponnenen Reifen besteht und ein Symbol der Wolken ist, die die Zwillinge durch die Luft tragen. Als Söhne der Sonne und des Mondes (wie sie in andern Sagen genannt werden) sind die Zwillinge offenbar Sterngötter (Morgen- und Abendstern), die auch in den Märchen der Präievölker Macht über die atmosphärischen Erscheinungen haben (vgl. 16 a, 19 b II). — Die Emporhebung des Himmels, ein nordamerikanischen Mythen sonst fremdes Motiv, erinnert an die polynesische Sage von der Trennung von Himmel und Erde; die Emporführung der Menschen fehrt in der Hopi-Sage (46) wieder, in der die Zwillingsgötter allerdings nur die Bäume festhalten, an denen die Menschen hinaufklettern. — Dämonen: die Vorstellung, daß diese auf in der Erde eingeschlossene Reste einer älteren Menschen- oder Tierschöpfung zurückgehen, findet sich mehrfach (vgl. S. 10, 110) und führt zweifellos auf gelegentlichen Funden fossiler Skelettreste (vgl. 47 d). — Dass die Götter mit den Menschen aus der Unterwelt kamen, nehmen auch die Navaho an (S. 333). — Großer Stern: der Abendstern. — Geflochtene Sandalen wurden in älterer Zeit von den Puebloindianern ausschließlich an Stelle der ledernen Mokassins, die sie heute benutzen, getragen.

45. Die guten und die bösen Menschen. — Both S. 1 f.; Hopi. — Die Weltschöpfung ist hier nur eine kurze Episode und erinnert in der Art und Weise, wie die Götterinnen die Erde aus dem Urmeer austauchen lassen, an die Sage der Pawnee (16 a), während die breiter erzählte Tier- und Menschenschöpfung aus Tonfiguren, die von einem übelwollenden Wesen nachgeahmt wird, ein Seitenstück zu der irokeesischen (15 g) und kalifornischen Sage (35) bildet. Interessant ist die Be-

schreibung des Sonnenaufgangs; die beiden Häuser der Sonne im Osten und Westen sind auch den Navaho geläufig (S. 352). Die Wanderungen der Urmenschen, ihre Entzweigung usw. wiederholen sich in 16b und 46.—
Hutuing Wuhti (wuhti „Frau“): mit „harten Stoffen“ sind die Schmucksteine, Muscheln usw. gemeint (S. 352). Die H. des Westens ist, wie Etsanailehi (S. 333) und die Abendsterngöttin der Pawnee (S. 121), die Hauptfigur, der nur aus Gründen der mythischen Symmetrie eine H. des Ostens gegenübergestellt wird. Sie besitzt nach einer andern Version Mond und Sterne und wirft den Mond nach Osten, um den Sonnengott zu sich zu rufen. Beide schaffen dann gemeinsam aus den Hautschuppen der H. die ersten Wesen (Tiere und Menschen). Danach ist H. zweifellos lunar aufzufassen, wozu auch ihre Herrschaft über die „harten Stoffe“ gut passt. — Riva: vgl. die Erklärung zu Tafel VI. Die Häuser des Sonnengottes (Tawa), d. h. des Trägers des Sonnenschildes (vgl. S. 339), liegen genauer im Südosten (Tatnuka) und Nordwesten (Kwinivi). Fuchsfelle und Rasseln aus Schildkrötenhalschale gehören bei den Hopi zur Ausrüstung der Maskentänzer. — Regenbogenbrücke: vgl. 47b. — Kohkhang Wuhti: zur Spinnenfrau vgl. 8. Mit dieser mythischen Figur, die am Mande der Welt lebt, hängt offenbar auch die Spinne des Pima-Märchens (S. 306) zusammen. — Die beiden Menschen, welche die Göttin des Ostens schafft, sind nach indianischer Erklärung die Ahnen der Weißen im Osten (d. h. der Yankees). Sie werden hier den Spaniern des Südens (dem Volk der Spinnenfrau) und den Indianern, welche die Göttin des Westens schafft, gegenübergestellt. Vgl. dazu die Eskimoauffassung (4a Var.). Die Spanier, die schon frühzeitig (1540) mit den Hopi in Berührung kamen, erscheinen in den Hopi-Märchen immer als Böewiditer (vgl. 46). — Alte Häuser der Hopi: im Gegensatz zu den heutigen, mehrstöckigen Terrassenbauten der Puebloindianer (vgl. Taf. VI) einföckige Häuser, wie sie jetzt nur noch in den Farmdörfern auftreten, die die Bevölkerung im Sommer bezieht. — Unstetes Wanderleben der Urzeit: auch die Wandersagen der Azteken berichten stets von dem nomadischen Jägertum der Urzeit. In der Tat müssen die schoschonischen Vorfahren beider Völker, wie noch heute die meisten Schoschonen (Ute usw.), unstete Jäger gewesen sein.

46. Wie die Hopi aus der Unterwelt kamen. — Voth S. 10f.; Hopi. — Zum Aufsteigen aus der Unterwelt (eigentlich sind es auch bei den Hopi vier Unterwelten, wie bei den Zuñi) vgl. 44b und 16b. Die Sintflut (S. 325) gehört ursprünglich wohl nicht in diesen Zusammenhang, sondern ist aus einem Märchen übernommen worden, daß die Vernichtung einer älteren, unvollkommenen oder sündhaften Menschengeneration behandelt (vgl. 5a, 16b, 27a, 44a). Die Powaka-Episode gehört zu den zahlreichen „Todesursprungs“-Märchen (vgl. 27f, 36, 48a), die Masa-wuu-Episode zu den Erzählungen von der Gewinnung des Feuers (11m I, 27e, 28d, 38). Die Vorstellung, daß das Feuer da war, bevor Mond und Sonne existierten, war auch den alten Mexikanern geläufig (der Feuergott ist bei diesen stets der „alte Gott“), ebenso wie die Skelettgestalt der Maske Masa-wuuus und besonders seine Beziehung zur Begegnung Züge sind, die gut zu dem altmexikanischen Feuergott passen.

Die Erzählung von der Erschaffung von Mond und Sonne bildet gleichfalls eine Parallele zu einem altmexikanischen Märchen. — Spott-drossel: Mimus polyglottus, berühmt durch ihre Fertigkeit, alle möglichen Laute und Stimmen nachzuahmen (daher hier die Sprachlehrerin der Menschheit). Auch in 16b findet ein Tier den Ausgang aus der Unterwelt. — Baldöökongwu: die „Feder schlange“, ein auch den Zuñi und Altmexikanern bekanntes mythisches Wesen, die Verkörperung des die Erde umgebenden Ozeans (vgl. 11c) und zugleich der Gewässer der Tiefe, auf denen die Erde schwimmt und die in Gestalt von Quellen oder Geisiren ans Tageslicht treten (vgl. 11g). Die letztere Auffassung erklärt ihre Rolle als Erregerin von Sintfluten. — Schalavi usw.: in einer Variante der Zuñi-Sage 44b werden vier Bäume (*Pinus ponderosa*, *Pseudotsuga Douglassii*, *Populus tremuloides*, *Picea pungens*) genannt. — Spinnenfrau: vgl. 45. — Pöökonghöha und Baldöongahöha: die zwergartig gedachten (=höha bedeutet „klein“) mythischen Zwillinge und Kriegsgötter der Hopi, die Ahaihuta und Matsailema (vgl. 44b) entsprechen. Sie sind Söhne der Sonne und Vernichter der Ungeheuer, die einer Verbindung der Erdgöttin Hahaiwuhti (oder der Spinnenfrau) mit dem Sonnengott entstammen (vgl. 47c). — Wöömötschim: ein Männerbund der Hopi, der im November sein neuntägiges Fest feiert. — Navaho: vgl. 47; Apatsche: vgl. 44a. Die Mohave sind ein großer Yumastamm am Colorado. — Powaka: böser Zauberer (vgl. 36). — Sipapu: das Loch, aus dem in der Urzeit die Stämme hervor kamen und durch das bis zum heutigen Tage die Toten hinabsteigen, verlegen die Hopi in den Norden, in den Großen Canyon des Coloradostromes. Sipapu heißt auch die Öffnung im Fußboden einer jeden Kiva (vgl. 45), die dieses Loch symbolisiert. Denn die Kivas sind Abbilder der obersten der vier übereinander liegenden Unterwelten (vgl. 44b), aus der die Menschen unmittelbar zur Erdoberfläche emporstiegen. Das Totenreich unter der Erde stellt sich der Hopi als eine „verkehrte Welt“ (vgl. 24) vor, im übrigen als getreues Spiegelbild der Oberwelt. Die Totengeister (Katschina) verlassen es in der Zeit von Februar bis Juni, um dann an den Festen der Lebenden teilzunehmen, in denen sie, durch Maskentänzer verkörpert, auftreten. — Isöhöhi: Ausruf. — Mais, Melonen, Bohnen, Kürbisse: vgl. 15a und 19b. — Masauwu: die Beschreibung dieses Feuer- und Totengottes, der bei den Festen der Hopi durch Maskentänzer dargestellt wird, die Pflanzstäude in der Hand halten, erinnert an den aztekischen Feuergott, den „Herrn des Türkises“ (Xiuhotecutli), der gleichfalls auf beiden Seiten des Gesichts einen schwarzen Querstreifen in Augenhöhe trägt. Ohrgehänge mit Türkismosaik und Türkisperlenketten bilden den kostbarsten Schmuck der Hopi. — SonnenSymbol: eine Abbildung dieses Symbols, das bei dem im August gefeierten „Flötenfest“ und auch sonst von Tänzern getragen wird, hat Fewkes (R N M 1920, S. 521) veröffentlicht. Sie entspricht genau der Beschreibung. Lawahona: „Sonnenstrahl“; Nakwakwosi: Federchen mit kurzem daran befestigtem Baumwollfaden. Zu *Haliotis* vgl. 27g. Das Baumwolltuch des Mondsymbols dient nach indianischer Erklärung dem Mondgötter dazu, um (durch teilweise oder vollständige

Bedeckung des Symbols) Wachsen oder Abnehmen des Mondes zu bewirken. — Puebloindianer von Neumexiko: die von den Spaniern frühzeitig christianisierten Keres- und Tanoästämme, die heute in etwa zwanzig Dörfern das Tal des mittleren Rio Grande bewohnen. — Pferde: die Entstehung von Wesen aus den Hautschuppen einer Frau ist ein auch sonst in Pueblo Märchen vorkommendes Motiv (vgl. 45).

47. *Mayenezgani* und *Thobad schisschini*. — Matthews S. 104 f. (gekürzt); Navaho. — Als Beispiel der allen Pueblovölkern bekannten Helden sage ist die Navahofassung ausgewählt worden, obwohl die Navaho, ein aus dem Norden stammender, den Apatsche verwandter, nomadischer Athapaskenstamm, nicht eigentlich zu den Pueblovölkern gehören, wenn sie auch von diesen kulturell (besonders auf dem Gebiete der Religion) stark beeinflußt worden sind. Das Navahomärchen zeigt denn auch manche Züge, die nach dem Norden oder Nordwesten weisen, besonders in der Erzählung vom Himmelsbesuch der Zwillinge (ratgebende Frau: vgl. 14, 19a, 27a Var., 30; Symplegaden: 8, 11 p, 27a Var., 30; Stachelsitz [hier in Gestalt von Steinspitzen, auf die der Sonnengott die Junglinge schleudert]: 19a, 30); auch die „Schwitzhausprobe“ gehört hierher, die, wie die verwandte „Kesselprobe“ (4b Var., 27a) und das „Feuerordeal“ (30), eine vorzugsweise nördliche Verbreitung in der nordamerikanischen Mythologie besitzt, während die „Rauchprobe“ auf das Pueblogebiet und Kalifornien beschränkt ist (vgl. S. 134 f.). Von den hier nicht wiedergegebenen Drachenkämpfen der Zwillinge (S. 346) ist das „Vogel-Roch“-Märchen speziell athapaskisch und die Geschichte von dem Niesen, der seine Opfer in einen Abgrund stürzt („Klippenoher“), gleichfalls in den Märchen des Nordens häufig. Über die Naturbedeutung dieser Motive vgl. besonders 30. — Im übrigen entsprechen die mythischen Zwillinge der Navaho genau dem Ahaiyuta und Matsailema der Zuni und dem Pöokonghoha und Baldongahoha der Hopi (vgl. 44 b, 46), z. B. auch darin, daß sie die magisch empfangenen Söhne des Sonnengottes und der Erd- (und Mond-) Göttin sind und im Kultus hauptsächlich als Kriegsgötter gelten (S. 353). Hervorzuheben ist noch die auch allen Puebloindianern geläufige Diversifizierung aller Wesen, Dinge und Handlungen nach der heiligen Vierzahl der Himmelsrichtungen und Farben. — Für die Erklärungen konnte der ausführliche Kommentar des Dr. Matthews in dankenswerter Weise benutzt werden.

a) Geburt. — *Anaye*: „fremde (d. h. feindliche) Götter“. Sie entsprechen den Dämonen, die nach dem Zuni mythos 44 b aus den in der Unterwelt zurückbleibenden Menschen entstanden. — *Chastsche nthi* (chastschē „Gott“): der „sprechende Gott“, der älteste der Götter, Hauptfigur in dem großen Navahofeste des „Nachtgesanges“. Der viermalige Ruf ist die Art und Weise, in der sich stets die Götter ankündigen. — *Tscholih*: einer der sieben heiligen Berge der Navaho (s. u.); seine Lage ist nicht bekannt. — *Chastsche hogan*: „Hausgott“. — *Estsanatlehi* („die Frau, die sich verjüngt“) und *Yolkai Estsan* („Weiße-Muschel-Frau“) entsprechen den beiden Huruing Wuhtis (45). Auch hier ist die eine (die nachmals in den Westen verseherte E.) die Hauptfigur, neben welche die andere nur der mythischen Symmetrie halber tritt. Daher sind beide Helden nach einer Variante Söhne

der E., die, wie aus ihrem Namen, Wohnsitz und Verhältnis zur Sonne deutlich hervorgeht, eine Mondgöttin ist. Kulturheroen sind auch sonst oft Söhne der Sonne und des Mondes: vgl. 15 b, 17, 20 a. — Thonenili: beim Fest des „Nachtgesanges“ durch eine clownartige Figur verkörpert. Beide Götter vertreten hier die Schamanen, die bei den Navaho Geburtshilfe leisten. Die Kindertragen der Navaho bestehen in der Tat aus den hier aufgezählten Teilen (vgl. die Abb. bei Matthew S. 12). Atmosphärische Erscheinungen denkt man sich auch sonst ganz körperlich (S. 338, 341, 347 f.). — Gebirgsmahagoni: Cercocarpus parvifolius. — Niltschí: die Windgötter spielen in den Navaho-märchen gewöhnlich die Rolle des „getreuen Edarts“ der Menschen.

- b) Der Besuch im Himmel. — Runder Kaktus: ein Mammillariaart; sichender Kaktus: eine Cereusart. — Theelgeeth usw.: vgl. S. 346. Yeltszo: „großer Dámon“ (Yel). — Hogan (eigentlich chogán): das zeltartige Erdhaus der Navaho. — Zauberreifen: vgl. 19 c. Im Farbensymbolismus der Navaho bedeutet blau stets den Süden, gelb den Westen, während weiß und schwarz abwechselnd dem Osten oder dem Norden zugeteilt werden (vgl. S. 339, 342, 346 f.). Die Himmelsrichtungen werden stets in der Reihenfolge O—S—W—N aufgezählt, also entsprechend dem scheinbaren Sonnenlauf. — Osilnaothil: einer der sieben heiligen Berge der Navaho (s. u.); seine Lage ist ebensowenig wie die des Tscholihí bekannt. — Heiliger Pfad: Götter und Halbgötter benutzen in den Navahomärchen Regenbogen, Sonnenstrahlen, Blüte u. dgl. als Wege oder Beförderungsmittel. Vgl. S. 317. — Spinnenfrau: vgl. 45. Nach einer Variante verleiht sie den Jünglingen durch Zauber die Widerstandsfähigkeit des Obsidians und des Türkises. Um die als besonders zauberkräftig geltenden „Lebensfedern“ zu erlangen, fangen die Navaho Adler, die dann lebendig gerupft werden. — Wächtertiere: vgl. S. 2, 8, 143. Ein Bär bewacht auch bei den Bilchula den Aufgangspunkt der Sonne (S. 184). — Rassel über der Tür: vgl. 45; hier im westlichen Sonnenhause. Nach S. 346 und 352 liegt das Sonnenhaus, das die Jünglinge besuchen, dagegen im Osten. Der Sonnengott hat also, als er heimkehrt, seine nächtliche Unterweltsfahrt (S. 321) hinter sich. Tschohanooai ist der „Träger der Sonne“, wie Alehanoai der „Träger des Mondes“ ist. Sonne und Mond sind dabei ähnlich den in 46 geschilderten schildartigen Symbolen zu denken. — Stachelsitzprobe (s. o.): Türkis vertritt hier die blaue, Haliotis (vgl. 27g) die gelbe Farbe. — Schwihaus: vgl. 11 k. — Rauchprobe (s. o.): Tabakspfeifen sind bei den heutigen Navaho ganz durch Zigaretten verdrängt. — Feuersteinpanzer: der Glaube an feuersteingepanzerte Götter und Helden ist bei den Puebloindianern ganz allgemein und lehrt auch bei den Kaliforniern wieder (vgl. 37). Vgl. auch den irokesischen Lawiskaron (15). Bei den Zeremonien der Navaho trägt Nahenezgani ein Steinmesser, Thobadschitschini zwei Donnerkeile. — Pfosten am Erdrand: vgl. S. 184. Nach der Vorstellung der Navaho steigt die Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende an dem südlichsten, zur Zeit der Sommersonnenwende an dem nördlichsten Pfosten empor. — Regenbogenbrücke: die im Navaholande häufigen natürlichen Felsbrücken werden oft als solche, von den Göttern versteinerte, Regenbogenbrücken

angesehen. Die Schilderung des Himmelsloches entspricht genau der des Erdloches in den San-Juan-Bergen, durch das die Navaho einst der Unterwelt entstiegen (irdisch-himmlischer Parallelismus, vgl. 16 und 44 b). — San Juan und Rio Grande: die Grenzflüsse des Navahogebietes im Norden und Osten. In der Aufzählung folgen fünf der sieben heiligen Berge der Navaho: der Tschischnadschini (= Pelado Peak nahe Jemez im Rio-Grande-Gebiet) im Osten, der Tsotfil (= San Mateo Mts. in Neumexiko) im Süden, der Dholoslidh (= San Francisco Mts. in Arizona) im Westen, der Dhepentsa (= San Juan Mts. in Colorado) im Norden und der (der Lage nach unbestimmte) Osilnaothil in der Mitte des Landes. Auch der Tscholih (s. o.) hat eine zentrale Lage.

- c) Der Kampf mit dem Riesen. — Thosathoquelle: Ojo Gallina bei San Rafael, südwestlich der San Mateo Mts. In der Nähe der Quelle der erwähnte See. — Spiegelbild: vgl. 32 a. Der Kampf, der deutlich ein Gewitter schildert, erinnert an den Kampf Mändabuschs mit Perlleder (11 c) und Oterongtongnias mit Lamiskaron (15 h). Auch der Panzer Weltsoe besteht aus Feuerstein, denn seine Bruchstücke sind die Splitter, aus denen die Menschen später ihre Pfeilspitzen formen. Als Weltsoe Kopf wird von den Navaho ein hoher vulkanischer Felsen (El Cabezon) im Nordwesten der San Mateo Mts., als Weltsoe Blutstrom eine dunkle Lavamasse im Süden und Westen dieser Berge angesehen. — Raidhikisch: von den Navaho nur selten gebrauchter Name.
- d) Weitere Abenteuer. — Tsenaahale: eine Art „Vogel Rock“; Binaye Achani: vgl. 32 b (tödbringender Blick). — Zauberreifen: die Art der Anwendung erinnert an das in 23 a erwähnte „Ring- und Pfeilspiel“ (vgl. auch 19 c). Die Schilderung des Sturmes ist von packender Eindringlichkeit und gibt ein gutes Bild von den rasenden Orkanen in diesem Teile Nordamerikas. Die S. 348 erwähnten Felspfeiler finden sich überall im Navaholande. — San, das Alter usw.: derartige Personifikationen abstrakter Begriffe kommen in den nordamerikanischen Märchen öfter vor; sie treten sogar im Kultus (in den Maskentänzen der Nordwestküste) auf. Der Glaube an die Notwendigkeit und läuternde Kraft der verschiedenen Arten des Leidens zeugt von einer sonst bei den primitiven Völkern nicht gerade häufigen Höhe der ethischen Weltanschauung. — Dhepentsa: vgl. b. — Schneeammern: die Schneevögel des Märchens 20 a. — Die Leichen der Anahé: hier sind die zahlreich in Arizona und Neumexiko gefundenen fossilen Gebeine gemeint.
- e) Tschohanai und Estanatlehi. — Tscholih: vgl. a. — Haliotis: vgl. 27 g; Estanatlehi als Göttin der „harten Stoffe“: vgl. 45. Auch in einer Hopisage schafft der Sonnengott die vierfüßigen Tiere für Huruing Wuhti, die Göttin des Westens (Voth S. 6). — Wapiti: vgl. 11 k. — Zwei Stämme des göttlichen Volkes: gemeint sind Wesen, die Luftheilungen und flimmernde Hölle, wie sie in den heißen Wüstenstrichen des Südwestens häufig sind, verkörpern. — Thuintschaberge: nahe der Nordgrenze von Arizona und Neumexiko. — Schwarze Berge: ausgedehnte Bergmasse in Arizona. Der erwähnte Pass (Marsh Pass) liegt 60 Meilen nördlich der Hopidörfer. — Thonetli: eine Flussgabel in Colorado oder Utah. Am San-Juan-Flusse hat man in der Tat

eine Luftspiegelung ähnlich dem „Brockengespenst“ beobachtet, die zu der Sage Anlaß gegeben hat.

48. **Kohote gesichten.** a) Der Kohote und der erste Tote. — Russell S. 215f.; Pima. — Über den Kohote als Märchenhelden vgl. 43. Die vorliegende Geschichte knüpft unmittelbar an 44a an. — Die Toten werden bei den Pima begraben, bei den Marikopa (vgl. Taf. VII) verbrannt. Zur Sonne als Besitzerin des Feuers vgl. 11 m I. — Sierra Estrella: an der Westgrenze der heutigen Pimareservation am Rio Gila; Kihatoak: Sierra Quijotoa im Süden des Pimalandes, nahe der mexikanischen Grenze; Fettiger Berg: der Mohatuk nördlich des Rio Gila. Der Kohote flieht also von Westen über Süden (und Osten) nach Norden, entgegengesetzt dem scheinbaren Sonnenlauf.
- b) Der Kohote befreit die Tiere. — Russell S. 217f.; Pima. — Eine Parallele zu dem irokesischen Märchen 15d. Der Eingang erinnert an den Schluß von 43d. — Ursukatsch Uatam: Uatam „Menschen“, Selbstbezeichnung der Pima. Ursukatsch bezeichnet die Luftspiegelungen, die am frühen Morgen häufig im Pimalande beobachtet werden. Die R. A. entsprechen also dem „göttlichen Volke“ von 47e. — Pimeria: das Land der Pima, nordwärts bis zum Rio Gila reichend; Gelbes Gebirge: in der Gegend von Tucson (Arizona); Baboquivari: südwestlich von Tucson.
- c) Der Kohote und die Wachteln. — Russell S. 243; Pima. — Kaktuszweig: gemeint ist ein Zweig des mit furchtbaren Stacheln besetzten Cholla-Kaktus (vgl. 44a)

römischen Ziffern be-
nen die ethnographischen
Einheiten, zu denen die Mär-
gruppen gehören:

Iktis (Eskimo), II Maden-
den (nicht vertreten), III östl-
60 IV Waldgebiet (Algontin und
esen), V Prärien, VI Pla-
s, VII Nordwestläste, VIII Ka-
nien, VIII Südwesten.

arabischen Ziffern be-
nen sich auf die Stämme oder
enden, die durch Märchen
reten sind, und zwar in al-
betischer Reihenfolge:

Uchomawi

Urapaho

Urikara

Uvikhenoch

Baffinland (Eskimo)

Uilchula

Uladfoot

Uheyanne

Uinook

Urow

Udakota

Uopi

Uuronen

Uaigani

Uutend

Uwakiutl

Uabrador (Eskimo)

Uaidu

Uenomomi

Uohawk

Uavaho

Uewettee

Uutla

Uodschibwâ

Uonondaga

Urtawa

Upima

Upotawatomi

Uenela

Ukidi-Pawnee

Ulingit

Uimishian

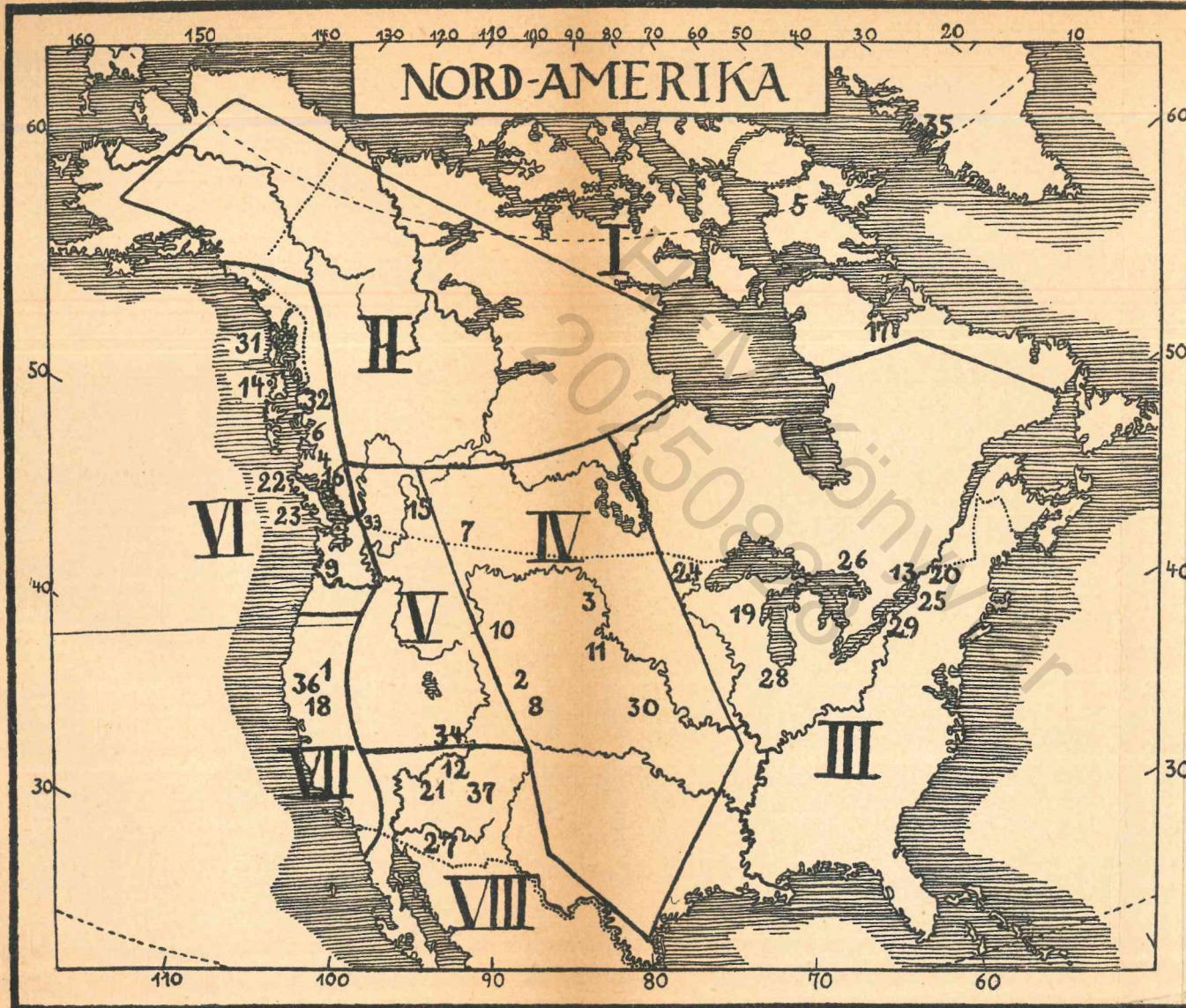
Unterer Fraser R. (Selisch)

Ute

Westgrönland (Eskimo)

Uana

Uuni



Die römischen Ziffern bezeichnen die ethnographischen Provinzen, zu denen die Märcchengruppen gehören:

I. Arctic (Eskimo), II. Mackenzie (nicht vertreten), III. östliches Waldbereich (Algonkin und Iroquois), IV. Prärien, V. Plateaus, VI. Nordwestküste, VII. Kalifornien, VIII. Südwesten.

Die arabischen Ziffern beziehen sich auf die Stämme oder Gegend, die durch Märchen vertreten sind, und zwar in alphabetischer Reihenfolge:

1. Acomawi
2. Arapaho
3. Arikara
4. Arithenoch
5. Baffinland (Eskimo)
6. Bilchula
7. Blackfoot
8. Cheyenne
9. Chinook
10. Crow
11. Dakota
12. Hopi
13. Huronen
14. Iaigani
15. Kutenai
16. Kwakiutl
17. Labrador (Eskimo)
18. Maidu
19. Menomini
20. Mohawk
21. Navaho
22. Nevertee
23. Nuitka
24. Odschibwá
25. Onondaga
26. Ottawa
27. Pima
28. Potawatomi
29. Seneca
30. Skidi-Pawnee
31. Tlingit
32. Tsimshian
33. Unterer Fraser R. (Selisch)
34. Ute
35. Westgrönland (Eskimo)
36. Yana
37. Zuñi

HFM Könyvtár
20250828

Inhalt

Seite

Einleitung	I
----------------------	---

Ost-Eskimo

1. Sonne und Mond	1
2. Der Flug zum Monde	2
3. Die drei himmlischen Schwestern.	4
4. Sedna, die Herrin der Seetiere	
a) Sedna und Savirqong	5
b) Sednas Reich	8
c) Der Ursprung von Walross und Rentier	9
5. Geschichten von den Ingnerssuit	10
6. Kagsagsuk (Qaubaqajdjuq), der arme Waisenknappe .	14
7. Ittaiujang, der Mann, der die Wildgans heiratete	22
8. Kiviof (Kiviung), der Abenteurer	26
9. Vom Blinden, der wieder sehend wurde	35
10. Von den zwei Mädchen, die Adler und Walfisch heirateten	41

Algonkin

11. Geschichten von Mänäbusch	
a) Geburt	43
b) Der Ursprung der Menstruation	44
c) Der Kampf mit Perlfeder	45
d) Das Abenteuer mit dem Riesenfisch	47
e) Mänäbusch und die Wölfe	49
f) Die Entrückung des Wolfbruders	50
g) Sintflut und Erdfischung	52
h) Der Flug mit dem Bussard	57
i) Der Tanz der Vögel	59
k) Der Streit der Elche und Wapitis	62
l) Der Ursprung von Tag und Nacht	73
m) Kulturtaten	
I. Der Feuerraub	74
II. Die Entdeckung des Tabaks.	75
n) Die Begründung der Midewiwin	76
o) Verschwinden und Wiederkehr	77
p) Der Besuch bei Mänäbusch	78

	Seite
12. Der Sonnenfang	81
13. Die magische Flucht	82
14. Der rote Schwan	85

Froesen

15. Die Sage von den feindlichen Brüdern	
a) Der Himmelssturz	92
b) Die Geburt der Zwillinge	102
c) Der Besuch beim Vater	106
d) Die Erschaffung der Tiere	107
e) Feindliche Anschläge	110
f) Der Sonnenraub	112
g) Die Menschenschöpfung	115
h) Der Endkampf	116
i) Der Wohnsitz im Osten	119

Prärie- und Plateauvölker

16. Welt- und Menschenschöpfung	
a) Die Erschaffung der Welt	120
b) Die Menschenschöpfung	123
17. Wie Wildfaters Söhne Sonne und Mond wurden	127
18. Der Krieg der Tiere gegen den Himmel	130
19. Allerlei Helden	
a) Blutfloß	132
b) Das Sternentind	138
c) Die Zwillinge	145
20. Allerlei Unholde	
a) Die Spinnenfrau.	155
b) Der rollende Schädel	161
c) Iwoawits	165
21. Die verlassenen Kinder	169
22. Vom Manne, der seine Augen verlor.	171
23. Tiergeschichten	
a) Vom Manne, der die Büffelkuh heiratete	172
b) Wie die Menschen den Büffeln beikamen	174
c) Der Coyote und die Büffel	175
d) Die Schildkröte auf dem Kriegspfade	178

Nordwestamerikaner

	Seite
24. Der Aufbau der Welt	181
25. Die Entstehung der Sterne	188
26. Der Mondmann als Buhle	189
27. Die Rabensage	
a) Die Geburt des Rabe	191
b) Der Raub der Himmelslichter	200
c) Die Überlistung Ganuks	203
d) Der Ursprung der Gezeiten	204
e) Die Gewinnung des Feuers	205
f) Das Haus der Fische	207
g) Der Rabe und die Lachse	208
h) Wie der Rabe durch List Heringe erlangt	210
i) Der Kampf mit dem Donnervogel	211
k) Bestrafte Prahlgerei	214
l) Die Überlistung der Fischer	215
m) Das Abenteuer mit dem Walfisch	216
n) Rabe, Bär und Kormoran	217
o) Leichter gedacht als gemacht	219
28. Die Nerzsage	
a) Geburt und Himmelssturz	221
b) Der Ursprung von Ebbe und Flut	225
c) Der Krieg mit den Winden	228
d) Der Feuerraub	231
e) Wie der Nerz die Wolfföhne tötete	232
f) Die Wäterwahl	234
g) Der Nerz und die Frau des Otters	235
h) Der unglückliche Freier	236
29. Die Sage von Q'anighilaf, dem Wanderer	237
30. Die abenteuerliche Seefahrt	245
31. Der Besuch im Geisterlande	249
32. Allerlei Unholde	
a) Sneneiq I	254
b) Sneneiq II	257
c) Hauhau	260
33. Eine Ahnensage	261

Kalifornier

	Seite
34. Die Schöpfung der Erde	264
35. Die Erschaffung der Menschen	267
36. Wie der Tod in die Welt kam	272
37. Onkoitos Heldenataten	274
38. Der Feuerraub	283
39. Sonne und Frosch	286
40. Die himmlischen Geschwister	289
41. Bär und Hirsch	290
42. Der menschenfressende Schädel	291
43. Koyotegeschichten	
a) Wie der Koyote seine Tochter heiratete	298
b) Koyote und Stachelschwein	299
c) Blinder Eifer schadet nur	301
d) Wie der Koyote das Fliegen erlernen wollte	302
e) Unkraut vergeht nicht	303

Völker des Südwestens

44. Die Schöpfung	
a) Pima-Fassung	305
b) Zuñi-Fassung	313
45. Die guten und die bösen Menschen	320
46. Wie die Hopi aus der Unterwelt kamen	325
47. Nahenezgani und Thobad schiffschini	
a) Geburt	332
b) Der Besuch im Himmel	334
c) Der Kampf mit dem Riesen	343
d) Weitere Abenteuer	346
e) Ushohanoai und Estfanatlehi	351
48. Koyotegeschichten	
a) Der Koyote und der erste Tote	353
b) Der Koyote befreit die Tiere	355
c) Der Koyote und die Wachteln	357
Verzeichnis und Erklärung der Abbildungen	359
Quellennachweise	364
Unmerkungen	367

Verzeichnis der Abbildungen

Seite

1. Siour=Häuptling	Titelbild
2. Wigwams der Winnibego (nach Schoolcraft) . . .	33
3. Tanz der Ischohå Kälosch Ochatå, eines Männerbundes der Mandan=Indianer (nach dem Prinzen Wied)	81
4. Häuptlinge der Tlingit (nach Emmons)	129
5. Bootsbestattung bei den Chinook (nach Schoolcraft)	161
6. Einsammeln von Grassamen bei den kalifornischen Indianern (nach Schoolcraft)	225
7. Die Schlangenpriester verlassen ihre Riva in dem Hopi=Orte Draibi (nach Both)	273
8. Marikopa=Frauen vom unteren Rio Gila (nach einer Photographie von Laber, S. Franzisco) . .	337

Karte von Nordamerika als Beilage

BE 635
(31. 749)



Die Märchen der Weltliteratur

Herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Baunert

Jeder Band in Pappe geb. M. 4.—, in Halbleder M. 6.50

Die Märchen der primitiven Völker:

Indianer-Märchen aus Südamerika. Hrsg. v. Theodor Koch-Grünberg. Mit einer Karte und 8 Tafeln. 12. Tsd.

Die Märchenwelt der südamerikanischen Indianer ist noch sehr wenig bekannt, so daß das Material für diesen Band nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten zusammenbringen war. Schöpfungs- und Heroensagen, die zum Teil wohl aus Naturmythen entstanden sind, wechseln mit einfachen Märchen, Tierfabeln und humoristischen Erzählungen. Zauberei und Verwandlungen mannigfacher Art spielen darin eine Rolle. Neben dem Humor, der die Freude des Indianers an drastisch-komischen Beispielen zum Ausdruck bringt, geht eine blühende Phantasie, die sich vielfach ins Groteske, bisweilen ins Unheimliche steigert, besonders bei den Märchen, die offenbar aus Fieberträumen entstanden sind.

Afrikanische Märchen. Hrsg. von Carl Meinhof. Mit 16 Tafeln und einer Sprachkarte von Afrika. 15. Tsd.

Tägliche Rundschau: Wer diese afrikanischen Märchen zu lesen beginnt, der hat bald den Frieden und die Heiterkeit, das Hoffen und die Ergebung, die aus vertrauter und liebender Naturbeobachtung, aus Ehrfurcht vor unbekannten und doch gewissen Lebensmächten, aus Heldenverehrung und Held-Sein, aus dem Ring von Schuld und Sühne, Mühe und Lohn immer zuströmen, wenn eben das Herz bereit ist.

Südseemärchen. Aus Australien, Neu-Guinea, Fidji, Karolinen, Samoa, Tonga, Hawaii, Neu-Seeland u. a. Hrsg. von Paul Hambruch. Mit 16 Tafeln. 16. Tsd.

Hans Bethge: Das Buch gewährt Einblick in die durch mündliche Überlieferung erhaltenen Literaturdenkmale primitivster Rassen. Märchen aus Australien, Neu-Guinea, Samoa, Hawaii, Neuseeland, den Karolinen und Fidjiinseln findet man hier zu schlichtem Kranze gewunden. Diese Märchen sind ganz naiver Konstruktion, kindhaft im Bau und in ihrem erzählenden Stil. Sie sind viel mehr mit der Wirklichkeit verknüpft als die Märchen der Kulturnationen. Der Kampf um das Dasein, Naturgewalten, der religiöse Kult, Schlußheit bei den Jagden, Feste, kurz alle Dinge, die das Leben eines Südseeinsulaners bewegen, spielen eine große Rolle.

Malaiische Märchen. Hrsg. v. Paul Hambruch. Mit 8 Tafeln. 10. Tsd.

Der Gral: Die malaiischen Märchen steigen auf von Tiergeschichten, Kosmogonien, moralisierenden Erzählungen, Heilbringer-Sagen, Parabeln bis zur Nahmenerzählung und zum Epos. Auffallend lebendig ist in ihnen der Naturfinn. Das Natürliche wird weitergegeben ohne künstlich gezogene oder auch kulturbedingte Schranken.

Märchen der amerikanischen Kulturvölker. (Peru, Mexiko, Guatemala, Kolumbien.) Hrsg. von W. Krickeberg (in Vorbereitung).

Über die 40bändige Sammlung verlange man Sonderprospekt!

HFM Könyvtár
20250828

HFM Könyvtár
20250828

HFM Könyvtár
20250828



Indiener-
Märchen
N Amerika

